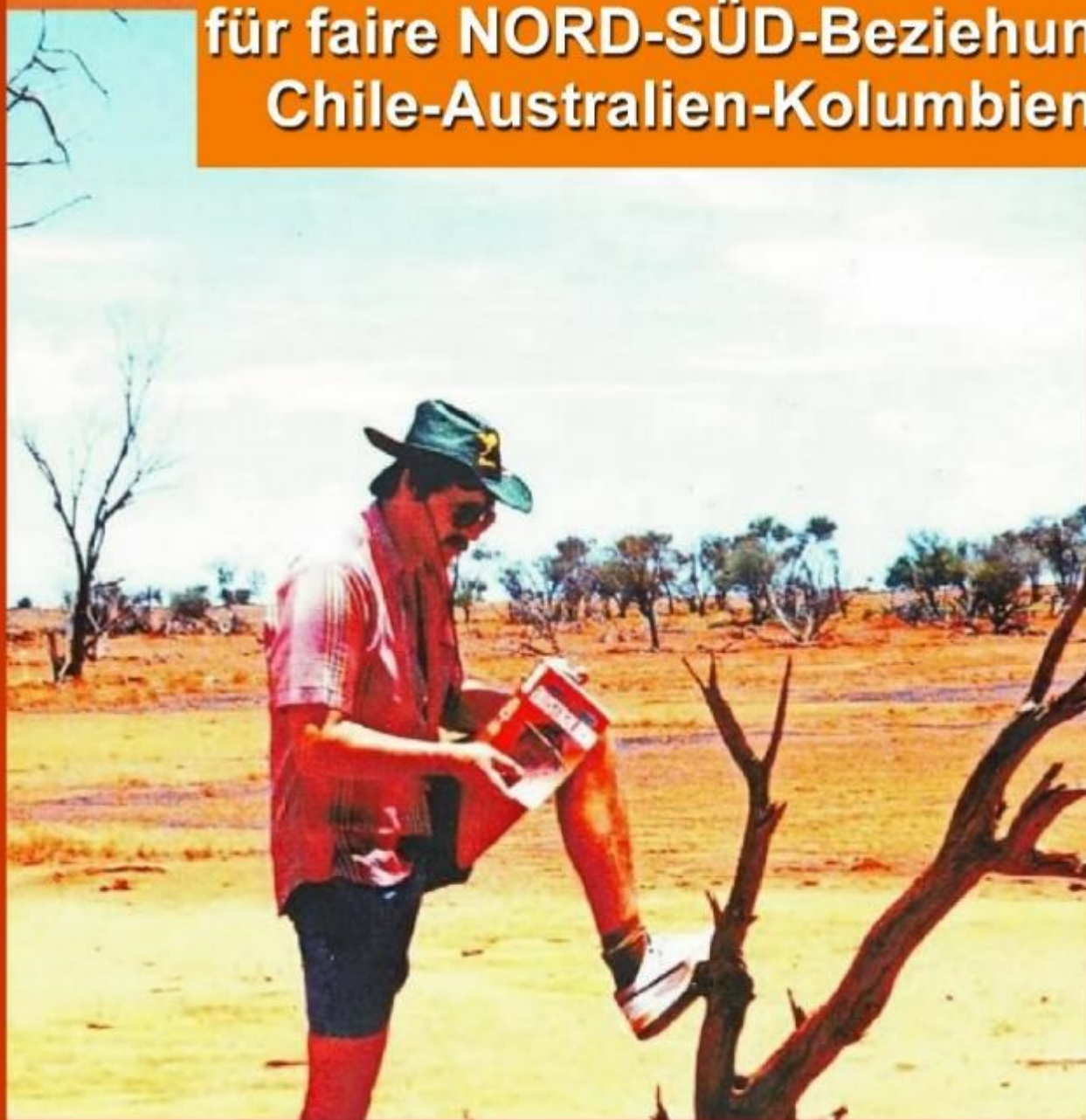


REISEN

für faire NORD-SÜD-Beziehungen
Chile-Australien-Kolumbien....



Elmar Römpczyk

Bd. II

**REISEN -
für faire Nord-Süd-Beziehungen
Chile - Australien - Kolumbien**

Inhalt REISEBAND II

Teil 7: Politische Bildungsarbeit für FES – Bonn	3
Teil 8: CHILE - holperige Re-demokratisierung	13
Teil 9: AUSTRALIEN als Absacker	142
Teil 10: Umweltbeauftragter der FES für drinnen und draußen	162
Teil 11: KOLUMBIEN Geschichten vom gewalttätigen Frieden	174

Fotos Umschlag REISEBAND II

vorn: Uluru-Suche im Outback, Australien
rück: Reisepartner Fräulein Quisco, Chile

**Text & Fotos:
© Dr. Elmar Römpczyk
Königswinter 2021**

**Lektor: Ino Cornely
Castrop-Rauxel**

BONN

POLITISCHE BILDUNG - DIENSTLICH und PRIVAT

Der Haiti-Einsatz für Brüssel war sehr lehrreich gewesen, aber abgeschlossen; die bunten Jahren in Peru ebenso (s. Reiseband I). Ich war wieder in Deutschland und intensiv auf der Suche nach Formen von "Entwicklungshilfe", die sich nicht am politischen Opportunismus der höchsten politischen Ebenen ausrichtet (Brüssel-Paris-Bonn vs. Washington, wie in Haiti). Auch wollte ich mich nicht vor den Karren einer gnadenlosen Ausbeutung des eigenen Volkes durch eine Handvoll skrupelloser Vertreter der nationalen Oligarchie spannen lassen, wie ich es gerade in der Karibik erlebt hatte. Ich verließ den Consulting-Sektor (vielleicht war man bei PROIND in Köln auch froh, einen solchen Quertreiber los zu sein, der ja nur die Provisionen drückte) und klopfte an die Türen einer ganzen Reihe gut beleumdeter deutscher Institutionen, die sich mit politischer Bildung, mit gesellschafts-politischer Analyse oder auch mit dem Themenpaket "Nord-Süd-Beziehungen" beschäftigten. Auf der Ebene, auf der ich gerne einsteigen wollte, kam es mehrfach zu "Entscheidungskämpfen" zwischen zwei mehr oder minder gleich gut qualifizierten Bewerbern. Der eine davon war ich. Aber ich blieb zweiter Sieger beim Iberoamerika-Institut in Hamburg gegen meinen späteren Kollegen Michael Ehrke, wie auch um eine C 2-Stelle in der Lateinamerika-Forschung an der FU in Berlin gegen Thomas Hurtienne. Dann besuchte ich an einem kühlen Herbsttag den ehemaligen DED-Kollegen Reinhard Schmidt in der Friedrich Ebert Stiftung in der Hauptstadt Bonn, mit der ich bisher nur indirekt durch ihre Auslandsmitarbeiter zu tun hatte, wie z.B. Heiner Sassenfeld in Peru.

VOR ANKER BEI DER FRIEDRICH-EBERT-STIFTUNG

Reinhard sah eine Chance im direkten Gespräch mit dem Abteilungsleiter der Entwicklungsländerforschung. Der hatte auch gerade ein Terminloch. Er rief seinen Stellvertreter dazu. Das Achteaugengespräch dauerte vielleicht eine Stunde. Dann schauten sich Häuptling Günter Esters und Unterhäuptling Klaus Peter Treydte (KPT) an. KPT: *ja, sicher ein bisschen sehr links, aber könnte passen*. Der Rest waren ein paar Formalitäten. Und ab Anfang 1983 war ich Teil der Mannschaft. Auch heute sage ich immer noch, dass diese Mannschaft für die folgenden 2 Jahre das Beste war, was mir an Kollegium in meinem Arbeitsleben widerfahren ist. Der Kitt dieser Mannschaft bestand zum einen im team-play innerhalb der FES-Abteilung. Zum anderen verlängerten sich die Harmonien am Arbeitsplatz auch deutlich darüber hinaus in den privaten Lebensbereich hinein. Das bröckelte nach etwa 2 Jahren gegenüber einigen Kollegen ab, weil es zum Prinzip der Stiftung gehörte, ihre Auslandsvertreter nach maximal 5 Jahren wieder "reinzuholen", damit sie da draußen nicht "verbuschen" und im Gegenzug ihre Inlandsmitarbeiter für einige Jahre nach draußen "an die Front" zu schicken. Ein Reissverschlußsystem, das manchem Kollegen, der sich im Auslandseinsatz zu schnell an seine „wichtige“ Repräsentanten-Rolle und an das gute Gehalt gewöhnt hatte, nicht immer gefiel. Aber für die Institution sehe ich grundsätzlich keine bessere Methode, um gleichgerichtete Corporate Identity für drinnen und draußen herzustellen. Einige aus diesem Team hatten ein nicht-formalisiertes „old-boys-network“ gebildet. Dazu gehörten Jürgen Brummel, der später Personalleiter der FES wur-

de, mit dem ich aber in den bonner Jahren den "harten Kern" der FES-Fußballmannschaft bilden konnte; oder Heidulf Schmidt, mit dem zusammen ich schon in der EZE die Grenzen unseres Mandats gegenüber den evangelikalen Kirchen in den Andenstaaten ausgetestet hatte. Er war ebenfalls bei der FES gelandet, wurde zuerst nach Ecuador geschickt und war später der FES-Vertreter in Prag noch bevor ich im Baltikum landete und er als Rentner dann mit seiner Frau Karin (die meine Dissertation auf ihrer Olympia getippt hatte) ein kleines restauriertes Bauernhäuschen in Senés bei Almería im sonnigen Spanien zu seinem Ruhesitz erklärte. Es gab aber auch Kollegen mit sehr eigenem Profil, wie Hans Blumenthal, der sich später in Kolumbien verheiratete und das FES-Büro in Bogotá leitete als ich dort für die GTZ die Umweltprojekte verantwortete und seine inzwischen eingetretene persönliche Krise des Öfteren unser Gesprächsthema war. Dabei trafen wir uns nach Feierabend genau in dem klassischen Altbau, dessen Ankauf für die FES ich selber im Rahmen einer Dienstreise einst eingefädelt hatte. Und Klaus Schubert gehörte ebenfalls in diese Mannschaft (tatsächlich nur Mannschaft), mit dem ich eine tolle FES-interne Auto-Ralley quer durchs Siebengebirge mit seinem kleinen Sohn Nico schlafend auf der Rückbank gewonnen hatte,



ER und Klaus Schubert: effizientes

Sieger-Team der FES-Ralley durch das Siebengebirge, 1985

Klaus, der später mein Vorgänger in Chile wurde - der beste Vorgänger in schwierigen Zeiten, den ich mir hätte wünschen können. Den ich zwischendurch in Brasilien traf, wo er sich als Methodiker selbständig gemacht hatte. Der mich seinerseits Jahre später auch mal in Kolumbien besuchte und nach einer gemeinsamen, anstrengenden Wanderung durch die kolumbianischen Berge dort beinahe einem Herzinfarkt erlegen wäre. Und mit dem ich schließlich in unseren rüstigen Rentnerjahren eines Abends (2018) auch mal wieder am Rheinufer in Königswinter die aktuelle Lage in Brasilien diskutieren konnte, weil dort gegen unseren früheren Partner „Lula“ und dessen Nachfolgerin auf dem Präsidentenstuhl von der finanzstarken Rechten im Lande erfolgreich Kampagnen gestartet worden waren. Luiz Inácio Lula da Silva (Lula) war schließlich mächtiger Gewerkschaftsführer gewesen – bevor er anerkannter Staatspräsident wurde. Dilma Rousseff hatte in der brasilianischen Guerrilla gegen die Militärdiktatur gearbeitet – bevor sie Lulas Nachfolgerin als Präsidentin wurde. Solche Biographien waren für den dümmlichen Offizier Jair Bolsonaro als neuer Präsident nicht nur politisch rote Tücher.

Klaus kennt Lula bestens durch seine langen Jahre in Brasilien. Ich kenne Lula ebenfalls persönlich von seinen Besuchen bei der FES in Bonn etc.. Und bei aller persönlichen Sympathie empfand ich ein bißchen die Gefahr, dass er in zahlreichen Drittwelt-Ländern als ein neuer Messias der Linken gesehen würde. Diesen Anspruch kann er in der heutigen Zeit nur bedingt erfüllen, weil er eine ganze Reihe pragmatischer Konzessionen an das nationale und das internationale Kapital machen musste, um wenigstens einen Teil seiner Sozialreformen durchsetzen zu können. Ich war zu Beginn der 2000er Jahre daher gespannt, ob nach Ablauf der ersten Regierungsjahre die aufkommende Kritik von Teilen seiner eigenen Partei eventuell größer sein wird als die Anti-Lula-Interviews der Wall-

Street-Kapitäne... Erst als Lula bei seiner erneuten Kandidatur 2018 bei den Umfragen in Führung lag und gleichzeitig der US-Präsident D. Trump hieß, schaffte es der ultra-konservative, mit den brasilianischen Militärs eng verbundene Jair Bolsonaro und seine Förderer, Lula einige Monate vor der Präsidentschaftswahl ins Gefängnis zu bringen. Bolsonaro gewann dadurch die Wahl, bekannte sich zum größten Fan von D. Trump, setzte demonstrativ auf die Militärs und beförderte den „Lula- Richter“ sofort zu seinem Justizminister.¹

Die Referententätigkeit in einem bonner Büro der FES in den 1980er Jahren war alles andere als einschläfernd oder reduziert auf das Entstauben von Akten. Sie hatte mit der Beobachtung und Einschätzung solcher Prozesse zu tun, wie sie sich um Persönlichkeiten wie Lula entwickeln. Und zur entwicklungspolitischen Arbeit in Bonn gehörte das Umfeld der FES, das sich jeder von uns für seinen spezifischen Arbeitsplatz organisierte und aufbaute. Der **persönlich-institutionelle gesellschaftspolitische Rückraum**. Da ich der Zusammenarbeit mit Organisationen der Zivilgesellschaft viel Gewicht beimaß, kam bestimmten Organisationen eine besondere Rolle zu und darin wieder bestimmten Personen, zu denen der persönliche Kontakt weit über die bonner Zeit hinaus Bestand hatte, etwa Heiner Stienhans bei der Welthungerhilfe; oder Andreas Gettkant in der Willy-Brandt-Stiftung, mit dem mich später die GTZ-Arbeit wieder zusammenführte; oder Rainer Grieshammer vom Öko-Institut Freiburg. Auch Clarita Müller-Plantenberg an der Uni Kassel oder Manfred Nitsch und Wolf Grabendorff als sie noch zusammen in einem Kämmerchen der Stiftung Wissenschaft und Politik am Starnberger See saßen und ihre Lateinamerika-Analysen schrieben. Sie alle trugen dazu bei, dass die gesellschaftspolitische Arbeit in der FES auch in Bonn für mich von Anfang an attraktiv war.

DER BONNER ARBEITSPLATZ

Im Verlauf der bonner Jahre war ich fast für jedes Land in Südamerika zumindest eine Weile zuständig gewesen. Am intensivsten allerdings für unsere Büros in den Andenländern. Als FES bestanden naturnotwendig intensive Kontakte zur internationalen Abteilung der SPD mit Hans Eberhard Dingels als deren Leiter und Wolfgang Weege als dem für Lateinamerika zuständigen Kollegen dort.

Und immer wieder nahmen wir FES-Vertreter auch an Fraktionssitzungen der SPD-MdBs im Langen Eugen teil, bei denen es um politische und sonstige Entwicklungen in unseren jeweiligen Ländern ging. Denn wir hielten routinemäßig unser Ohr an die politischen und wirtschaftlich-sozialen Entwicklungen in „unseren“ Ländern und tauschten uns mit solchen Institutionen aus, wie der genannten Willy-Brandt-Stiftung oder der Stiftung Wissenschaft und Politik, und vor allem mit solchen Akteuren, die sich in ihren Ländern gegen Oligarchentum und Militärherrschaft stellten.

Hier konnte sich auch das old-boys-network beweisen. Denn irgendwann leitete Klaus Schubert das FES-Büro in Chile und ich war in Bonn sein backstopper, besuchte in dieser Funktion auch selber Chile und stimmte mich mit Klaus in persönlichen Gesprächen vor Ort darüber ab, wie wir die Möglichkeiten der FES nutzen wollten, um die Opposition gegen den Diktator Pinochet zu unterstützen. Um sich vor der Geheimpolizei Pinochets besser zu schützen, hatte sich die chilenische Opposition in dem großen Land verteilt. Klaus und ich reisten ihnen nach, bis in die äußersten Landesteile.

Es waren die 1980er Jahre, die häufig als das verlorene Jahrzehnt des Subkontinents

¹ Bericht der Süddeutschen Zeitung vom 11.6.2019: „Neue Zweifel an Urteil gegen Lula“

Lateinamerika beklagt wurden. Aber die Oppositionellen wollten diese Beschreibung nicht einfach hinnehmen, weil sie nur aus einem bestimmten Blickwinkel so gesehen werden konnte. Auch wir sahen die Potenziale und waren bereit, die Opposition politisch und materiell zu unterstützen



Klaus und ER treffen sich mit der chilenischen Opposition in Patagonien

Wegen der anhaltenden Diktaturen in mehreren lateinamerikanischen Staaten trafen wir uns häufig in der Stiftung oder bei Wolfgang Weege in der SPD-Baracke oder bei bestimmten Abgeordneten

im Langen Eugen, wie Freimut Duve, Ulrich Klose oder Ernst Walthemate, um uns auch auf dieser Ebene gemeinsam mit Oppositionspolitikern aus diesen Ländern abzustimmen. Im Fall Chiles, etwa, gehörten zu den wiederholten Besuchern in Bonn Ricardo Lagos (Sozialistische Partei, später Staatspräsident) oder Anselmo Sule (Radikale Partei) oder Enrique Silva Cimma, der in der ersten demokratischen Regierung ab 1990 Außenminister wurde. Als Referent für Chile erinnere ich mich dabei an einen 3-stündigen Spaziergang durch den bonner Rheinauenpark mit Ricardo Lagos, den er noch als „Gewaltmarsch“ in Erinnerung hatte als er später Staatspräsident wurde und ich in Chile die Stiftung vertrat. Bei solchen Gesprächen wurden sehr viele Maßnahmen zur Unterstützung der Opposition in Chile, aber auch der Exil-Gruppen in Deutschland besprochen, auf Machbarkeit geprüft und vereinbart. Denn es gab ja noch 2 Deutschlands und in beiden hatten Exil-Chilenen Aufnahme gefunden. Und es gab eine zunehmende Wanderbewegung der Exil-Chilenen aus der DDR in die BRD. In diesen späten 1980er Jahren achtete die SPD immer auch auf „Kalte-Kriegs-Signale“, was so viel hieß, dass Vertreter der Sozialisten bzw. Kommunisten wegen ihrer intensiven Kontakte zur SED in Ost-Berlin mit Zurückhaltung behandelt wurden. Als Generalsekretäre ihrer Partei waren Carlos Altamirano oder Clodomiro Almeyda in den 1980er Jahre daher in Bonn nicht hoffähig - Verfolgte oder nicht.

Das änderte sich mit Ricardo Núñez und Jorge Arrate als die am Ende der 1980er Jahre aus der DDR in den Westen gewechselt waren und dann zu Beginn der 1990er Jahre mit einem westeuropäischen Verständnis von Sozialismus (im Sinne des linken SPD-Flügels oder im Sinne von Felipe González in Spanien) auch Parteivorsitzende wurden. Mit ihnen speziell, aber auch mit anderen führenden Köpfen ihrer Partei (Germán Correa, Camilo Escalona, Gonzalo Martner) hatte ich dann selber in Chile intensive Arbeitskontakte beim Wiederaufbau der chilenischen Demokratie ab 1990. In meiner bonner Zeit war diese unmittelbar (partei-)politische Zusammenarbeit mit der Opposition gegen die Diktaturen ihrer Länder immer stärker gewesen als mein Interesse an den Vertretern der Gewerkschaften. Es gab zu viele „gelbe“ Gewerkschaften..... Dabei war die Stiftung außerordentlich eng mit dem DGB und verschiedenen Branchengewerkschaften verbunden und führte auch Projekte im Inter-

esse der Gewerkschaften mit deren Geldmitteln durch. Was mich betraf, war Brasilien eine deutliche Ausnahme. Die Ausnahme hieß Lula. Er war der Führer der Metallergewerkschaft in Brasilien. Er hatte zu Deutschland allein durch die breite Produktionspalette von VW do Brasil eine intensive gewerkschaftliche Beziehung – und gleichzeitig stellte die extrem freundliche Haltung der VW-Führung gegenüber der brasilianischen Militärdiktatur eine schwere Belastung der deutsch-brasilianischen Beziehungen dar. Jedenfalls für jemanden, der die Rechte der Arbeiter und Angestellten und die allgemeinen Menschenrechte vertrat (in den 2000er Jahren verhielt sich VW wieder ähnlich in China, als einziger ausländischer Autobauer mit Produktionsstätten in der Uiguren-Region, in der Beijing Hunderttausende moslemische Uiguren in Konzentrationslagern wegsperrt).²

Lula war mehr als einmal in der FES in Bonn und solange ich für Brasilien zuständig war begleitete ich ihn bei den Besuchsprogrammen, die wir für Lula organisiert hatten. So wie ich mich an manche situative Einzelheit mit Ricardo Lagos (in der Rheinaue) oder Enrique Silva Cimma (die abhörfreien Gespräche in seinem Steigenberger Hotelzimmer) erinnere, so auch z.B. an einen Kneipenbesuch mit Lula in der Düsseldorfer Altstadt nachdem das offizielle Programm beim DGB abgearbeitet war. Wir saßen dort bei einem Altbier. Der DBG-Vorsitzende Ernst Breit erklärte in seiner stillen Art dem Brasilianer Lula den Charakter eines bodenständigen Dithmarscheners aus dem Land zwischen Elbe und Nord-Ostsee-Kanal (also dem Wikinger-Kernland). Und dann Lula, der die Lebensphilosophie eines sächsischen Bierkutschers ausstrahlte und dabei sehr lebendig von den Streiks gegen die Militärs, von seinem Gefängnisaufenthalt während der Diktatur und von seiner Vision eines demokratischen und sozial gerechteren Brasilien laut träumte. Und er träumte auch davon, dass der DGB seinen Gewerkschaftskollegen in São Paulo und Belo Horizonte und die SPD seiner Arbeiterpartei und auch die FES weiterhin ihre Unterstützung für diese politischen Träume versicherten.

Da hatte die Beziehung Lula-FES schon einen Zusatzakzent erhalten. Denn Lula hatte seit 1980 deutlich über die Gewerkschaftsarbeit hinausgeblickt und die brasilianische Arbeiterpartei PT gegründet. Entsprechend hatte die FES in dem riesigen Land Brasilien auch zwei FES-Büros eingerichtet, eines in Rio für die stärker politische Arbeit und eines in São Paulo, wo die Gewerkschaften stärker die Politik mitbestimmten als in jeder anderen brasilianischen Industriemetropole.

Natürlich gab es von allen Seiten eindeutige und positive Reaktionen (einschließlich Bundeskanzler Schmidt) und ich denke, Lula war immer wieder gerne in Deutschland und auch bei uns in der Stiftung. Das zeigte sich zwangsläufig auch bei den ausgezeichneten Beziehungen, die gerade unser Büroleiter in São Paulo, Uwe Optenhögel, genoß. Er kam selber aus der deutschen Gewerkschaftsarbeit und fand daher bei Lula offene Türen. Mit Uwe konnte ich einige Jahre später wieder zusammenarbeiten als er das FES-Büro in Stockholm leitete und ich die 3 Büros im Baltikum. Da ergänzte sich wieder unser beider Arbeitsansatz, gerne auch über die Landesgrenzen hinweg zu schauen. Wir waren beide an der Schaffung von Entwicklungs-Synergien für die gesamte Ostsee-Region interessiert, nicht nur am „eigenen“ Land.

Und dann gab es eben auch weniger freudige Momente. So, als ein anderer sympathischer Kollege nach der Leitung des FES-Büros in São Paulo zurück kam nach Bonn in die Zentrale und ich zur selben Zeit meinen Dienst für die Stiftung in Chile antrat (1989). Harald und seine Familie mieteten unser Häuschen in Bad Godesberg. Nur bekam ihm das nicht

² DER SPIEGEL hält am 21.5.2021 fest: „Westliche Staaten werfen China Völkermord an den Uiguren in Xinjiang vor. Peking behauptet, in der Heimatregion der muslimischen Minderheit sei alles in bester Ordnung --- ein Land der Täuschungen“

sonderlich. Denn eines Tages erreichte uns in Chile die Nachricht, dass ein tödlicher Sturz in unserem Haus sein Leben beendet hatte. Ich war ziemlich betroffen. Aber wir erfuhren keine Einzelheiten.

Zurück zu Bonn. Die Arbeit dort war ausserordentlich attraktiv, weil ich einerseits die partizipative Nord-Süd-Politik Willy Brandts mit vertreten konnte und weil wir (die genannten Kollegen) an einer damals wichtigen Partnerschaft Europa-Lateinamerika mitarbeiteten. Die kritische Einstellung gegenüber einer imperialen Grundhaltung der US-Regierungen, auf die man zum Glück in allen Ländern des Kontinents – manchmal sogar auf Regierungsebene – traf, hatte meine volle Sympathie. Neben der Referententätigkeit im engeren Sinne gab es eine sehr spannende und aus meiner Sicht ausgesprochen wichtige Ebene unserer Arbeit, die unmittelbar in die Gesellschaft hinein wirkte: politische Bildung.

POLITISCHE BILDUNGSARBEIT, dienstlich

Mit Bildungsarbeit meine ich zunächst die diversen nationalen und internationalen Konferenzen, die jeder von uns Referenten immer wieder für ein breites Publikum organisierte und die Diskussionen mit Schülern, Studenten oder Ortsvereinen der SPD, zu denen die Stiftung immer wieder aus aktuellem Anlaß in die Sitzungssäle in Bad Godesberg einlud und wo ich mich selber eigentlich immer gerne der Diskussion und den neugierigen Fragen gestellt habe.... Ganz besonders gerne war ich dabei, wenn es auch um Themen ging, die ich in der Dissertation angesprochen und bearbeitet hatte und für die sich nicht nur die FES-Bibliothek zur Bestandsvergrößerung interessierte. Ich war ja seit Uni-Zeiten der festen Überzeugung, dass „internationale Umweltpolitik“ ein unerschöpfliches Thema für den Rest meines Lebens bleiben könnte.....



ER im Vorgespräch mit Referenten zu einer der Nord-Süd-Konferenzen im Auditorium der FES in Bonn

Denn in der Dissertation geht es auch um die internationalen Umweltvereinbarungen, die im laufenden und den kommenden Jahrzehnten zu einem der wichtigsten Konfliktbereiche zwischen Industriestaaten und Entwicklungsländern werden würden. Da sprach mich eines Tages

Dr. Uwe Holtz an, der entwicklungspolitische Sprecher der SPD-Fraktion. Er hatte einen Lehrauftrag in Politischen Wissenschaften an der Bonner Uni inne. Ich könnte doch mit meinen Themen ebenfalls einen Lehrauftrag innerhalb der Sozialwissenschaften übernehmen. Mein Abteilungsleiter sah darin keine Gefährdung meiner normalen FES-Tätigkeiten. Ich sagte natürlich gerne zu, entwickelte meine Veranstaltungsreihe und erhielt das ortsübliche Honorar (versteuert). Zwischen 1987 und 1989 bot ich also ein 2-stündiges Wochenseminar im Bereich Soziologie an. Schwerpunktregion war zwangsläufig Lateinamerika. Und wir redeten nicht nur über die Umweltprobleme im engeren Sinne dieses

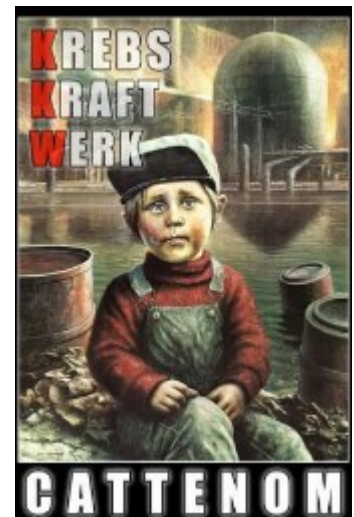
Jahrzehnts in Peru und Chile und Argentinien und Brasilien.³ Gelegentlich legten wir die Seminarstunden zu einem Block zusammen, um Gesprächstermine in Botschaften, im BMZ oder in anderen Institutionen der Entwicklungszusammenarbeit wahrzunehmen, die ich in der Doppelrolle als Uni und als FES eigentlich immer problemlos vereinbaren konnte. In Abständen lud ich meine Studenten auch in einen Sitzungsraum der FES. Wir hatten dort einfach mehr Platz und auch die Technik für Referate mit powerpoint-Unterstützung. Denn das war der einzige Schwachpunkt in der Uni der Hauptstadt Bonn: für meine Veranstaltungen hatte ich nur einen vergleichsweise kleinen Raum unterm Dach und schräg. Es war immer etwas eng dort oben und im Sommer ziemlich warm. Alles zusammen hört sich nach hohem Zeitaufwand an. Ich muß allerdings sehr lobend erwähnen, dass die FES-Personalabteilung mir einen Teil der Universitätsarbeit als Dienstzeit anerkannte. Dadurch blieb immer noch Zeit für die Familie und für Besuche bei Freunden.

POLITISCHE BILDUNGSARBEIT, privat

Als Familie brauchten wir an den Wochenenden durchaus einiges an Zeit für Besuche und Ausflüge. Zeit, um im Sommer Roses Kinder nach Bonn einzuladen und gemeinsam im Laacher See schwimmen zu lernen – oder sie auch schon mal mitzunehmen an unsere Lieblingsstrände im spanischen Kantabrien. Zeit, um im Winter im bonner Kottenforst die Spuren im Schnee zu bestimmen. Und wir brauchten Zeit für die großen Friedensdemonstrationen und die großen Anti-Atom-Märsche - die in Bonn selber und die anderen in Brokdorf, in Wackersdorf, im französischen Cattenom

Als am 26 April 1986 die größte zivile Nuklearkatastrophe in Tschernobyl passierte, sprach jeder in Deutschland von Becquerel, von Cäsium-137, von Jod-Tabletten und von Halbwertszeiten. Der Sand auf den Kinderspielplätzen wurde ausgetauscht, Pilze wurden nicht mehr gegessen und die Milch, die nicht gleich weggeschüttet wurde, verarbeiteten einige Großmolkereien zu Milchpulver, das dann als Entwicklungshilfe in Ägypten und anderswo endete. Wir verfolgten die gewaltige radioaktive Wolke, die in Bayern die Waldfrüchte und Pilze ebenso vergiftete wie im schwedischen Lappland die Rene. Kinder- und Jugendbücher zum Atom-Thema kamen auf den Markt, wie etwas später „Die Wolke“ von Gudrun Pausewang (1987), die wir dann auch zusammen mit unseren Kindern lasen und darüber sprachen.....

In dieser sehr angespannten Gesamtsituation berichteten die Medien ausführlich über die betont laxen Haltung in Frankreich gegenüber Atomkraftwerken. Und eines der vielen französischen AKW sollte jetzt nur wenige Monate nach Tschernobyl ans Netz



³ Aufsätze und gesellschaftspolitische Analysen zu unterschiedlichen entwicklungspolitischen Themen hatte ich in diesen Jahren schon vor allem in Organen veröffentlicht, die auf die entwicklungspolitische Diskussion in Deutschland Einfluß nahmen und die auch den Studenten zugänglich waren: die *Vierteljahresberentwicklungspolitische Diskussion* in Deutschland Einfluß nahmen: die *Vierteljahresberichte* der FES und die Reihe *International Politics* der FES sowie die Reihe *Analysen* der Stiftung; aber auch die Zeitschrift *Entwicklung und Zusammenarbeit* sowie die spanischsprachige Zeitschrift *Desarrollo y Cooperación*; die EKD-nahe Zeitschrift *Der Überblick* und das *Jahrbuch Dritte Welt* sowie zahlreiche Berichte für den *Parlamentarischen Pressedienst* der SPD-Fraktion. Alles leicht zugänglich für die Studenten

gehen, Cattenom. Cattenom an der Mosel, kurz vor der deutschen Grenze. Das AKW-Kühlwasser fließt natürlich Mosel-abwärts und in den Rhein und in die Nordsee. DER SPIEGEL berichtete noch kurz vor der Inbetriebnahme: „Die deutschen AKW-Gegner aus dem Saarland und Rheinland-Pfalz empfinden Cattenom als Störfall der nachbarschaftlichen Beziehungen. Cattenom, so rief Oskar Lafontaine im Juni mit feuerrotem Kopf auf der lothringischen Protestwiese, sei "eine Kriegserklärung an das Leben".“ (Der Spiegel, 1.9.1986)

Wir empfanden ähnlich wie Oskar Lafontaine, Oberbürgermeister in Saarbrücken, und waren mit den Kindern beim großen Marsch zur Mosel und gegen Cattenom dabei. Im November, also kurz nach Tschernobyl, sollte der erste Block in Cattenom ans Netz gehen. Aber drei weitere waren schon im Bau. Zum Glück herrschte strahlender Sonnenschein. Immer mehr alte und junge AKW-Gegner aus allen Teilen der BRD verdichteten sich zum Protestmarsch mit ihren Fahnen und Transparenten. Wir waren Teil eines gesellschaftlichen Gesamtbildes gegen staatliche Willkür, wie viele Jahre später erst wieder bei den Protesten in Berlin und Hannover gegen das Freihandelsabkommen TTIP (2015/2016). Nur, wir verloren gegen die Atom-Industrie. Alle 4 Blöcke in Cattenom wurden zu Ende gebaut und gingen ans Netz. Obwohl auch viele Wissenschaftler für alternative Energien plädierten, fühlten die politischen Führungen sich im Kalten Krieg und hielten „Abschreckung durch Atom-Waffen“ für das probate Mittel. Und das ging nun mal nicht ohne AKWs.



An unserem Passat leuchtete natürlich der große gelb-rote Aufkleber auch weiterhin. Die Diskussionen mit den eigenen Eltern verliefen gelegentlich etwas heftig. Denn unserer beider Eltern waren klassische CDU-Wähler, wobei unsere Mara früh die Kehre zu den ersten wertkonservativen Öko-Bewegungen und Öko-Parteien nahm - aber nie *Die Grünen* selbst wählen wollte. Lange grüne Bärte, stillende grüne Mütter, strickende grüne Abgeordnete – das war nicht *comme il faut*.

Wir hatten zum ersten Mal eine Kühltruhe gekauft, um nicht-verstrahlte Lebensmittel einzulagern. Ich machte sie in meiner Steuererklärung als Sonderausgabe geltend („Vorsorge“), kam damit bei der Beamtin am bonner Finanzamt aber nicht durch. Sie sah das als Versuch an, sie auf den Arm zu nehmen. Dabei wollte ich nur etwas von der Stimmung auf der Straße in die staubfreie Amtsstube tragen.

PERSÖNLICHE LEITGEDANKEN :

zukunfts-fähig denken & Demokratie stärken

Die Anti-Atom-Bewegung in Deutschland war nicht einheitlich aufgestellt. Ein Teil forderte die sofortige und bedingungslose Stilllegung aller Kernenergieanlagen. Die Mehrheit gab sich allerdings pragmatisch und forderte lediglich eine zügige Stilllegung, die technisch ohne Stromausfälle erfolgen sollte. Über allen schwebte aber diese kolossale Verunsicherung durch die nicht transparenten Gefahren für das Leben der heutigen Menschen und der Folgegenerationen. Auch die Jüngeren konnten im Fernsehen immer wieder die Wirkungen der Bomben gegen Hiroshima und Nagasaki nachverfolgen und jedermann mußte klar werden, dass es den politischen Führungen in West und Ost vor allem um den militärischen Teil der nuklearen Energien geht – bis heute.

Die zahllosen Protestaktionen Ende der 1970er, Anfang der 1980er Jahre hatte die Anti-Atom-Bewegung zur größten Bürgerinitiative in Deutschland gemacht. Und diese Bürgerinitiative hatte zur Geburt einer neuen Partei beigetragen, Die Grünen. Innerhalb

der FES lag die Atom-kritische Einstellung weit über dem Durchschnitt der Bundesbürger und ich erinnere mich gut daran, dass mich eines Tages Joschka Fischer zufällig bei einer Veranstaltung in der Stiftung auf den Aufbau und die Funktionsweise unserer politischen Stiftung ansprach. Zu der Zeit (eigentlich die ganze Zeit über zwischen 1986 und 1996) liefen bei den Grünen heftige interne Diskussionen, ob sie eine ähnliche Stiftung, wie die FES gründen sollten oder nicht. Die Grünen hatten zu der Zeit in einzelnen Bundesländern schon politische Stiftungen eingerichtet und es gab auf Bundesebene auch die *Frauenanstiftung* und es gab die vielen Grünen-nahen Friedensgruppen. Abgeschlossen wurden diese Diskussionen eigentlich erst als die Heinrich-Böll-Stiftung 1997 ihre Arbeit in Berlin aufnahm. Ich hatte Joschka Fischer natürlich auf seine Fragen geantwortet, weil ich mit einer Grünen Stiftung persönlich überhaupt kein Problem hatte. Die FES als Institution allerdings schon, denn so wie die Grüne Partei eine ungewünschte Konkurrenz für die SPD geworden war (auch weil Umwelt-SPDler zu ihren Gründern gehörten), so war jede Grüne Stiftung automatisch eine spürbare Konkurrenz für die FES und die anderen etablierten Politischen Stiftungen. Denn alle parteinahen politischen Stiftungen erhalten ihre Finanzmittel aus demselben Titel im Bundeshaushalt – und da etablierte sich jetzt ein zusätzlicher Antragsteller. Der Kuchen mußte neu verteilt werden. In meinen Augen gab es allerdings keinen Patentschutz für grünes Denken. Als die Heinrich-Böll dann tatsächlich gegründet war, war ich selber schon längst der Umweltbeauftragte der FES und hatte unserer Stiftung schon einen grünen Aufkleber durch Veranstaltungen und Publikationen verpaßt.⁴

Während der bonner Zeit konnten wir nur hoffen, dass es nirgendwo auf der Welt je zu einem neuen Tschernobyl oder einem weiteren Hiroshima oder einem (theoretisch immer möglichen) Fukushima kommen möge. Die Havarien, die dennoch passierten, hätten eigentlich schon reichen müssen als Abschreckung - vor allem *Three Mile Island* in Pennsylvania, wo 1979 eine 50%ige Kernschmelze stattgefunden hatte...

... und 40 Jahre später dazu die öffentliche Nachricht in Schwerin, 21.9.2019

Die Cattenom-Proteste hatten noch etwas ganz anderes bei mir bewirkt. Ich hatte den



⁴ In der Schriftenreihe der FES *Internationale Politik* veröffentlichte ich lange Beiträge, wie „Internationale Umweltpolitik als entwicklungspolitische Herausforderung“ (1986) ebenso wie in Schriftenreihen anderer Institutionen oder immer mehr eigene Monographien. Grüne Themen hatten jetzt jedenfalls einen konkreten Ansprechpartner in der FES

Eindruck gewonnen, dass der Saarbrücker Oberbürgermeister Oskar Lafontaine keiner der häufigen politischen Opportunisten sei. Er hatte dieselbe eindeutige Haltung bei Cattenom gezeigt, wie im Vorjahr als ich ihn für ein gemeinsames Gespräch mit dem Oberbürgermeister von Lima gewonnen hatte. Alfonso Barrantes steckte 1985 mitten im Wahlkampf um die Präsidentschaft in Peru. Er hatte sich als Kandidat der Vereinigten Linken gegen den Sozialdemokraten Alan Garcia aufgestellt. Persönlich traute ich Garcia nicht und hoffte, der „campesino“ Barrantes aus Cajamarca würde die eigentliche Linke in Peru zum Wahlsieg führen. Ich setzte auf politische und persönliche Sympathien zwischen Barrantes und Lafontaine. Wir hatten problemlos einen Termin in Saarbrücken erhalten. Ich fuhr mit Barrantes die Mosel entlang, zeigte ihm auf der Hinfahrt Cochem mit der Burg und auf der Rückfahrt Traben-Trarbach mit seinem Stadttor. Und dazwischen lag ein gutes und offenes Gespräch im Rathaus Saarbrücken. Barrantes hatte jetzt einen Freund innerhalb der SPD-Führung. Am Ende gewann leider dennoch Alan García (und erwies sich später als hinreichend korrupt, entschlüpfte aber der Justiz nach Kolumbien und nach Frankreich und setzte erst im April 2019 seinem miesen Leben mit einer Kugel ein Ende). Nach unserem Saarland-Ausflug meldete sich Barrantes urplötzlich krank. Ich besuchte ihn zusammen mit dem Peru-Referenten der Deutschen Welthungerhilfe, Heiner Stienhans, im bonner Hotel. Stienhans sprach immer nur vom „cholo“, weil er Barrantes schon aus Cajamarca kannte, wo sich gute Bekannte gerne so anredeten. Barrantes erzählte uns jetzt, dass seine Ärzte in Lima schon den Verdacht auf Gallensteine geäußert und ihm von der Deutschlandreise abgeraten hatten. Wir erkundigten uns wegen eines Termins in der Helios-Klinik In Wuppertal-Barmen. Ich fuhr Barrantes hin. Er wurde sofort operiert. Beim nächsten Besuch am Krankenbett zeigte er mir ein Glasröhrchen mit viel Sand. Das waren seine zertrümmerten Gallensteine. Für mich hatten sie viel Ähnlichkeit mit dem Wüstensand an Limas Küste. Die Kostenfrage stand jetzt im Raum. Zu der Zeit konnte das Thema noch sehr unbürokratisch, aber hoch-politisch geklärt werden. Ich war im Auswärtigen Amt vorstellig geworden. Im Hause von Hans-Dietrich Genscher verstand man sofort mein Argument: für den Präsidentschafts-Kandidaten der Vereinigten Linken würde die DDR ganz bestimmt gerne die Klinik-Kosten übernehmen. Es wäre daher sicher politisch klug, wenn das AA in Bonn zu dieser Geste bereit wäre. Immerhin könnte Barrantes ja der nächste Staatspräsident in Peru werden. Es waren keine weiteren Argumente erforderlich.

Aus dieser bonner Zeit nahm ich letztlich viel persönliche Zuversicht mit an den nächsten Arbeitsplatz: die Vertretung der Friedrich Ebert Stiftung in Chile. Wir hatten an den verschiedenen Orten in der BRD gesehen, dass gut organisierte Bürger der Zivilgesellschaft die erforderliche politische Kraft entwickeln können, um gegen ein verkrustetes Interessengeflecht aus Politik und Großunternehmen vorzugehen. Und manchmal auch erfolgreich. Entsprechend erhielt in meinem Arbeitsprogramm für Chile die Arbeit zugunsten einer demokratischen und professionell informierten Zivilgesellschaft einen hohen Stellenwert. Und worauf sollte man sonst setzen, wenn der Staat seit über 16 Jahren vom Diktator Pinochet dirigiert wurde.....?



CHILE

Einsatz für die FES



unterwegs in der Atacama; es sieht nach Infrastruktur aus, aber

INHALT

LANDESERKUNDUNG MIT DER FAMILIE IM NORDEN	16
Von Pichidangui zur Atacama	
La Serena – die Heitere	
Das Elqui-Tal : seine Kultur und seine Weine	
La Silla : Europäische Südsternwarte und Tor zur Atacama-Wüste	
Chungungo – die Nebelfänger	
HERAUSFORDERUNGEN IM GROSSEN NORDEN	30
Hinauf zu den Geysiren des Tatio	
San Pedro und seine besonderen Reichtümer	
La Tirana – Huldigung der Inca-Tochter	
LANDESERKUNDUNG MIT DER FAMILIE IM SÜDEN	38
Von Chiloé nach Patagonien	
Patagonische Wahrzeichen : Laguna San Rafael - Alerce - Huemul	

DER GANZ NORMALE ALLTAG IN CHILE...	46
Der Geheimdienst plündert unser Büro	
Inklusion: Von Deutscher Schule bis Bellavista	
CHILE IST AUCH WIEGE BESONDERER FREUNDSCHAFTEN ...	52
<i>das Besucher-highlight</i> : die Bayerisch-Sächsische Bildungsreise	
durch Chile und Bolivien	
Über die Grenze und zum Uyuni-Salzsee	
Auf nach Potosí, ins silberne Dorado	
Über Sucre in die Drogen-Metropole Santa Cruz	
WIE VIEL UMBRUCH VERTRÄGT EIGENTLICH DIE NEUE DEMOKRATIE ?	68
Besondere Herausforderungen an der Schnittstelle	
Chiles Militär weiß: „nichts geht ohne meine US-Regierungen“	
Chile koordiniert die Operation Condor	
Colonia Dignidad – oder der Umgang mit deutsch-chilenischem Faschismus	
Rot-Grüne Einflußnahme auf die Re-Demokratisierung	
DIE ZIVILGESELLSCHAFT KLOPFT BEI DER POLITIK AN	87
NRO-Netzwerke : lesson learnt beim Rio-Gipfel 1992	
Studenten und Mapuche einig gegen Rechts	
ROHSTOFFE SICHERN DIE ZUKUNFT – aber: wer sichert sie ?	94
Chiles Rohstoff-Schätze im Atacama-Dreieck	
Salpeter für Krieg und Frieden	
Kupfer für Neoliberalismus und Diktatur	
Chuquicamata – gut für einen Staatsstreich und eine Umweltkatastrophe	
Lithium : für Morgen nichts gelernt	
NACHHALTIGKEIT IST GEFORDERT bei Chiles ROHSTOFFEN	110
Kupfer	
Seefrüchte	
Wald – Forst – Holz	
Marktmässiger Naturschutz durch Großunternehmer, oder:	
weil Tompkins die Natur erhält, haben Militärs & Konzerne ein Problem	
Kultur des Naturschutzes bei den Pehuenche	
<i>Buen Vivir</i> – auch für Chile sinnvoll	
UNSERE ÖKOLOGISCHEN SELBSTVERSUCHE IN CHILE	129
Bio-Eier der Mapuche	
Unsere Öko-Parzelle „El Maqui“	
Unser Öko-Wald in Isla Negra	
ERFAHRUNGEN SAMMELN UND WEITERGEBEN	140

Karte Chile



LANDESERKUNDUNG MIT DER FAMILIE IM NORDEN

Mehr als zuvor stand ich in Chile auf den zwei Beinen: Familie und filigraner job. Und anders als noch in Peru waren Miriam und Dani erheblich aktiver beteiligt an den Entdeckungstouren, die wir in diesem endlos langen Land, wann immer es ging, unternahmen. Für Chiles 4.300 Kilometern Nord-Süd-Ausdehnung hätten wir in Europa etwa von Rovaniemi (Polarkreis, Finnland) bis nach Syrakus (Sizilien, Italien) fahren können und hätten dann die Ausdehnung Chiles konkret gefühlt. Wir haben diese Tausende Reisekilometer mit unserem VW-Bus immer nur in Etappen erfahren können. Hier schildere ich nicht jede einzelne unserer Touren, sondern fasse sie wie große Etappen zusammen und stelle alles unter die zwei Überschriften: Tour nach Norden und Tour nach Süden.

VON PICHIDANGUI ZUR ATACAMA

Wegen des tollen Frühlingwetters wurde der erste Halt in der Bucht von Los Molles gemacht, knapp 200 Km von Santiago nach Norden. Eindrucksvoll ist dort der große Felsen vor der Küste mit den ewig schreienden Seelöwen. Sie lassen sich von hohen Wellen auf die steilen Klippen ihres Felsens spülen und kletterten dann auf Flossen und Schwanz gestützt so weit hoch, dass das Meer sie nicht mehr erreicht. Faszinierend! Das Wichtigste in Los Molles ist allerdings der "Schweizer Pirat" und sein exzellentes kleines Strandrestaurant. Ich habe selber kein Talent und vor allem keine Geduld zum Kochen, muss deswegen neidlos sagen, der Pirat kocht geradezu göttlich! Ganz besonders interessierte sich unser Sohnmann für diese Kochkünste.

(Brief-Auszug:)

Beim Piraten gibt es immer nur exquisite, tolle Soßen zum Fisch und gebackene Muscheln mit Parmesan-Überzug und handgerührte Knoblauch-Mayonaise. Und als Begleitung einen der weißen Undurragas, aus dieser uralten Weinkellerei, an der wir immer vorbeifahren, wenn es von Santiago nach Süden geht. Eigentlich bietet der Pirat immer dasselbe an und trotzdem ist der Besuch bei ihm immer wieder ein highlight. Wenn nicht viele Gäste anwesend sind, geht der Nachtisch auch bruchlos in lange Diskussionen an seinem kleinen Kamin über. Dabei hat mich schon einige Male über das Essen hinaus eine ganz andere Sache ebenso begeistert: seine kleine Bude war wieder einmal vollgestopft mit Gästen aus Santiagos Oberstadt, aus Las Condes und Apoquindo, denen die Mercedes und Volvos draußen im Sand gehörten. Und während alle noch genüsslich ihren Ceviche hineinlöffeln oder dem trockenen Schwertfisch mit einem weiteren trockenen weißen Undurraga nachhelfen, passiert es, dass der Pirat plötzlich mit zwei großen schwarzen Mülltüten im Raum steht. Mit seiner Seerüberstimme füllt er alles aus und beschreibt drastisch, wie "sein" großer Strand immer mehr von Plastik-Abfall verhunzt wird, wie er und die wenigen Holzhäusler hier in der Bucht es leid sind, nach jedem Wochenende den Gästen aus Santiago deren Müll wieder nachzuräumen.

Es wird ziemlich still im Gastraum und Betroffenheit macht sich breit. Auf die anwesende neue Mittelschicht aus der Hauptstadt wirkt es dann wie eine Erlösung, wenn der Pirat seine schwarzen Plastiktüten in die Luft streckt, jedem Gast eine in die Hand drückt und sie auffordert, bei ihrem anschließenden Verdauungsbummel am Strand allen Müll aufzusammeln, der ihnen unter die Augen kommt. Und die Reichen und Neureichen aus Santiago, die 200 Kilometer hierher zu einem guten Essen gefahren waren, tun, wie der Pirat gesagt hat! Einfach toll. Etwas lässt sich schon bewegen in diesem Land.

Später, nach unserer eigenen Kletterpartie hinüber zu den Robbenfelsen von Los Molles bleiben wir - wie meist - noch einen langen Moment am Kamin hocken. Denn wer zu früh am Sonntag nach Santiago zurückfährt, den bestraft gnadenlos der Stau. Eines Tages besprachen wir mit dem Piraten, ob er unseren Dani als "Lehrling" in den Ferien akzeptieren würde. Dani war immer schon gerne hier abgestiegen und interessierte sich, wie der Pirat dies und das macht. Und - wie kaum anders erwartet - hatte der Pirat keine Probleme, unseren Jungkoch für 3 Wochen in sein kleines Küchenteam einzubauen. Und bald darauf lieferten wir Dani im Piratennest ab.....

Bei anderer Gelegenheit rollten wir am Nachmittag noch bis zur nächsten Bucht, bis Pichidangui, weil wir dort eine kleine Holzhütte anmieten wollten. Die kleinen Holzhütten, die hier im Sommer alle völlig ausgebucht sind, standen jetzt, am Ende des Winters noch ziemlich verlassen unter den alten Kiefern. Die Übernachtung war also kein Problem. Wir waren auch ganz schnell alle draußen am Strand, suchten - wie immer - nach irgendwelchen interessanten Dingen, die das Meer so anspült und dann sah Miriam den Mann mit seinem Pferd ganz still am Ende der Bucht stehen. Als wir endlich dort ankamen, fragte sie, ob sie das Pferd hier am Strand reiten dürfte. Tatsächlich war das auch die Idee des sehr unaufdringlichen Bauern. Er verdiente sich gerne ein paar Pesos dazu, wenn es gerade keine Arbeit auf seinem Feld gab.

*Bucht von Pichidangui, für
Surfer und Reiter*

(Brief-Auszug:)

Die Steigbügel wurden also auf die Mindestlänge gekürzt. Miriam konnte soeben ihre Füße in diese typischen chilenischen geschnitzten Holzschuhe (Steigbügel) packen und zockelte auf ihrer "Alma" alleine los. Immer dicht am Wasser, auf die große Biegung am Ende der Bucht zu und dann stürmte Alma auf einmal die



Dünen hinauf und war verschwunden. Die Rufe des Bauern erreichten das Pferd schon längst nicht mehr. "Alma hat ihren Stall gewittert und ist offenbar nach Hause gelaufen". Das wäre eigentlich auch nicht das wirkliche Problem, wenn dort weiter oben nicht auch die Carretera Central verlief, Chiles Nord-Süd-Autobahn, allerdings mit einem Verkehrsaufkommen, wie auf einem deutschen Feldweg. Wir konnten niemandem sonst Bescheid geben oder anrufen. Ich konnte nur durch den weichen Sand hinter den beiden herlaufen und wusste doch, dass ich selber nicht die geringste Chance hatte, irgendwie einzugreifen. Noch bevor ich die Dünen geschafft hatte, sah ich zuerst die Pferdeohren und dann auch Miriam, die ihr Pferd am Zügel zurückführte. Sie hatte es irgendwie zum Stehen gebracht, war halb heruntergesprungen, halb gefallen, schnappte sich das völlig ruhige Pferd und beide stapften Richtung Strand zurück. Das Töchterlein war cool wie der Humboldtstrom. Nicht schlecht, unser Töchterchen, dachte ich nur.

Beim Abstieg von der Düne sah ich dann zum ersten Mal auch die Soldaten, die hinter den Dünen verborgen ein Ausbildungs-Camp betrieben und - für die Badegäste unsichtbar - mit

schwerem Gepäck in Polonaise durch den Sand stapften. Wie viele dieser unsichtbaren Soldatennester mag es noch im Lande geben und wie lange werden sie noch argwöhnisch auf die neue Demokratie schauen?

Am nächsten Morgen waren wir dann wieder auf der Carretera Central unterwegs, kamen an der Stelle vorbei, wo Miriam mit Alma die Straße hätte queren müssen. Jetzt war unser Bus das einzige Fahrzeug auf der großen Piste. Vor allem bei Miri selber war kein Trauma entstanden. So schauten wir also alle gespannt nach Norden, denn es hatte seit Jahren zum ersten Mal wieder geregnet und das könnte bedeuten: die Wüste blüht.....

La Serena – die Heitere

Das größere Ziel hieß jetzt: Elqui-Tal. Wie ein Wachhund liegt am Zugang zum Tal das heitere Städtchen La Serena.



Blick auf die Bucht von La Serena ...

Ein guter Platz, um unsere Vorräte im vertrauten Supermarkt *Las Brisas* aufzufrischen. Hier konnte auch getankt werden und da alle Entfernungen in La Serena fußläufig sind, schlenderten wir mal wieder zum Archäologischen Museum wegen der dortigen Sammlung über die Diaguita-Kultur. Für Monika und mich strahlen sowohl die Stadt La Serena als auch dieses Museum einen besonderen nostalgischen Hauch aus. Denn mit unserem gemeinsamen „Uralt-Studienfreund“ Ino und seiner späteren Frau Gisela hatten wir im selben anthroposophischen Studentenheim in Bochum-Querenburg gewohnt, hatten gemeinsam die Pisco-Probierstunden exerziert und später mit unseren gemeinsamen vier Kindern auch schon mal den Urlaub gemeinsam verbracht (in Spanien oder sonstwo). Dieser unser Ino wurde in La Serena geboren und hat uns in den langen schlaflosen Nächten im Studentenheim viel über seine Jugend- und Adoleszenz-Sünden hier am Strand und in den Bergen von La Serena gebeichtet. Und wir hatten dabei immer viel zu lachen....

Jetzt suchten wir nach Spuren von Inos Familie. Zum einen war da Inos Mutter, die inzwischen in einem Altenheim in Santiago lebte und sich über die gelegentlichen Besuche allein schon deswegen freute, weil ich ihr jedes Mal auch irgendetwas in Inos Auftrag

mitbrachte. Die ganz andere Spur war weiter oben im Elqui-Tal nicht zu übersehen. Ein Denkmal für Inos Großonkel Pancho Cornely in El Molle bei Vicuña. Damit wurde er als Archäologe (und wie ich nüchtern sage: als Grabschänder) der Diaguita-Kultur geehrt. Ino wird sich natürlich an dieses kleine pueblo El Molle erinnern. So, wie es heute aussieht, hat sich dort seit seiner Schülerzeit nichts mehr verändert.

Vielleicht wollte man auch nur den Staub, den schon Inos Füße berührt hatten, nicht beseitigen. Sakrosankt und eingeschlafen....

Aber der Großonkel vom Denkmal hat sich über El Molle hinaus doch verdient gemacht. Er hat ein hübsches und didaktisch gut aufgebautes Museum der Stadt La Serena hinterlassen und es mit seinen Sammlerstücken angefüllt. Trotz dieser Pionierleistungen weiß man wohl bis heute immer noch recht wenig über die Diaguita-Kultur. Dabei bin ich sicher, dass gerade der Entwicklungsweg, den sie in ihrer Keramik gegangen sind, Spannendes aufschlüsseln müsste über kulturelle Synergien zwischen den einfachen Bergkulturen Richtung Argentinien, woher sie offenbar kamen und den Küstenkulturen, auf die sie an der Mündung des Elqui gestossen sind. Etwas ähnliches hatten wir ja schon früher im nördlichen Peru beobachtet - nur waren dort auch die frühen, vorinkaischen Keramiken technisch schon ziemlich weit entwickelt (ich denke an die Moche in Trujillo und Lambayeque – man erinnert sich an den Peru-Teil in Reiseband I ?).

Eigentlich kommen wir (Erwachsenen) wegen der Museen, wegen des „Elqui trail“ und wegen der Bucht von La Serena immer wieder gerne hierher. Gäbe es da nicht ein paar Wermutstropfen. Denn La Serena wurde in den letzten Jahren unübersehbar immer weiter zum Tourismus-Zentrum in Chiles „Kleinem Norden“ ausgebaut. Die Stadtverwaltung versucht, vor allem auch argentinische Touristen über die Berge an den Pazifik zu locken. Der Strand ist inzwischen mit einer Unmenge (verglichen mit früher) an Hotelklötzen zugestellt und bricht eigentlich schon jetzt unter der Last dieser Investitionsprojekte zusammen.

Massiver Tourismus bringt immer dieselben Probleme mit sich: Wasserverknappung und Abwasservermehrung. Wenn die nicht ordentlich gelöst werden, gräbt sich die Tourismusindustrie selber das Wasser ab. La Serena macht da keine Ausnahme. Der urbane Kern der Stadt hat zum Glück seinen Charme behalten. Das Zentrum steht schließlich auch unter dem Schutz kolonialer Residenzen, die seit Jahren das Maß der städtischen Baupolitik sind und keine Hochhäuser im Zentrum zulassen und – wie zu Gabriela Mistral's Zeiten – ist La Serena fest in der Hand der uniformierten SchülerInnen und LehrerInnen

mit ihrem morgendlichen Ritual aus Nationalhymne und Fahnenappell:

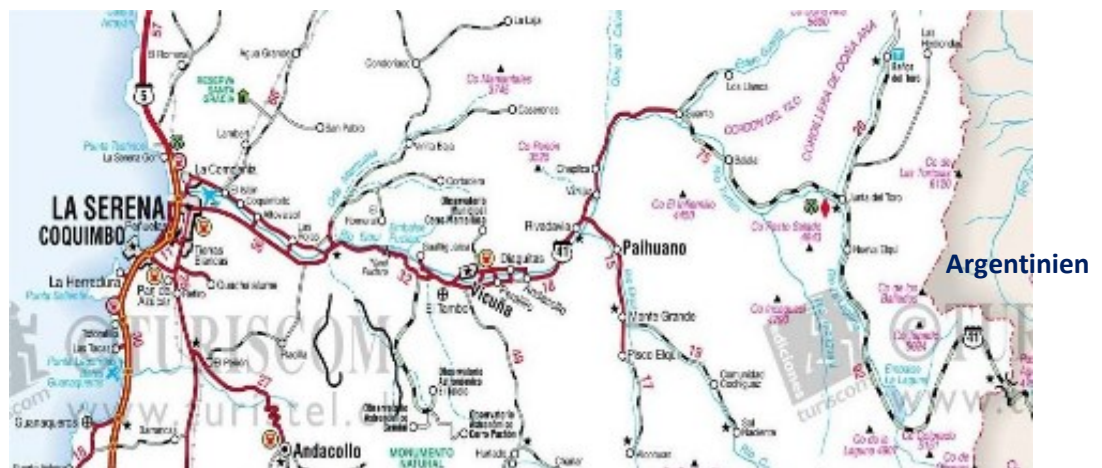


SchülerInnen und LehrerInnen nehmen uniformiert Aufstellung vor ihrer Schule, La Serena

Das Elqui-Tal : seine Kultur und seine Weine

Bevor man die Atacama-Wüste erreicht, liegen viele attraktive Reise-Stops. Einer ist das Elqui-Tal, das vom Pazifik-Hafen La Serena über die Anden nach Argentinien führt – und von einigen Argentinern benutzt wird, um den argentinischen Wein aus Rioja (fast derselbe Breitengrad wie La Serena) mit dem aus dem Elqui-Tal zu vergleichen. Andere Argentinier nehmen diesen Weg über die Berge, um hier im Sommer einen angenehmen Badeurlaub zu verbringen. Von der Grenze bis zum Meer sind es gerade einmal 90 Km (Luftlinie). Unser erster Programmteil hier im Kleinen Norden war immer auf dem endlos langen Strand von La Serena ausgerichtet. Wir schliefen in unserem Bus und selten auch mal in einem kleinen Holzhäuschen am Strand (eine „cabaña“). Beim zweiten Programmteil wurde mehr Rücksicht auf die Erwachsenen genommen und die wollten hinauf ins Elqui-Tal. Denn gleich hinter der Stadt zieht sich eine der interessantesten Weinbauregionen Chiles den Río Elqui weit hinauf, bis nahe an die argentinische Grenze. Die Weine werden daher von ganz anderen Böden und viel intensiverer Sonne geprägt als im zentralen Wein-Tal südlich von Santiago.

*Elqui-Tal
zwischen
Pazifik (La
Serena)
und
argenti-
nischer
Grenze*

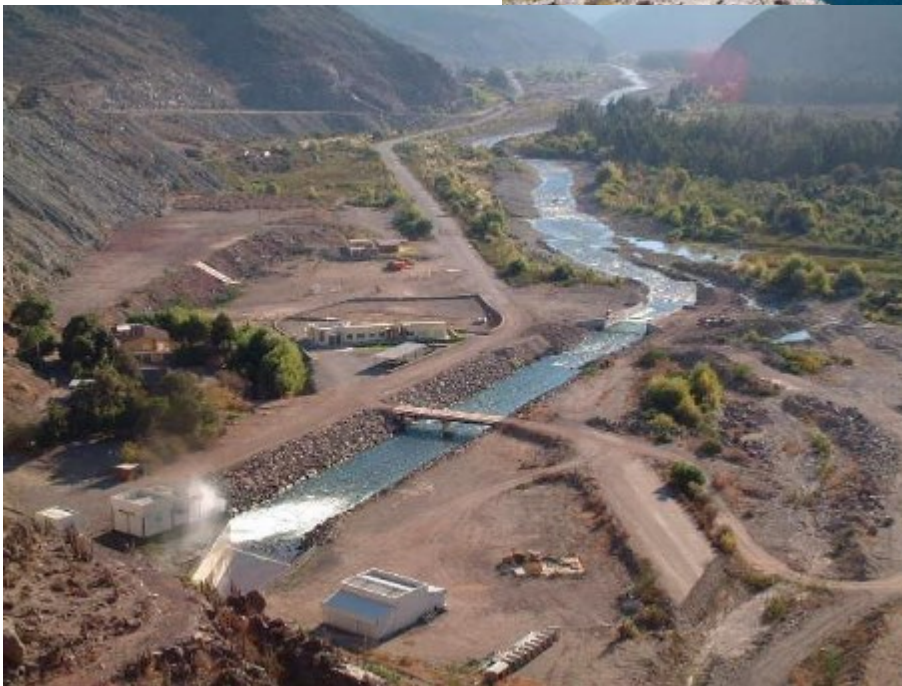


Das Elqui-Tal ist wichtig und berühmt wegen seiner wirklich exzellenten Weine. Und dann ist da noch der chilenische Grappa (der hier Pisco heißt, nach dem Örtchen Pisco-Elqui weit oben im Tal) und wegen des Obstes, das hier aus den staubtrockenen Böden herausgeholt wird, wobei man kaum glauben kann, dass das Mini-Flüsschen Elqui dieses lange Tal ganz alleine bewässert. Dieses Flüsschen Elqui – nicht halb so wasserreich wie die Ahr hinter Bonn – trägt die Schmelzwasser der Anden nahe der argentinischen Grenze zu Tal, wird zwischendurch in dem künstlichen See Puclaro aufgestaut und markiert dann messerscharf die Grenze zwischen gerade noch bewässerbarem Weinberg und unwirtlichen Berghängen. Dieses Elqui-Wasser ist eindeutig die wirtschaftliche Lebensader der ganzen Region und es wird im Grunde ähnlich partizipativ von den Anrainer-Gemeinden verwaltet und zugeteilt, wie schon zu Inka-Zeiten und wie wir es noch aus dem peruanischen Hochland bestens kennen.

Das Tal ist eng. Die Straße schmiegt sich dicht an den Fluss, um allen nutzbaren Boden den Weinbauern zu überlassen. Kommt man nur im Abstand von einem halben Jahr oder länger hierher, entsteht der Eindruck, die bewässerten Flächen seien schon wieder ausgeweitet worden. Sie ziehen sich heute bis in den letzten Winkel des Elqui-Tals. Für die Kamera beeindruckend ist der harte Kontrast, den der Stausee bietet mit dem beißenden Blau der Schmelzwasser und den beinharten Felsen, die kompromisslos und ohne Übergang aufeinander prallen. Klar, nur so kann das Elqui-Tal überleben.

Puclaro-Stausee

Sichtbares Leben ist nur dort, wo die Tröpfchenbewässerung noch ausreicht, gespeist von einem Wasserkanal an jeder Talseite, jetzt im Winter noch einigermaßen gefüllt.



.....Intensiv-Bewässerung durch den kanalisierten Río Elqui

Bevor die Staubstrasse tatsächlich weiter nach Argentinien hinüber führt, schmiegt sich ein nettes Städtchen an den Fluß: *Vicuña*. Der zentrale Ort des ganzen Tals.

Der Besucher denkt bei dem Namen automatisch an die feinwolligen Verwandten der Llamas.

Allerdings leben die Vicuñas noch höher hinauf in den Anden und liefern dort den Rohstoff für Pullover und Schals, die in meinen Augen dem Vergleich mit jedem Kaschmir-Produkt standhalten. Für die Zugereisten ist der erste Anziehungspunkt in Vicuña seine hübsche Plaza. Dort fangen dich nach dem ganzen Staub und den vielen Kurven ein paar kleine Cafés auf und wer es mag, ansprechende Familien-Hotels.

Aber vor allem steht hier ein Museum für Chiles grosse Dichterin, die sich selber Gabriela Mistral nannte. Sie wurde hier als Lucila de María del Perpetuo Socorro Godoy Alcayaga geboren. Ihr Vater war der Dorflehrer. Sie hat selber als Lehrerin im extremen Norden und im extremen Süden Chiles gearbeitet, wurde diplomatische Vertreterin Chiles in verschiedenen Ländern und wurde ebenso wie Chiles anderer großer Dichter, Pablo Neruda, mit dem Nobelpreis für Literatur geehrt. Das alles wussten wahrscheinlich die Busladungen von Schülern, die vor uns und nach uns aus diversen Landesteilen hier eintrafen, um mehr oder weniger freiwillig das „chilenische Weimar“ zu besuchen (wobei das in meinen Augen eher auf Isla Negra liegt und auf Pablo Neruda zutrifft).

Wenn die Schüler-Truppe dann besonderes Glück hat, stößt sie zufällig auf eine deutsche Familie (uns), mit der sie (alle 30 Schüler auf einmal) allerdings nicht über ihre Nobelpreisträgerin Mistral, oh nein, lieber über die Fußballweltmeisterschaft, über Beckenbauer

und über Hitler, einer sogar über Pinochet und was ihnen sonst noch so spontan einfällt, diskutieren wollen, uns jedenfalls mit Fragen überschütten. Ich hoffe nur, sie vergessen die gute Gabriela darüber nicht völlig. Die Schüler wandern später weiter das Tal hinauf nach Montegrando, wo Gabriela mit Mutter und Schwester ihre Kindheit in einem Kombi-Haus verbracht hatte. Wir folgten nach einer Weile, um ebenfalls das Kombi-Haus in Augenschein zu nehmen.

Das Wohnzimmer in Montegrando war vom Vater zum Klassenzimmer umfunktioniert worden. Neben der kleinen Küche ein ebenso kleines Postamt. Beides bediente die deutlich ältere Schwester von Gabriela, einmal als Lehrerin, einmal als Postfrau. Auch für Gabriela war die große Schwester die Lehrerin. Für die Mutter blieb die Küche und das Haus an sich.



ehemaliger Klassenraum / Wohnzimmer im Haus Mistral (Monte-grande) wird restauriert

Gabriela Mistral,

als Baby (~1890) und als Nobelpreis-Trägerin für Literatur, und Lehrerin, und Botschafterin Chiles



Mit seinen gedämpften Grau- und Brauntönen enthält das Familienfoto mit Klein-Gabriela sogar etwas vom Tal-Charakter selber. Dafür bringt ihr Grafik-Portrait, das wir vorher unten in La Serena in einer Galerie gesehen hatten, in phantastischer Klarheit und Nüchternheit ihren Charakter zum Ausdruck. Bastante chilena, la señora!

Hier also, in Montegrando, saugte Gabriela sich mit Eindrücken, Gerüchen, Phantasien voll für ihre spätere Lyrik. Und hier – hatte sie frühzeitig verfügt – wollte und sollte sie dann auch begraben werden. Das Kombi-Haus ist ebenfalls Mistral-Museum und wurde bei unserem Besuch (zu unseren Ehren ?) gerade sorgfältig renoviert.

Vom kleinen Platz vor der Dorfkirche von Montegrando lässt sich schon das begehbare

Ende des Tals erahnen. Wir machten uns zu Fuß auf zum letzten Wegstück hinauf zu den Felsbrocken der Anden. 1.300, 1.400 m Höhe ist für erprobte Peru-Fahrer nicht beeindruckend. Beeindruckend waren eher mehrere dieser Esoteriker, auf die wir stießen, die hier zwischen Montegrando und Pisco unterwegs waren. Ein buntes Völkchen, irgendwo im großen unscharfen Umfeld von Parapsychologie und Psychokinese angesiedelt. Dann kommen die authentischen Dörfler noch dazu, die am liebsten jedem, der sie im Vorbeigehen grüßt, von ihrer letzten Begegnung mit einem UFO erzählen wollen. Ich bin zwar aus eigenen Erfahrungen sicher, dass die atmosphärischen Bedingungen hier oben, die intensive Sonneneinstrahlung, die vielen Metalle im Fels, dass all das zusammen ein ganz bestimmtes Energiefeld erzeugt, dem man sich gar nicht entziehen kann und dessen Wirkung auf den eigenen Körper man schon nach ein, zwei Stunden Wanderung spürt. Aber die bunte Truppe hier um uns herum suchte den Kult – auch wenn die schöne alte Hippie-Zeit eigentlich schon abgelaufen ist ...

(Brief-Auszug:)

Elqui-Tal und Wein sind quasi identisch. Wir Großen, Moni und ich, hatten bei diesem Trip noch ein letztes Ziel. Es galt, ganz alte Erinnerungen aus der Studentenzeit wiederzubeleben. Und das ließ sich nirgends besser an als in dem nächsten Örtchen Pisco. Hier wollten wir unbedingt den Pisco Monte Fraile testen und mit ihm die Erinnerung an unser Studentenheim in Bochum wachzurufen. Mir schien die Aufmachung der Pisco-Flaschen deutlich verändert. Aber der 40%-ige Inhalt war so edel wie eh und je und aromatischer als Italiens Grappa! Dieser ganz besondere Pisco wird aus ursprünglich österreichischen Moscatel-Trauben gewonnen, die – so versicherte man uns in der Cooperativa Capel – auch heute noch von Hand geerntet werden, um dann in Fässern aus französischer Eiche zu reifen. Es sind diese einzigartigen Böden mit ihren Mineralien und die intensive Sonne, die sich in die Trauben, wie in den Fels der Weinberge brennen und diesem Pisco seinen Charakter verleihen. Beim Besuch der kleinen Destille kann man kaum glauben, dass von hier die Pisco-Flaschen bis nach Bonn (oder zumindest bis Godesberg) verschickt werden.

Wir lästerten: wenn man hier Japaner oder Chinesen ansiedeln würde, würden die mit ihren Produktionsmethoden wahrscheinlich ganz Chile nur aus diesem Tal heraus versorgen können. Ob dann alles noch genauso intensiv duften würde und die Früchte wie richtige Chirimoyas oder wie echte Mangos schmecken würden, wäre allerdings die große Frage.

Miriam war auch als Erwachsene 2002 wieder mit mir im Städtchen Pisco zu finden, wo Wein in großen barrique-Fässern zu Pisco reift

Hier oben in Pisco und am Elqui hatten wir jetzt den nördlichen Rand der 1.000 Kilometer langen Weinregion Chiles erreicht. Am südlichen Rand der Weinregion, bei Concepción, waren wir von der Qualität der selbstgezogenen Hausweine auch immer sehr angetan



gewesen. Dort gibt es manchen Freizeit-Winzer, der es in einer Saison auf 200 Flaschen bringt. Die gelangen leider nicht in den Handel und werden familiär konsumiert oder an Freunde lose abgefüllt (ähnlich wie auf vielen kleinen Fincas im spanischen Rioja, wo wir uns bei früheren Urlaubsreisen schon mal mit offenem Rioja in den Bodegas versorgt hatten). Im Elqui-Tal liegen die Produktionskosten allerdings höher als im Süden, dennoch finden die weltweit geschätzten Traubensorten Merlot oder Carménère oder Cabernet Sauvignon problemlos ihre Abnehmer bis hinter den finnischen Polarkreis. Also wird hier für den großen Markt produziert. In Deutschland hatte ich gehört, dass manche chilenischen Winzer ihre Weine in großen Containern nach Hamburg exportieren und sie erst dort auf Flaschen ziehen lassen. Mir ist nicht klar, wie das die Qualität des Weins beeinflusst. Gewöhnen kann ich mich jedenfalls nicht an die 1-Liter-Tetrapacks, die es inzwischen für den Camper oder den Griller gab. Ob sich diese Packungen im Weinland Chile durchsetzen können? Ich hatte meine Zweifel.

Dadurch, dass Chile bisher noch von keiner der großen Traubenkrankheiten (Reblaus) heimgesucht wurde, werden nicht nur die Trauben und die Weine und der Pisco exportiert, sondern auch die Rebstöcke selber – und sogar zurück nach Frankreich, von wo sie einst ins Land geholt wurden. Weniger Krankheiten bedeutet vor allem weniger Chemie-Einsatz gegen dieselben. Und das freut wiederum uns Öko- Menschen ganz besonders an unserem chilenischen Roten.

La Silla : Europäische Südsternwarte und Tor zur Atacama-Wüste

(Brief-Auszug:)

Am langen Strand von La Serena hätten die Kinder gerne unser jüngstes Familienmitglied dabei gehabt, das Fräulein Quisco. Aber Quisco hatten wir erst vor einem Monat bei einem Sonntagsspaziergang jammernd am Strand gefunden. Ein so kleines Fellknäuel, dass



Monika es erst einmal unter ihren Pullover zum Wärmen steckte und die Kinder dann keinen anderen Ausweg ließen als diese Handvoll Hund mit nach Hause zu nehmen. Neben Dani ist das jetzt unsere zweite chilenische Adoption. Kater Castro stammt ja aus Lima und hat uns über Bonn hierher begleitet und wird den neuen kleinen Chilenen hoffentlich nicht mit einer der üblichen Mäuse verwechseln, die er uns gelegentlich freundlich vor die Tür legt. Denn Peruaner und Chilenen haben einige alte Rechnungen offen...

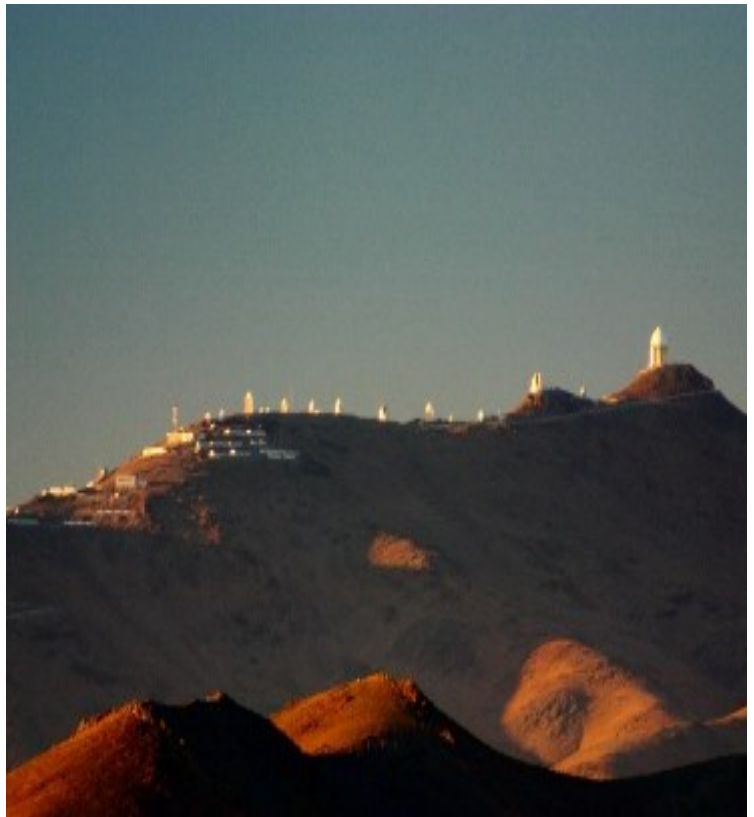
*Dani mit dem Wollknäuel Quisco
im Haus in Santiago, 1990*

Aber zurück zu unserer Tour. Das Endziel dieser Tour war von Anfang an das Observatorium und Raumforschungszentrum Europäische Südsternwarte (ESO). Noch einmal 160 Km nördlich von La Serena.

Hier hatten wir den Eingang zur Atacama-Wüste schon passiert. Damit öffnete sich uns wieder ein völlig neues, faszinierendes Fenster Chiles. Beim ersten Blick aus der Ferne strecken sich die zahlreichen Gebäude des Observatoriums wie eine Chaiselongue über den Kamm des Chinchado. Die Chilenen sind extrem schnell mit bildlichen Kosenamen und da chaiselongue viel zu lang ist, heißt der Berg nur La Silla (der Stuhl) und so heißt auch das Observatorium.

Obwohl Deutschland einen erheblichen finanziellen und wissenschaftlichen Anteil an La Silla trägt, war es nicht ganz leicht, eine Genehmigung zum Besuch dieses bedeutenden Zentrums der Weltraumforschung zu erhalten. Aber irgendwann hielten wir ein festes Datum für einen Samstagbesuch in Händen und die Reise nach Norden konnte losgehen.

Wie immer, war auch diesmal der Weg das Ziel. Deswegen hatten wir uns auch drei Tage Zeit für die Anfahrt zur Sternwarte genommen und die schon beschriebenen Abstecher gemacht.



La Silla aus der Ferne

Die Anfahrt von der Panamericana landeinwärts zieht sich ein bisschen bis man dann auf etwa 2.500 m Höhe angekommen ist. Bei entsprechendem Sonnenstand reflektieren die Kuppeldächer das Licht über weite Entfernungen und zeigen dir – fast wie ein Leuchtturm in diesem Meer aus Sand – sicher den Weg hinauf in die Berge.

La Silla dann ganz nah



Der gesamte Komplex wurde gerade hier wegen der besonders sauberen, staubfreien Atmosphäre errichtet. Auf der Karte sind noch eine ganze Reihe weiterer planetarischer Beobachtungsposten eingezeichnet. Das alles macht deutlich, dass hier am Südrand der Atacama ausgezeichnete Bedingungen für die Weltraumforschung herrschen. Sonnenstrände in der Karibik werben mit 300 Sonnentagen im Jahr. In La Silla werben sie mit 300 glasklaren Nächten im Jahr. Von unserem deutschen Wissenschaftler, der die Führung durch die Anlage übernommen hatte, erfuhren wir, dass alle gesammelten Daten nicht nur hier von immer wieder wech-

selnden internationalen Wissenschaftler-Teams interpretiert werden, sondern auch gleich durchlaufen nach Oberpfaffenhofen bei München und dort von der deutschen Luft- und Raumfahrtforschung weiter verarbeitet werden.

Wir konnten aber auch beobachten, dass sich die Forscher in La Silla inzwischen weit von ihrem Stammvater Kopernikus entfernt haben und vor Bildschirmen sitzen anstatt am Fernrohr zu stehen. Schon um über bestimmte Selbstverständlichkeiten neu nachzudenken, kann ein solcher Besuch nützlich sein. So sprechen die Wissenschaftler hier von der "Lichtverschmutzung" der Atmosphäre als ihrer größten Belästigung. Sie meinen damit konkret die nächste Stadt La Serena, die wir vor 160 Km durchfahren hatten. Die Nachtbeleuchtung einer solchen Stadt kann stören, wenn es um die Beobachtung einer Supernova, um das Aufspüren eines Schwarzen Loches oder um die Kontrolle der Marsmännchen geht. Denn alle diese Phänomene zeigen sich nur in Lichtspuren und in Millionen von Kilometern Entfernung. Sehr spannend, das Ganze. Für den Thüringer ist natürlich auch die Fußnote ganz interessant: die extreme Präzisionsarbeit zur Herstellung der riesigen Spiegel unter den Kuppeln erfordert die Qualität von Zeiss-Jena. Ich sage das nur mit einem Schmunzeln in Richtung NASA, die ja ihr teuerstes Superteleskop aller Zeiten, Hubble, vor ein paar Monaten in den Weltraum geschossen hat und bisher nur unscharfes Bildmaterial erhält... Unser Astrophysiker verriet uns allerdings, dass schon über ein ganz neues Observatorium bei ESO (Europäische Südsternwarte) nachgedacht wird, viel größer, viel leistungstärker und noch weiter im Norden, in der Atacama bei Antofagasta und dadurch für uns noch ein wenig aufwändiger zu erreichen. Das hörte sich so an, als wenn wir demnächst (in ein paar Jahren?) noch stolzer auf die Jenaer Glasbläser sein könnten.

Chungungo – die Nebelfänger

Selbst für die beiden Kurzen war das ein spannender Besuch in der „Sternwarte“ gewesen. Noch in derselben Nacht rollten wir wieder bergab, weil es keine Unterkunftsmöglichkeit auf La Silla gab, rollten hinunter zur Panamericana und dann vergleichsweise langsam in Richtung La Serena und Santiago. Jeder im Bus schaute eine ganze Weile sehr konzentriert zu den Sternen, um selber irgendetwas Neues dort oben zu entdecken. Es gab viele Sternschnuppen, aber das war jetzt ein Unwort. Wir hatten ja gelernt, dass es sich um Meteore handelt, die als kleinste Materieteilchen aus dem Weltraum auf die Erdatmosphäre zurasen und beim Aufprall explodieren oder verglühen, jedenfalls zu „Wünsch-dir-was“-Erscheinungen werden. Irgendwie sahen wir viel mehr Meteore als bei früheren Nachtfahrten.

Wir hatten dann unser rollendes Hotel kurz vor dem Dörfchen La Higuera geparkt und früh am Morgen glänzte wieder matt das Band der Panamericana unter unseren Rädern, aber nur wenige Kilometer, dann führte eine schmale Sandpiste durch die Wüste in Richtung Meer. Wieso zum Meer, fragte der Nachwuchs, hier geht es doch mächtig bergauf! Dort ganz oben sollte aber eine ganz besondere Häuseransammlung existieren, *Chungungo*. Die wollte ich diesmal endlich besichtigen.

Aber nicht das Örtchen Chungungo selbst war unser Ziel, sondern die großen Netze, die die Fischer von Chungungo in gut 700 m Höhe am Rand ihrer Steilküste aufgespannt hatten. Mit einer extrem simplen Technik fischten sie hier oben am Berg: Nebeltröpfchen, die vom kalten Pazifik hochgeweht werden, verfangen sich in aufgespannten Netzen und ergeben sauberes Trinkwasser mitten in der Wüste! Wir standen dort neben den Netzen im Sonnenschein und sahen tief unten den blauen Humboldtstrom. Mit den geschlossenen Augen eines ehemaligen DED-Menschen sah ich gleichzeitig die kalten Luftschwa-

den, wie sie vormittags vom Westwind an der Steilküste hochgeschoben werden, sich auf unserer Höhe in den Maschen der Netze verfangen und als winzige Bäche in die blauen Tonnen neben den Netzen fließen. Reinstes Trinkwasser mitten in der Wüste - ohne dass irgendein Motor eingeschaltet werden muss. Phantastisch, dieses natürliche Wasserwerk oben auf der Höhe in gleißender Sonne. Es kommt offenbar genug Wasser zusammen, um auch die kleinen Gemüsegelder hinter den Hütten zu bewässern.

In späteren Jahren hörte ich, dass sogar soviel Wasser zusammenkommt, um auch einen Chungungo-Bierbrauer eine überschaubare Menge an lokalem Bier brauen zu lassen. Fischer werfen ihre Netze oben am Berg aus, um Bier zu brauen. Eine neue Geschichte aus 1001 Nacht. Damals, 1990, zeigte sich leider niemand von der Dorfbevölkerung oder den kanadischen Entwicklungshelfern, die hier beraten hatten. Denn als ehemaliger Entwicklungshelfer hätte ich noch ein paar Fragen gehabt: ist es wirklich Trinkwasser oder nur sauberes Wasser (waschen, gießen...). Wenn die Menge im Winter reicht, wie sieht es im Sommer aus. Wie hoch waren die Erstellungskosten und danach die Wartung, um es mit dem Zisternen-LKW zu vergleichen, der hier traditionell 1x pro Woche Trinkwasser verkauft.... Interessiert hätte mich auch, wie das ganze Verteilungssystem geregelt wurde und ab wann die Kanadier dachten, dass die Dorfgemeinschaft das gesamte Projekt der "Atrapanieblas" (Nebelfänger) in eigener Regie konfliktfrei übernehmen könnte. Denn meine eigenen Erfahrungen haben mich gelehrt, dass bei der Zielgruppe solcher Projekte immer wieder eine frustrierende Mentalität aufblüht: die Empfänger von sog. Entwicklungshilfe identifizieren sich nicht wirklich mit dem Projekt als „ihrem“ Projekt.



*Chungungo:
Nebelfänger
liefert Trinkwasser
aus der Luft 1990*

*und auch noch ein Viertel
Jahrhundert später*

Es bleibt emotional die Maßnahme derer von außen und die behalten eigentlich auch weiterhin die Verantwortung für das Funktionieren der Anlage. Das ist keine Aussage gegen die Technik des Nebelfangens. Es wäre die Bestätigung, dass wir aus dem NORDEN uns auch bei



wohlmeinenden Projekten meist zu wenig Zeit nehmen, um mit den vermeintlichen "Nutznießern" zu einem gemeinsamen Verständnis von Problemursache und Problemlösung zu gelangen. Die ins Spiel gebrachten Logiken sind nicht selten inkompatibel. Und genau hier versagt unsere eigene Lernbereitschaft. Denn wir wollen eigentlich immer nur unsere eigene Logik gelten lassen ... Eigentlich merkwürdig, dass in mir gerade angesichts dieser wirklich faszinierenden technischen Lösung vor unseren Augen diese eher pessimistischen Gedanken hoch kamen. Da sitzt sicher noch irgendein Stachel aus der DED-Zeit in Peru – oder aus Haiti.... Aber 2015 hatte ich ein aktuelles Foto von Chungungo gesehen, sah, dass das Projekt nicht nur weiterhin funktionierte, sondern auch mit moderner Steuertechnik weiterentwickelt worden war. Mein (peruanischer) Zweifel war in Chile aufgehoben worden.

Im Hinterkopf hatte ich bei unserem Chungungo-Besuch auch immer den Vergleich mit einem Bergarbeiter-Nest, *Andacollo*, das wir auf der Hinfahrt kurz vor La Serena besucht hatten, weil ich dort dienstlich zu tun hatte. Zwei kleine Siedlungen, letztlich nur wenige Kilometer auseinander, aber in der Wasserfrage zwei völlig getrennte Welten.



Andacollo, Bergbau und Staub und Wüste

Vielleicht legt sich Andacollo in ein paar Jahren eine eigene Pipeline zu der Kammlinie der Steilküste und stellt seine eigenen Atrapanieblas auf und verbessert so die Zukunftschancen dieses Nestes in der Wüste

Bei der Abfahrt von der Höhe wieder hinunter zur Carretera

Central sahen wir dann das ganz große Wasser-Wunder: wir rollten mitten in den bunten Teppich einer blühenden Wüste hinein. Denn es hatte endlich mal geregnet.



Chiles Wüste blüht 1990

Solche blühenden Wüsten sind auch aus anderen Wüstenstaaten bekannt und beschrieben worden. Aber wenn man die Strecke kennt und weiß, dass hier eigentlich nur Sand, Steine

und ein paar Kakteen herumstehen, dann ist dieser Blütengarten einfach nur irre. Ein paar andere Reisende stoppten hinter unserem Bus und waren genauso begeistert. Sie pflückten sich viele dieser Blumen. Wir haben es bei einem Spaziergang durch das Blütenpanorama belassen. Wir hatten schließlich noch ein paar hundert Kilometer bis nach Hause vor uns; die Blüten würden in unserem Bus nur schnell verdorren.

Während der langen Rückfahrt erinnerten wir uns noch einmal, dass wir den La Silla Besuch nur mit Unterstützung unserer Botschaft erreicht hatten. Mal sehen, wie wir weitere Botschaftshilfe organisieren können, denn der zweite Mann dort, mit dem ich bisher sehr konstruktiv zusammenarbeiten konnte, hat gerade in diesen Tagen seinen Posten zurück nach Bonn verlegen müssen.

Apropos Deutsche Botschaft: bisher gab es ja 2 davon in Santiago. Die eine wurde gerade in diesen Tagen zwangsläufig geschlossen, nachdem sie erst vor einem halben Jahr wiedereröffnet worden war. Die andere, der Platzhirsch, die westdeutsche Botschaft, ignorierte – wie in Bonn auch – die bisherige Arbeit der DDR-Botschaft und wollte entsprechend auch mit der Ausstattung der ost-deutschen Vertretung nichts anfangen. Wir (die in der DDR geborenen Römpczyks) haben inzwischen einiges vom „DDR-Plunder“ aufgekauft und an Organisationen verschenkt, die in der Unterstadt Sozialarbeit leisten (Schreibmaschinen, Schreibtische, Stühle und manches andere). Das Gebäude der DDR-Botschaft war für unsere Diplomaten und die meisten Politiker zwar heiße Luft, aber die Immobilie ist gut erreichbar mit U-Bahn und Bussen und viel besser gelegen als die klaustrophobischen Räume der BRD-Vertretung im Zentrum. Daher herrscht bei der Bundesbaudirektion jetzt ganz bestimmt eitel Freude, weil die bisherige DDR-Botschaft zu einer Handvoll weiterer, sehr lukrativer DDR-Immobilien in Santiago gehört, die nun kampflös der Bundesvermögensverwaltung zufallen.

*Eigentumswohnungen der Oberstadt,
(Providencia):
man holt sich die Natur ins Haus, die
außerhalb im Abgas verdämmert*

(Brief-Auszug:)

Der Stadtbezirk El Golf mit der DDR-Botschaft liegt übrigens gar nicht so weit von unserem eigenen Büro im Stadtteil Providencia entfernt. Das ist ungefähr der Stadtteil, von dem der Liedermacher Franz Josef Degenhardt singt „Spiel nicht mit den Schmutdelkindern, sing nicht ihre Lieder. Geh doch in die Oberstadt, mach's wie deine Brüder“ – ein Lied, das ich mit den Kindern abends in Bonn häufig dann gesungen hatte, wenn Monika zum Unterricht in ihr Abendgymnasium nach Euskirchen fuhr.

Also, in dieser Oberstadt von Santiago, wo keine Schmutdelkinder wohnen, wo aber die Luft häufig weitaus schlechter

riecht als in Degenhardts Kaninchenställen und so Abgas geschwängert ist, dass man die



nahen Berge nicht mehr sehen kann. Hier roch es am Wochenende nach unserer Rückkehr aus dem sauberen Norden mal wieder besonders intensiv „nach Kaninchenstall“ und dickem Smog. Zumindest kam es uns Fernreisenden so vor. Jedenfalls lud ich kurzerhand die gesamte Büromannschaft ein, mit uns zusammen die 1,5 Stunden aus dem Smog der Metropole über die Paßstrasse nach Farellones auf 2.500 m Höhe in die umliegenden Berge von Santiago zu fahren, wo noch Schnee liegt. Eine richtige Gaudi, denn nicht jeder der Mitarbeiter hatte bisher schon einmal im richtigen Schnee gestanden oder sich gar ein paar Bretter ausgeliehen, um im Schnee auf die Nase zu fallen. Aber jetzt hatte auch endlich unsere „Putzfrau Jaime“ (in Wirklichkeit ein Mann meines Alters und alter Kämpfer gegen die Militärdiktatur) diesen ganz neuen Blick auf Santiago genießen können. Ich denke, das war nicht unsere letzte gemeinsame bürodynamische Aktion...

HERAUSFORDERUNGEN IM GROSSEN NORDEN

Chile wird in 5 geographische Einheiten aufgeteilt. Davon heißt die nördlichste „Großer Norden“. Südlich schließt sich der „Kleine Norden“ an. Den Kleinen Norden hatten wir etliche Male erobert. Er reicht von nördlich Santiago über La Serena hinaus bis Copiapó. Und hier in Copiapó, wo einer der seltenen Flüsse (Río Copiapó) aus den Anden bis in den Pazifik fließt und eine Stadtgründung erlaubte, beginnt der Große Norden. Eigentlich zieht der sich dann über Tausende Kilometer in Richtung Äquator und schließt die ganze peruanische Küste ein (darunter z.B. Nasca mit seinen Scharrbildern). Für Chile selbst endet der Große Norden an der Grenze zu Peru, also in Arica. Wer über La Serena hinaus weiter nach Norden will, entfernt sich damit immer weiter von urbanen Stützpunkten, muß sich auf rd. 1.500 Kilometer durch die Atacama-Wüste einstellen – und ist, wenn er klug ist, nur im chilenischen Winter auf dieser Piste unterwegs. Denn ohne Wolkenbildung über der Wüste ist es nachts empfindlich kalt und tagsüber gerne 40 Grad im Schatten, selbst im Winter. Auch die Eroberung des Großen Nordens – also Atacama bis zur peruanischen Grenze – haben wir in mehreren Etappen durchgeführt. Die Reisen nach *San Pedro de Atacama*, zu den Geysiren des Tatio, in die vertrockneten Salpeterminen oder nach La Tirana zum religiösen Jahreshöhepunkt Mitte Juli – das alles waren immer kleine Abenteuer für sich, mit ein paar gemeinsamen Elementen, wie sie die Reisen in einem VW-Bus so mit sich bringen. Alle die Touren zusammen halfen uns sehr, den für Chile historisch, geologisch, ökonomisch so wichtigen Norden des Landes besser zu verstehen.

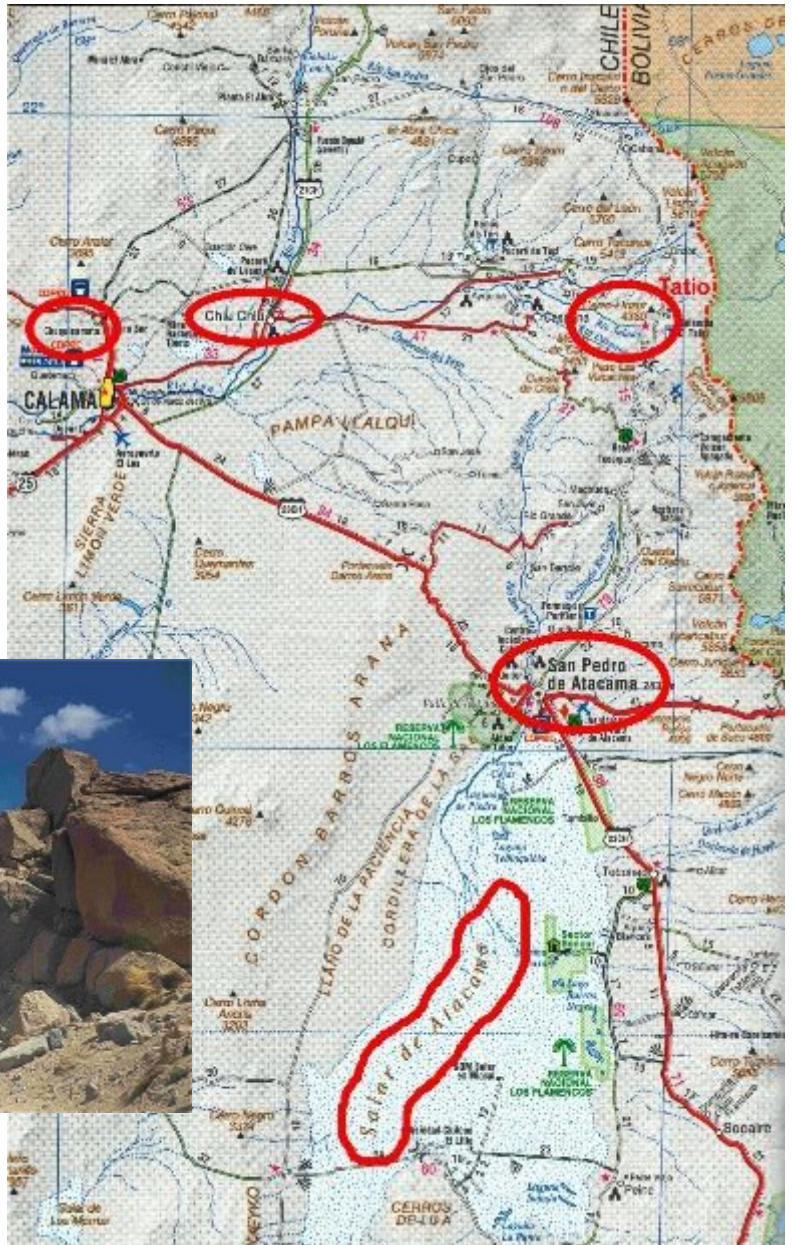
Hinauf zu den Geysiren des Tatio

(Brief-Auszug:)

Bei der aktuellen Tour (Juli 1991) hatten wir die 20 oder mehr Geysire des Tatio auf gut 4.300-4.500 Meter Höhe als Endziel festgelegt. Wer früh auf den Beinen ist, kann sie eine Stunde lang in all ihrer Kraft erleben. Er/sie muss es nur schaffen, morgens möglichst ab 7.00 Uhr an einer bestimmten Stelle in den Bergen nahe der bolivianischen Grenze zu sein. Und dazu wiederum rollt man sich gegen 3.30 Uhr in der Früh aus seinem Bett im Atacama-Städtchen San Pedro, besteigt sein Auto oder fährt in einem Miet-Jeep mit und erreicht normalerweise nach 2,5 bis 3 Stunden die Geysire – vor allem dann, wenn man die gut 2.000 Meter Höhenunterschied ohne Probleme übersteht. Wir selber haben aus alter Peru-Erfahrung bei solchen Hoch-Strecken unseren Coca-Tee in der Thermoskanne dabei. Kommt man dort oben auf 4.300 Meter Höhe an, liegt etwas von Urzeit-Stimmung in der

Szene. Ein bisschen als hätte man in dem Augenblick Beziehung zum Erdinneren, zu dem glühenden Magma aufgenommen. Dabei war schon die Fahrt zu dieser Stelle abenteuerlich genug: wir waren in unserem Bus rechtzeitig losgefahren, auf eine Strecke, die wir erstens bis dahin nicht kannten, die zweitens noch im Dunkeln lag und drittens natürlich in keiner Weise markiert oder beschildert war. Der einzige glückliche Umstand waren drei Jeeps mit einigen Touristen, die dasselbe erleben wollten wie wir.

Mit unserem VW-Bus konnten wir uns vielleicht eine Stunde lang an den Rücklichtern der Jeeps (es waren Fahrer aus der Gegend, die sich also auskannten) orientieren, dann kamen ein paar kleinere Flussdurchfahrten. Die schneidende Kälte da oben in den Bergen ließ sofort alles unter dem Auto festfrieren, so auch unseren Gaszug. Ich dachte erst, er sei gerissen. Das wäre dann doch unangenehmer geworden, waren doch inzwischen die Jeeps im wahrsten Sinne des Wortes über alle Berge.



Jeep-Route zum Tatio

Monika und Miriam sagten zwar nichts und auch Monikas Neffe Klaus, den wir aus der ehemaligen DDR eingeladen hatten und der diese Fahrt mitmachte, hielt sich still zurück. Aber ich merkte einigermaßen deutlich, dass die drei dachten, warum haben wir nicht auf die Warnungen der Leute zuvor gehört. Die hatten alle von der sehr harten Strecke gesprochen, von den Geröllwegen und den verschiedenen Nebenpfaden, die zu irgendwelchen verwunschenen kleinen Minen in irgendwelchen kleinen Nebentälern führen. In solcher Lage ist das Englische meist hilfreich, z.B. mit shit happens. Immerhin haben wir in unserem tollen Camping-Bus Trinkwasser und einen Gasherd, können uns also zumindest Kaffee und Tee kochen. Wer wollte, konnte auch zum Coca-Tee greifen, um den Kopfschmerzen in der Höhe vorzubeugen. Als der Bus dann irgendwie ausgerollt war, konnten wir nachsehen, was mit dem Wagen los war. Eigentlich nicht viel los, sondern eher alles fest, vor allem

festgefroren, und zwar nicht nur der Gaszug, sondern auch das Wasser in unserer Auto-
küche. Ihr ahnt, dass wir offenbar doch gerettet wurden. Vor allem dadurch, dass nichts
wirklich kaputt war. Alles ließ sich wieder mit einer Kerze und Klaus' kräftigem Zupacken
auftauen, wir konnten weiterrollen. Inzwischen machte sich schon allmählich die Sonne
hinter den bolivianischen Bergspitzen einen Steinwurf weiter östlich bemerkbar. Wir
konnten erkennen, wo wir waren, wussten aber deswegen noch lange nicht, wohin wir
fahren sollten. Ein Weg schien recht gut ausgefahren. Der Kompass zeigte eigentlich auch
in die richtige Richtung. Aber nach einigen Kilometern kamen wir an Steigungen und an von
Steinschlag übersäten Stellen, die uns zum Rückzug zwangen. Allerdings hätten auch die
Jeeps hier nicht durchgekonnt. Das musste also falsch sein. Zurück. Eine Abzweigung, die
irgendwie auch noch befahrbar aussah. Die war es dann zum Glück auch. Die Sonne hatte
jetzt schon alles in volles Licht getaucht. Nach irgendwelchen weiteren 6 oder 7 Kilometern
sahen wir dann die ersten Rauchfahnen in den Himmel schießen. Unsere Geysire. Gerade
noch rechtzeitig. Das Schauspiel ging sofort los.

Dani hatte übrigens die Fahrt gar nicht erst mitgemacht, er hat so seine Erfahrungen
mit Kopfschmerzen und Brechen bei solchen Touren. Er vergnügte sich mit unserer Haus-
hilfe Patricia und deren Kindern in Santiago. Patricia wohnt zwar nicht ständig bei uns,
kommt vielmehr etwa 3 x die Woche. Aber immer, wenn wir länger als einen Tag verreisen,
hütet sie das Haus. Sie bringt dann ihre 2 Kinder mit; und die freuen sich auf dieses für
sie tolle Gebäude mit Garten und unserem kleinen Swimming Pool. In eben diesem Pool
haben ihre Kinder letzten Sommer sogar schwimmen gelernt.

Wir hatten uns zwar am Vortag schon ein paar Kilometer außerhalb von San Pedro in einer
Art öffentlichem Thermalbad (in Wirklichkeit ein Baggerloch mit vulkanisch geheiztem
Wasser) bestens aufwärmen können.

Aber jetzt angesichts der Geysire erhielt das Wort "baden gehen" eine
völlig andere Dimension. Denn hier schossen viele Geysire ihre heiße
Fracht hoch in die Luft und gleichzeitig liefen von den schneebedeckten
Bergen eiskalte Schmelzwasserbäche über dasselbe Plateau. Die Kunst
besteht darin, zu genau dem Punkt zu gehen oder zu kriechen, wo sich das
kochende Wasser mit dem Eisbach so vermengen, dass dabei die optimale
Badetemperatur entsteht. Jeder konnte seinen persönlich richtigen
Punkt besetzen und konnte durch ein kleines Weiterücken in Richtung mehr
Kälte oder mehr Hitze diesen Punkt beliebig oft verändern.

Thermalbaden am Tatio,
wer's mag, in 4.300 m Höhe



Es gab allerdings einzelne Personen, denen hatte die Auffahrt auf diese
Höhe schon erheblich zu schaffen gemacht und ein zusätzliches heißes Bad hätte der
Kreislauf nicht mehr gut vertragen. Sie blieben als freundliche Zuschauer oder Fotografen

aktiv. Uns selber hatte der Mate de Coca vor allen Kopfschmerzen oder Schlimmerem beschützt.

Natürlich fragt sich (fast) jeder, der hierher in die vulkanische Waschküche kommt, ob diese unerschöpfliche Energie der Geysire nicht auch über das Baden hinaus genutzt werden kann. Ein paar hundert Meter hinter unserem Pfuhl verrostet still und verlassen der Versuch, einen Stromgenerator zu installieren. Warum er nicht in Betrieb genommen werden konnte, ließ sich leider nicht in Erfahrung bringen. Nur so viel: die staatliche Kupfergesellschaft CODELCO hatte es schon vor ein paar Jahren versucht. Ich denke, Chile sollte ernsthaft an dem Thema **geothermische Energie** arbeiten. Das muß nicht unbedingt hier oben am Tatio sein, der eine der wichtigsten Attraktionen für die Stadt San Pedro und den gesamten Atacama-Tourismus darstellt. Chile hat mehrere hundert Vulkane bzw. Stellen, an denen sich ohne aufwändige Tiefenbohrung die Erdwärme zur Stromerzeugung und für Heizungszwecke nutzen liesse.

Geothermie-Versuch am Tatio verharret in stiller Erwartung



San Pedro und seine besonderen Reichtümer

Das Geysire-Spektakel am Tatio hatten wir gut überstanden. Aber das Örtchen San Pedro, wo die Tatio-Exkursionen starten, ist Mittelpunkt vieler weiterer historischer, ökonomischer, kultureller Attraktionen. Von San Pedro lassen sich eine Vielzahl von Tagesausflügen mit einem gemieteten Mountainbike oder zu Pferd machen; z.B. nach



Chiu-Chiu

Chiles älteste Kirche San Francisco de Chiu-Chiu. Ein Kirchlein mit einem Dachstuhl und einem Eingangstor aus Kakteenholz, das lediglich von Lederriemen,



nicht von Nägeln, zusammengehalten wird.

Oder zu den Salzseen mit ihren Flamingos. Oder nach Toconao mit seiner alten Holzkirche, wo 2x am Tag eine Bäuerin mit ihrer Llama-Herde vorbei zieht und es ganz deutlich wird, dass die Region einst zu Bolivien gehörte. Oder einfach abseits der Strasse durch das uralt besiedelte Gelände der Atacameños reiten – einmal rund um deren in die Erde hinein gebauten Rundhäuser aus Lehm. Oder man entschließt sich zu einer Tour ins Tal des Todes, das sich bestens eignet für einen Ritt auf dem Mountainbike. ... - .

Wenn die Reise dann schließlich weitergeht, führt der beste Weg durch das faszinierende Salzsteingebirge, das Mondtal (Valle de la Luna), ehemaliger Meeresboden, der wohl vor rd 2,5 Mio Jahren durch das Aufeinandertreffen zweier Kontinentalplatten hochgedrückt wurde und dabei die Anden entstehen liess.



*Valle
de la Luna*

Für uns ergibt sich ein direkter Peru-Bezug. Denn außer den Nasca-Scharrbildern gibt es die weiterhin sehr lebendige Nazca-Kontinentalplatte. Sie prallt hier im nördlichen Chile mit der Südamerikanischen Platte zusammen und das sorgt für die jährliche weitere Anhebung der Andenkette und für jede Menge Erdbeben. Nicht umsonst gehört auch Chile zur Region des Pazifischen Feuerrings mit über 4.000 Vulkanen.

In Santiago hatten wir deswegen auch schon ein paar Mal geübt, was tun, wenn die Erde wieder wackelt? Zuerst unter den Türsturz flüchten, dann schauen, wie man am schnellsten ins Freie kommt.

Beim Stichwort Erdbeben mußte ich an die Gespräche denken, die wir schon mehrfach auf dem Handwerkermarkt in Santiago (Los Domínicos) mit einem bestimmten Künstler von den Osterinseln geführt hatten. Dort hält man sich – wie Thor Heyerdahl, der kühne Norweger – an die andine Schöpfungsgeschichte, wonach die Osterinseln der sichtbare Rest des untergegangenen pazifischen Kontinents MU sind. Dessen Untergang habe erst das Aufsteigen der Andenlandschaft ermöglicht. In dem Maße, in dem der Osterinsel-Kontinent versank, drückte er das heutige Südamerika über den Meeresspiegel nach oben. Dazu passen wiederum die Meeresschnecken, die wir selber früher hoch oben in den perua-

nischen Anden fanden und offensichtlich auch die Salzsteine hier im Mondtal der Atacama. So lässt sich jedenfalls auch die Schöpfungsmythologie der Inkas interpretieren, ohne dass der Begriff Kontinentalplatte überhaupt eingeführt werden muß. Aber die Diskussion über dieses Thema ist ein Buch für sich. Heyerdahl war ja in den 1950er Jahren nicht davon abzubringen, dass die Osterinseln von Südamerika aus mit ähnlichen Balsa-Flößen angesegelt wurden, wie wir sie früher im Norden von Peru (Trujillo) jeden Tag vor der Haustüre beobachten konnten. Nur glauben die Insulaner selbst eher an den umgekehrten Prozeß, dass sie es waren, die dem südamerikanischen Kontinent ihre hochentwickelten Techniken des Schiffbaus, der Steinbearbeitung etc. vererbt haben. Zumindest ist auch das eine der bisher von der internationalen Forschung noch zugelassenen Interpretationen.

Wie gesagt, eine lange, aber noch lange nicht abgeschlossene Geschichte. Und all das geht einem durch den Kopf bei der Fahrt durch das Mondtal ... Wir hatten diesen Weg genommen, um das Atacama-Dreieck abzufahren – und rollen gleich wieder tief hinein in die Kulturgeschichte der Atacama.

La Tirana. Huldigung der Inca-Tochter

Bei einem alten Peru-Fahrer liegt es nahe, dass er an allen möglichen Orten Inca-Spuren und oft genug auch vor-inkaische Spuren um sich herum sieht. Das brachte es manchmal mit sich, dass noch ein kleiner Umweg den vorgesehenen Reiseplan ergänzen mußte. Auf dem Rückweg nach Santiago entschieden wir uns für einen Umweg und der besaß auch noch 2 ganz unterschiedliche Komponenten.

Statt weiter zur Küste und zum ehemaligen peruanischen Hafen Iquique zu rollen fuhren wir ein paar Meter über die letzte Tankstelle vor der Wüste, in Pozo Almonte, hinaus bis Huara, um dort ins Innere der Atacama abzubiegen. Ziel war ein Sandhügel, den die Einheimischen „Cerro Unita“ nennen und den ein über 100 m lang gestrecktes Scharrbild schmückt, der sog. „Atacama-Riese“.

Scharrbild Atacama-Riese



Beim Anblick des Atacama-Riesen konnte ich gar nicht anders als sofort an die Scharrbilder von Nasca zu denken: in den Wüstensand geritzt und übermenschlich riesig. Zu recht heißt das Gebilde „Gigante de Atacama“.

Archäologen schätzen die Entstehungszeit des Riesen auf vielleicht 1.000 n. Chr.. Wahrscheinlich haben sogar unterschiedliche Kulturen daran gearbeitet. Zuletzt auch die Inkas. Bislang liegt noch keine eindeutige Interpretation über die Rolle dieser Figur vor. Vielleicht ein bedeutender Schamane. Vielleicht eine Gottheit. Möglicherweise Symbolfigur des Inca-Großreiches Tahuantinsuyu. Für mich bleibt die Frage, ob die Ähnlichkeiten mit Nasca bloßer Zufall sind oder ob doch eine innere Beziehung zwischen dem „Riesen“

und z.B. dem „Skorpion“ in Nasca besteht. Sehr schade, dass wir jetzt unsere Sächsin Maria Reiche in Ica nicht fragen konnten....

(Brief-Auszug:)

Der zweite Teil des Umwegs galt dem Örtchen La Tirana, ebenfalls im alten bolivianischen Staatsgebiet und Kulturraum. Wie bei allen diesen "heiligen" Orten im Kulturraum der Quechua, Aymara oder anderer indigener Völker ranken sich immer vielerlei Legenden um sie. Insbesondere dann, wenn sich noch die katholische Kirche einmischt, um über die vorchristlichen Mythen ihren katholischen Zuckerguss fließen zu lassen. In La Tirana ist es nicht anders. Der durchgehende Zug der einzelnen Legendenstränge erzählt von dem ersten spanischen Conquistador, Diego de Almagro, der wenige Jahre nachdem Luther seine Thesen in Wittenberg angenagelt hatte, mit einem Inca-Fürsten als Geisel in diese gottverlassene Sandwüste zog, weil die Spanier selbst hier Gold zu finden hofften. Die wunderschöne (sagt die Legende) Tochter des Inca-Fürsten mit dem leicht aussprechbaren Namen Ñusta Huillac war ebenfalls Teil der Karawane.

Das heutige Örtchen La Tirana mit seinen 50 Gebäuden ist dieser Legende nach der Ort, wo dem Inca-Fürst mitsamt Töchterlein und Gefolge die Flucht gelang. Denn hier befinden sich auch heute noch an manchen Stellen kleine Wälder der akazienähnlichen Tamarugo-Bäume, die Sichtschutz bieten. Daher heißt diese ganze Hochebene bis zur peruanischen Grenze Pampa del Tamarugal. Nach vielen Hundert Kilometern Wüstensand unter den Rädern stellten wir erst einmal unseren Bus in den Schatten genau dieser Akazien und hielten vor lauter Staunen still.⁵ Wir waren zwar rechtzeitig zum Fest der Karmeliterjungfrau (Virgen del Carmen) am 16. Juli eingetroffen. Aber uns hatte niemand vorher gesagt, dass dies hier das größte religiöse Fest Chiles ist. Allerdings bei Licht besehen, ist



es vor allem eine fiesta der bolivianischen Minenarbeiter, in erster Linie der Aymaras. In den Gold- und Silberminen verletzen sie Mutter Erde (Pachamama) seit alters her.

Mit der Fiesta bitten sie seit alters her um Entschuldigung.

*La Tirana, Fest der Aymara-Bergleute,
Foto um 1900*

Der Wechsel des Arbeitsplatzes von den Silberminen zu den Salpeterminen veränderte nur das Produkt, aber nicht die indigene Grundeinstellung zur Mutter Erde. Was wir jetzt hier erlebten, hatte allerdings einen deutlich anderen Charakter angenommen.

Zehntausend oder mehr Pilger, Touristen (wie wir), nur Neugierige, Würstchenverkäufer, Toilettenhäuschenvermieter, Verkäufer von religiösem Kitsch jeglicher Art und noch viele andere waren mit uns zusammen unter dem glasklaren Sternenzelt der Pampa del Tamarugal eingetroffen. Wir waren müde und hungrig und vor allem froren wir heftig. Hier

⁵ Jüngste Forschungen haben einen Zusammenhang zwischen den Berührungslinien zweier Erdplatten und den dabei ausgelösten Erdbeben erkannt, aber auch, dass sich entlang dieser Linien unterirdische Wasserreservoirs bilden. Ein solches Reservoir ist dann wohl die Erklärung für Tamarugo-Wälder mitten in der Wüste Chiles

draußen unter diesem wunderschönen Sternenhimmel mit jeder Menge von Sternschnuppen (ich meine: Meteoren) gab es nicht ein einziges kleines Wölkchen; und das ließ nachts die Temperatur auf unter Null fallen. Darauf waren wir nicht gut vorbereitet. Um nicht festzufrieren, bewegten wir uns im Fluss der Zeremonien auf die kleine alte Holzkirche zu. Natürlich gab es nicht den Hauch einer Chance, einen Blick ins Innere des Kirchleins zu werfen. Sie war bis unter die Glocken mit Menschen vollgestopft. Auf den wenigen Staubstrassen von La Tirana und aus Platzmangel auch weit außerhalb der Dorfgrenzen wurden derweil alle möglichen allegorischen Tänze inszeniert, beeindruckend wie beim Karneval von Venedig.



La Tirana 1991:
Kirche, Tod und Teufel und bolivianische
Tänzerinnen

Eines dieser großen Feste, wie sie die katholische Kirche unnachahmlich zu organisieren und zu lenken versteht. Ein Mönch war nur wenige Jahre nach der Flucht des Inca-

Fürsten an dieser Stelle entlang gewandert und hatte in Gedenken an das "wundersame Ereignis" eine kleine Holzkapelle errichtet. Er widmete sie weder Diego de Almagro noch der (wunderschönen) Inca-Tochter, sondern „Nuestra Señora del Carmen de La Tirana“ (Unserer Karmeliter-Jungfrau von Tirana). Warum?

Jedenfalls war die Tirana-Legende auf diese Weise von der katholischen Kirche in Besitz genommen.

Erst Jahrhunderte später wurden die Bauern und Minenarbeiter vom bolivianischen und peruanischen Hochland durch die Kupfer- und Silber- und dann die Salpeterminen in diese Gegend gelockt. Von da an - 19. Jahrhundert - wurde die große Zeremonie von La Tirana allmählich zum eigentlichen Jahresfest der Aymara- und Quechua-Bergleute. Und so ist es bis heute geblieben: ein hinter viel touristischem Klamauk verbrämtes synkretistisches Fest.

Und wieder so eine Erinnerung an ähnliche Grundmuster: so wie damals bei unserem Stop in Chichicastenango (Guatemala) zeigt auch hier die katholische Kirche, dass sie flexibel genug ist, beiden Seiten gleichzeitig zu huldigen: Pachamama und der Karmeliter-Jungfrau. Aus meiner Sicht hätte ich mich noch mehr gefreut, wenn die Kirche auch das Natur-Wunder würdigen würde: mitten im Sandmeer wächst ein Wald, weil die Tamarugo-Bäume in der Lage sind, meterlange Wurzeln so tief in den Boden zu schieben bis sie endlich auf Wasser treffen.

LANDESERKUNDUNG MIT DER FAMILIE IM SÜDEN

Sich in Chile auf den Weg zu machen bedeutet immer zuerst die Entscheidung treffen: nach Norden oder nach Süden. Anders als in Venezuela oder Argentinien oder Kolumbien oder gar Brasilien gibt es nicht die Reise ins Landesinnere. Nur rauf oder runter. So haben wir uns in Chile immer zuerst für die passende Richtung entscheiden müssen. Dabei half auch die Jahreszeit, Sommer oder Winter. Am Ende hielten sich diese Reise-Entscheidungen die Waage – zumindest für mich selber. Denn so extrem unterschiedlich der Norden vom Süden, so attraktiv sind beide Extreme für den neugierigen Reisenden. Und neugierig war ich immer und waren wir immer. Dabei ließ sich die Grenze zwischen dienstlichem und privatem Interesse selten wirklich scharf ziehen.

Von Chiloé nach Patagonien

(Brief, Februar 91 an Schwester Rose:)

ich schreibe dir heute diesen Brief, weil ich denke, er kommt dann gerade recht zu deinem Geburtstag in Mülheim an. Deswegen auch etwas ausführlicher, weil ich dir ja sonst nichts Persönliches schenken kann. Aber mehr als an Kaffee, Kuchen und Kerzen denke ich jetzt daran, dass es für euch in Deutschland sicherlich keine sehr angenehme Zeit ist mit dem Golf-Krieg so nah vor der Tür. Hier in Chile befinden wir uns gefühlsmäßig und auch im wörtlichen Sinne sehr weit vom Schuss. Natürlich wird täglich über die Ereignisse und Entwicklungen berichtet und auch darüber, wie schwer sich die deutsche Bundesregierung tut, eine Entscheidung hinsichtlich ihrer eigenen Haltung zu fassen. Wahrscheinlich diskutieren wir hier unten mit mehr distanzierter Ruhe die Rolle der USA und das starke Interesse von Präsident Bush an diesem Krieg, um von seinen innenpolitischen Schwierigkeiten und der angespannten Wirtschaftslage in den USA abzulenken, sich dabei aber von den US-Öl-Konzernen leiten zu lassen. Dazu stellt sich für uns die Frage der Mitschuld (aus Kurzsichtigkeit) an dieser Entwicklung, die auch gerade die Bundesregierung auf sich geladen hat, indem alle möglichen Waffensysteme aus deutscher Produktion dem Irak verkauft werden konnten. Wie auch immer: ich und wir alle hier hoffen für Europa und den Vorderen Orient und für die globale Umwelt, dass dieser Krieg schnell beendet werden kann. Mir selbst würde es dabei sehr gefallen, wenn Iraks Präsident möglichst bald wirksam seines Amtes enthoben würde. Denn mit seiner Vertreibung aus Kuwait ist es wohl nicht getan. Gerade heute Morgen habe ich in unserer Zeitung eine kurze Notiz gelesen, daß die Kurden und auch Schiiten im Irak die Kriegssituation nutzen würden, um den kriegsgeschwächten Hussein endgültig abzusetzen. Und der Journalist erinnerte einfach noch mal an die verschiedenen Kriege, die Hussein schon 1980 gegen den Iran angezettelt hatte und jetzt gegen Kuwait und Saudi Arabien und Israel so weitermachen wollte. Er hat praktisch während seiner gesamten Amtszeit nur Krieg geführt und hat wahrscheinlich auch kein anderes Verständnis von Politik als mit dem Gewehr im Arm (Ich lass mal offen, wie sehr er sich da von den US-Regierenden unterscheidet ...). Ich seh schon: ein richtig ordentlicher Geburtstagsgruß.....

Nun denn, das Gefühl weit von den schlimmen Ereignissen entfernt zu sein, hat es uns leicht gemacht, von Mitte Januar bis Mitte Februar die Sommerferien für eine Tour in Chiles Süden zu nutzen. Lieber ein paar Zeilen darüber also als herzlichen Gruß und vielleicht auch als Animation, noch mal einen Besuch in Südamerika zu wagen. Gewissermaßen um deine damaligen Peru-Eindrücke zu übermalen.

Wir nennen es für uns: die große Süd-Tour. Sie wurde uns durch die chilenische Eisenbahn

erleichtert, die für die ersten 1.000 Km von Santiago bis Puerto Montt einen Autowagon an ihren D-Zug hängt. Gegen 22.00 Uhr hatte ich unseren Bus über die Verladerampe in Santiago gefahren, wir hatten ein Schlafwagenabteil für uns vier und los ging es. Die Geschwindigkeiten des Zuges sind alles andere als aufregend. Wir kamen erst am nächsten Tag gegen 15.00 in Puerto Montt an. Aber bis in den späten Vormittag hinein war es auf jeden Fall sehr unterhaltsam in unserem Wagen, der 1932 in Breslau gebaut worden war, der noch seine alten Porzellan-Türgriffe im Waschraum hatte und dessen Dusche noch immer einwandfrei funktionierte!

Puerto Montt besitzt seine Bedeutung, weil es auch durch die Pinochet'schen Verwaltungsreformen größeres Gewicht für die gesamte Region der Seen im Süden gewonnen hat und auch eine zunehmende Bedeutung für den Schifffahrtstourismus hinunter in den antarktischen Süden gewinnt.

Für Chile als Staat und für uns als Deutsche ist die gesamte Region um Puerto Montt von besonderer historischer Bedeutung: hier im Süden fand ein Teil der deutschen Auswanderer eine neue Heimat, die mit den Ergebnissen der Revolution von 1848 nicht einverstanden waren bzw. in Deutschland verfolgt wurden. Die chilenische Regierung hatte ihnen Siedlerland im chilenischen Süden angeboten und sie hatten sich auf die lange Segeltour von Bremen hierher aufgemacht. Dahinter hatte nicht reine Menschenfreundlichkeit der chilenischen Regierung gesteckt. Denn der chilenische Staat kämpfte zu der Zeit noch immer gegen die eigentlichen Besitzer dieses Landes, die Mapuche-Indianer. Die deutschen Handwerker, Bauern, Bierbrauer, Banker, Lehrer etc. sollten den Süden endlich für den chilenischen Staat erschließen und als Staatsgebiet sichern. Auch jetzt sind noch eine Menge deutsche Spuren in der Stadt und im Umland zu erkennen. Die Namen von Strassen und Geschäften erinnern an deutsche Gründungsväter und sogar deutsche Lieder sind im Lokalradio zu hören. Als ich in einem Café auf Moni und die Kinder warte spricht mich ein älterer Herr an. Irgendetwas an mir muss deutsch ausgesehen haben. Er fragt mich nach dem Reichstag und wie es jetzt im Reich weitergehe. Ja, an manchen Enden der Welt läuft die Zeit offenbar viel, viel langsamer ab als in einer Großstadt wie Santiago oder Oberhausen....

Während ich noch auf meinen Anhang warte, habe ich genügend Zeit, mir die Bilderbuchszene anzuschauen: der Blick über den Ort, hinaus auf den Llanquihue-See, über den See hinweg auf den Modell-Vulkan Osorno. Manchmal wirkt der Osorno als schweben er hoch überm See und als könne er kein Wässerchen trüben.

Llanquihue (Ort und See) mit Chiles schönstem Vulkan Osorno

Wir wurden in Puerto Montt jedenfalls überall an deutsch-chilenische Geschichte erinnert, wollten aber tatsächlich auf der sogenannten Carretera Austral (der von Pinochet initiierten Süd-Autobahn) mit unserem VW-Bus soweit in Richtung Antarktis wie irgend möglich.

Aus meiner Zeit bei der EZE (Evangelischen Zentralstelle, Bonn) hatte ich noch unsere damaligen hef-



tigen internen Debatten im Ohr als ein Antrag zur finanziellen Unterstützung für einen Abschnitt dieser **Carretera Austral** auf den Tisch flatterte. Er kam im Namen einer dieser Sekten, ich glaube Pfingstler. Jedenfalls hatte ich zu denen gehört, die gegen das Straßenbau-Projekt stimmten. Zusammen mit einigen EZE-Kollegen sah ich darin eine indirekte Unterstützung des Pinochet-Regimes, weil es den Militärs helfen würde, die Oppositionellen im Lande besser zu überwachen und die Grenze zum nahegelegenen Argentinien leichter zu kontrollieren, damit die Fluchtmöglichkeiten von Oppositionellen zu erschweren u.a.m.. Schließlich war genau hier Chiles großem Dichter Pablo Neruda nach 1 ½ Jahren Verstecken vor Chiles Geheimpolizei die Flucht nach Argentinien gelungen. Und jetzt stehen wir gewissermaßen in der ersten Startreihe für eine Carretera-Austral-Ralley. Wir wählen allerdings den kleinen Umweg über die Insel **Chiloé**. Chiloé mit seiner Musik und seiner unendlichen Fülle an Meeresfrüchten ist für die meisten Touristen schon das Ziel an sich. Auf dem Markt der kleinen Hauptstadt Ancud ist der frischeste Fisch und sind die schönsten Muscheln zu kaufen. Wer, wie wir, nicht erst lange ein Feuer am Strand entzünden wollte, um den Fisch selber zu braten, der nahm, wie wir, in einem der vielen kleinen Restaurants Platz und bestellte z.B. eine große Familienplatte des traditionellsten aller traditionellen Gerichte in Süd-Chile, den „Curanto en hoyo“.

Chiloé, Curanto en hoyo



Dazu wird normalerweise eine Kochgrube ausgehoben, heiße Steine hineingelegt und dann werden auf großen Blättern alle Seefrüchte, Muscheln, Hühnerschenkel, Kartoffeln, Gemüse u.a.m. ausgebreitet, mit den gleichen Blättern (ähnlich unserem Rhabarber) abgedeckt, wieder heiße Steine darüber

und Erde. Das Ganze gart ein paar Stunden vor sich hin und dann geht das große Schmausen los. Ich kannte die Prozedur von einer früheren Reise mit meinem Kollegen Klaus

hierher. Und wir kannten sie ohnehin aus Peru. Diesmal hatten wir ein bisschen Pech, weil es mal wieder regnete und die normale open-air-Prozedur nicht direkt auf Begeisterung stieß. Es wurde daher ein Curanto unterm Dach. Er war fast genauso attraktiv und verschaffte uns die nötigen Kräfte, um ans Südende der Insel vorzudringen, an den winzigen Ort Quellón.



Quellón-Panorama

Quellón ist winzig, aber unglaublich stolz auf zwei Dinge: der Blick übers Meer auf die verschneite Andenkette und die Vulkane – wenn der Regen zwischendurch mal aufgehört hat. Und sie sind stolz darauf, dass genau hier die **Traumstrasse der Welt**, die Panamericana mit ihren 22.000 Km Länge, beginnt.

In dem Minihafen Quellón sollte uns eine Fähre wieder hinüber zum Festland bringen, an eine Stelle mit direktem Zugang zur genannten Carretera Austral. Die Fähre brauchte drei Stunden. Es regnete schon wieder. Wir landeten im Städtchen Chaitén. Es regnete weiter. Die Stimmung war trotzdem gut. Allerdings wollten wir hier nicht im Regen hocken bleiben, kauften lieber ein paar Vorräte und traten endlich die eigentliche Ralley nach Süden, Richtung Patagonien an. Bei dem Wetter und dem unbekanntem Straßenzustand weiter im Süden hätte ich jetzt am liebsten ein Vierradfahrzeug für uns gehabt. War aber nicht. Also weiter. Rechts und links stand dichter borealer Regenwald (das passte jetzt haargenau) und irgendwann fuhren wir eine oder zwei Stunden an endlos langen Hügelketten entlang, auf denen vor allem abgebrannte Baumstümpfe standen.

Zwei chilenische Tramperinnen, die wir aufgelesen hatten, erklärten uns, dass dieser riesige Wald vor fast hundert Jahren abgebrannt sei und damals etwa ein ganzes Jahr lang in Flammen gestanden hatte. Das erscheint denkbar, denn selbst heute, viel weniger vor hundert Jahren, gab es hier unten kaum menschliche Siedlungen. Also hat sich auch niemand um dieses Inferno gekümmert. Zwei Tage später kamen wir aus den Wäldern zum ersten Mal wieder ans offene Meer. Ein netter kleiner Ort, d.h. ein Restaurant, zwei kleine Kirchen, an einer Holztüre der handgeschriebene Hinweis, dass man auf dem Hof Benzin kaufen könne. Wir fahren Diesel. Ein anderer Nachbar hatte auch davon ein Fass auf seinem Hof stehen. Also, alles bestens. Interessant war vor allem für mich, dass wir in eben diesem Örtchen Puyuhuapi gelandet waren, aus dem damals das Straßenbauprojekt an die EZE geschickt worden war. In dem einzigen Gasthaus auf der Avenida Otto Uebel (!) trafen wir jemanden, der uns ein Haus zeigte, in dem der letzte der drei deutschen Freunde lebt, die vor gut einem halben Jahrhundert aus Deutschland ausgewandert waren und diesen Ort gegründet hatten.



Puyuhuapi, Gründerhaus der Hopperdietzel von 1936

Sie hatten sich mit ihrem Boot von Chiloé aus herunter treiben lassen und waren an dieser Urwaldküste auf gut Glück an Land gegangen: Sie hatten den Eindruck, von hier aus könnte das Hinterland allmählich erschlossen werden. Jetzt war dieser Mit-Gründer von Puyuhuapi ein uralter Mann, den wir nur ganz kurz begrüßen konnten,

der sich als Walter Hopperdietzel vorstellte und mit uns auch gerne deutsch sprach. Ich erinnerte mich, dass sein Name damals auch neben dem der evangelischen Kirche/Sekte in den Unterlagen des Straßenprojekts gestanden hatte. Er hatte damals in einem zweiten Finanzierungsantrag beschrieben, wie sie die ersten Kilometer der Strasse mit dem ersten Geld der EZE aufopferungsvoll begonnen hatten und wie der Caterpillar, den die EZE finanziert hatte, in den See abgerutscht war, an dem wir noch heute Vormittag entlang

gefahren waren. Ob das alles so war oder ob die Militärs ein bißchen gedrängt hatten, noch einmal die deutsche Quelle anzupapfen, wollte ich jetzt nicht nachfragen. Es blieb unklar, wie Hopperdietzel zum Militärregime stand. Auch er hatte gelernt, gegenüber Fremden vorsichtig zu formulieren.

Damals bei der EZE hatte ich heftig gegen die Unterstützung der Carretera Austral argumentiert („hilft nur Pinochet und den militärfreundlichen ev. Sekten....“). Jetzt rollten wir wieder zurück auf genau diese Straße, die von den Militärs seit Jahren immer weiter nach Süden ausgebaut wurde. Wir tauchten bald wieder ein zwischen die riesigen Bäume dieses kalten Regenwaldes, machten hier und da Halt und kamen Stunden später an eine Kreuzung mit zwei einfachen Wegweisern. Nach rechts ging es Richtung Puerto Aysén; nach links in Richtung Coyhaique. Aysén war näher und ein Hafen.

Patagonische Wahrzeichen : Laguna San Rafael - Alerce - Huemul

Wir machten etliche Kilometer vor der Stadt Rast, auch um endlich einmal diese riesigen Urwaldbäume anzufassen und an ihnen hochzuschauen. Es gab zwar keinen Weg, aber zwischen den Bäumen war Platz genug, um den nächsten Hügel hinaufzusteigen. Dann war urplötzlich der Wald zu Ende und alle vier standen wir zum ersten Mal unmittelbar vor einem Eisberg. Zumindest sah das genauso aus, was uns dort weiß entgegenleuchtete. Vielleicht auch nur ein vereister Berg. Absolut faszinierend! Auch Miri und Dani fragten nicht mehr, warum wir den Berg raufklettern sollten. Dann ging es ganz schnell bis Puerto Aysen und noch schneller sahen wir einen Frachter vor Anker, auf dem sich mehr Menschen bewegten als die normale Besatzung und eigentlich wirkten diese auch eher wie Touristen als wie Seeleute. Dann sahen wir erst das kleine Büro mit der Einladung zu einer Dreitagestour mitten in die Gletscherwelt der Laguna San Rafael hinein. Alles ging sehr schnell, wir parkten den Bus, holten die dicken Reserveanoraks heraus und ein paar sonstige Kleinigkeiten und saßen zwei Stunden später mit 12 anderen Fahrgästen in einem kleinen Saal, in dem jeder einen bequemen Pullman-Sessel zugewiesen bekam, der für die kommende Nacht auch gleich für jeden das Bett bedeutete. Mit Blick auf unsere Gesamttour wurde das jetzt ein kleines Abenteuer im Abenteuer - wie die russischen Matroschka-Puppen ...

In der Nacht war es ein bisschen kühl, aber ruhige See und sobald sich die ersten Sonnenstrahlen zeigten waren wir aus unseren Sesseln heraus, gingen an Deck, an die Reeling und sahen die ersten Eisbrocken langsam am Schiff vorbei treiben. Krümmen von kalbenden Gletschern, also Mini-Eisberge. Zwei Stunden später, direkt nach dem heißen Tee, den die Besatzung uns servierte, schob sich unser rost-brauner Frachter in die Lagune hinein, genau gegenüber einer gewaltigen Gletscherzunge.

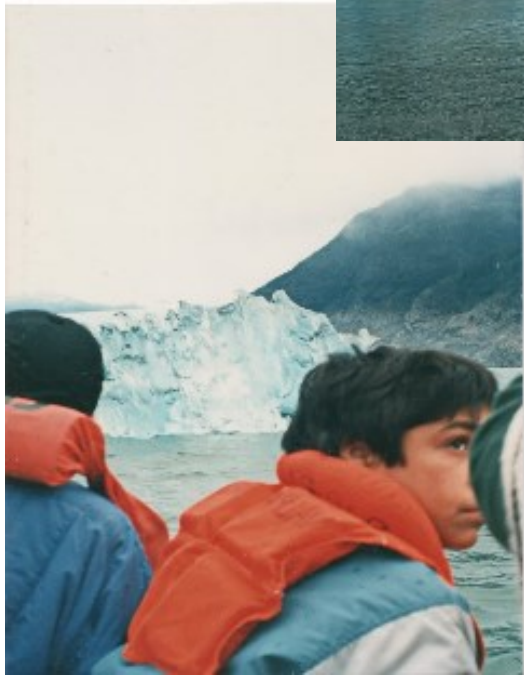
Wir mussten nicht lange warten bis die ersten hausgroßen Brocken vom Gletscher abbrachen und 30, 40 Meter tief ins Meer stürzten. Der Frachter fuhr nicht näher heran. Aber er setzte ein Beiboot aus, ein Ruderboot. Wer jetzt näher an den kalbenden Gletscher heran wollte, konnte sich mit in die Riemen legen und ein paar hundert Meter näher an Gletscher und die Eisbrocken heranrudern. Irgendjemand in dem Bötchen war darauf vorbereitet und zog auf einmal eine Whiskey-Flasche aus seinem Anorak und der Bootsführer hackte mit seinem Enterhaken die nötigen Bröckchen vom umher schwimmenden Eis ab: das war der authentischste *Jim Beam on the rocks*, den man sich vorstellen kann....⁶

⁶ 20 Jahre später hatten systematische Beobachtungen genau hier, im chilenischen Patagonien, zu der Erkenntnis geführt, dass auch in Chile die Gletscher mit Rekordgeschwindigkeit

*Gletscher-Tour
in der Lagune
San Rafael*



*Dani bleibt
skeptisch*



Zwei Tage nach dem Gletschertreffen waren wir schon wieder eisfrei an derselben Kreuzung "Aysen – Coyhaique", bogen wieder nach rechts ab, nur bedeutete es diesmal landeinwärts und weiter nach Süden, tiefer hinein nach Patagonien.

Wieder die gewaltigen Alerce-Bäume um uns herum. Offiziell hat die chilenische Naturschutzbehörde CONAF das Alter der ältesten Alerces mit über 2.000 Jahren bestätigt. Dabei hatten wir vor kurzem noch den Bericht von französischen Botanikern gelesen, die behaupteten, sie hätten ein Alerce-Exemplar hier unten im Süden gefunden, das etwa 4.000 Jahre alt sein müsse. Man stelle sich vor: der Baum war schon 2.000 Jahre alt als Jesus durch die Wüste wanderte. Unglaubliche Dimensionen! Daran dachte ich jetzt beim Fahren und hätte selber allzu gerne einen solchen Methusalem näher in Augenschein genommen. Aber allzu viel konnte ich am Steuer nicht träumen, denn wir mussten immer wieder durch kleinere Flüsse oder über etwas größere auf wackeligen Holzfähren übersetzen. Aber seit Puerto Aysen hatten wir zumindest viel Glück mit der Sonne, so dass die jetzt nebefreien und beinahe trockenen

abschmelzen – und nicht, weil die Touristen zu viel Whiskey on the rocks trinken wollten. SPIEGEL online meldete dazu:

„Chile: Gletscher schmilzt mit Rekordgeschwindigkeit“: Eine Ursache für den Schwund des Eises sei die Erderwärmung, so das Centro de Estudios Científicos in Valdivia. Eine andere die Tatsache, dass der Gletscher zum Teil in den Gewässern eines Fjords aufliege. Und dort steigt der Meeresspiegel, was die Gletscherzunge besonders großen Belastungen aussetzt und abbrechen lässt“ (08.12.2011)

Urwälder mit einem Mal eine völlig andere Atmosphäre verbreiteten. Und dann standen auch für uns die mächtigen Alerce in Griffnähe am Straßenrand:

*Alerce im chilenischen Patagonien,
sicher über 1000 Jahre alt*

Und richtig angenehm wurde es dann als sich vor Coyhaique die Wälder ein bisschen zurückzogen, Kühe auf ihren Weiden sichtbar wurden und die äußerst malerischen Holzzäune, die mich in ganz Chile faszinieren, mit einem Eindruck von Offenheit und Weite daher kommen. Im Vergleich zu den Gletschern vor kurzem, kam uns hier alles fast mediterran mild vor. Dass auch diese sog. Kulturlandschaft früher Wald gewesen war, blendeten wir jetzt tatsächlich einfach mal aus.

In Coyhaique wollten alle ein paar Tage Rast machen. Schließlich wimmelt es hier unten in Patagonien von kleinen und großen Seen, von den Gletscher-Abflüssen voller Stromschnellen und voller Fische. Es war noch zu früh im Jahr, aber auch die Hinweise auf die Skipisten weiter



oben in den Bergen waren nicht zu übersehen. Diese kleine Stadt ist eindeutig ein regionales, attraktives Zentrum in einer ziemlich menschenleeren Gegend.

Wir zogen diesmal in ein kleines zweistöckiges Hotel mit funktionierender Dusche. Über das Postamt erreichte uns ein Hilferuf von der Umweltorganisation CODEFF aus Santiago. Wir waren CODEFF und ihren Mitarbeiter inzwischen mehr freundschaftlich verbunden als dass sie für uns nur FES-Projektpartner waren. Sicher hatte das auch damit zu tun, dass der CODEFF-Gründer von deutschen Einwanderern abstammte und diese Umweltorganisation im wilden Jahr 1968 in Chile gegründet hatte. Godofredo Stutzin war von der Sache überzeugt und überzeugte andere von der Sache und hatte auch während der Militärdiktatur, so viel es ging, für den chilenischen Naturschutz gearbeitet. Sein CODEFF hatte mir also postlagernd ein Fax geschickt mit der Bitte, etwas für ihr Huemul-Projekt in Coyhaique zu tun. Eine Anschrift war angegeben, die sich leicht finden ließ. Als gesamte Familie klopfen wir bei der Außenstelle der nationalen Forstbehörde CONAF an. Das war für die zwei Mitarbeiter eher eine freudige Überraschung als dass sie sich beamtenmäßig gestört fühlten. Bei zwei oder drei Tassen Beutel-Tee erfuhren wir, dass CODEFF hier unten ein Projekt zum Schutz des chilenischen Nationaltiers, des Huemul, unterstützt und genau jetzt musste ein größerer Geldbetrag beigebracht werden, damit die geplante Impfkampagne auch wirklich weitergeführt werden konnte. Irgendetwas bei dem Geldtransfer hatte aber nicht funktioniert und die Frage war, ob wir noch am selben Tag umgerechnet 5.000 DM bereitstellen konnten, um das Projekt zu retten (auch Chilene hier unten im Süden sind Latinos und verstehen es, die Dinge zu dramatisieren).

Natürlich hatten wir nicht so viel Bargeld dabei. Aber ich hatte ja eine fähige Büro-Mannschaft in Santiago. Die Buchhalterin Mireya klemmte sich dahinter, veranlasste eine Eilüberweisung von Projektmitteln an die Behörde CONAF in Coyhaique, die auch zwei Tage später eintraf. In Santiago würde ich später das Loch in unserer Projektkasse wieder ausgleichen. Jetzt war erst einmal das Vorhaben vor dem Kollaps gerettet. Die CONAF-Ranger fühlten sich uns gegenüber jetzt sehr verpflichtet und nutzten den Moment: sie packten ihren großen Jeep mit uns und insgesamt 3 Rangern voll und chauffierten uns hinaus und hinauf in die Cordilliere, über Pfade, die unser California nicht im Traum geschafft hätte. Und es lohnte sich: wenn auch nur aus großer Entfernung sahen wir tatsächlich einige Huemules über die Hänge ziehen. Sie sehen aus wie kleine Hirsche (die deutsche Übersetzung lautet auch „Andenhirsch“) und bewegen sich elegant wie Gemsen.



Huemul im chilenischen Patagonien



Huemul im chilenischen Wappen

Es gibt genügend Chilenen, die ihre Nationalblume, die wunderschöne Copihue in natura gesehen oder verschenkt haben. Aber es gibt sicher nicht sehr viele Chilenen, die ihr Nationaltier Huemul schon einmal in freier Wildbahn gesehen haben und dabei fühlten wir uns ziemlich gut, weil wir sehr konkret bei einer wichtigen Umweltschutzmassnahme hatten helfen können. Allerdings diskutierten wir später noch eine Weile, ob die Huemules da draußen wirklich Ähnlichkeit mit dem Hirsch im Wappen Chiles haben. Mit dem Condor im Wappen war es schon leichter, zum einen sah er unseren peruanischen Condores doch ziemlich ähnlich und zum anderen hatten die Chilenen guten Einblick in das Bild eines Condors, schließlich handelte es sich um eine der populärsten, satirischen Comic-Zeitschriften von diesem Vögelchen: *Condorito*. Später im Bus hatten die Eindrücke aus Coyhaique noch eine ganze Weile für Gesprächsstoff zwischen uns Vieren gesorgt. Auch hinter Coyhaique war die Stimmung immer noch gut, schließlich begleitete uns weiterhin sonniges Ausnahmewetter. An unserer linken Seite (Osten) zeigte sich gelegentlich der gewaltige See Lago General Carrera. Bei einer späteren Fahrt wollten wir am Südende des Sees vielleicht in Richtung Argentinien abzweigen, dann, wenn wir mit dem Auto durch ganz Patagonien bis zur Südspitze des Kontinents nach Punta Arenas oder Ushuaia reisen können, um den Antarktis-Walen zuzuwinken. Diesmal wäre es zuviel geworden. Wir wollten jetzt noch sehen, wie weit es sich auf unserer Carretera Austral tiefer hinein ins chilenische Patagonien rollen lässt.

Vor uns lag noch ein weiteres Städtchen, Cochrane. Cochrane war deutlich kleiner als Coyhaique, aber mit der gleichen Art Holzhäuser, staubigen Strassen und Schneegipfel hinter den Wäldern. Ein paar Meter reichte die Strasse sogar noch über Cochrane hinaus. Aber unser Bus hatte uns jetzt weit über tausend Kilometer von Puerto Montt bis hierher getragen. Ein paar Löcher in den Reifen mussten unterwegs geflickt werden,

mehrere Dieselfilter und der Luftfilter hatten sich mit Staub zugesetzt und waren erneuert worden - das waren bisher die zusätzlichen Aufwendungen gewesen. Noch weiter auf nicht ausgebauten Wegen ohne Vierrad zu fahren, hätte ein größeres Risiko für unseren betagten "California" bedeutet. Und die Sonne würde auch nicht viel länger so freundlich scheinen und die Wege trocken halten. Hier in Cochrane nahmen wir uns daher etwas mehr Zeit zum Umschauen, zum Luft holen und ließen das Auto vorsichtshalber in der einzigen Autowerkstatt begutachten. Keine besonderen Probleme waren zu erkennen, die die Rückreise infrage gestellt hätten. Ich ließ nur vorsichtshalber zwei neue Vorderreifen montieren, denn jetzt kannten wir ja genau unsere Strecke und mit Sicherheit würde es irgendwann unterwegs auch wieder anfangen zu regnen und glatt sein und überhaupt. Außer der beeindruckenden Natur mit all ihren unkalkulierbaren Wetterschwüngen und den nicht immer ganz einfachen Reisebedingungen haben wir bei dieser Reise gelernt, dass Chile zur Zeit noch ein Land ist, durch das man ähnlich angstfrei reisen kann, wie wir seinerzeit durch Peru.



unser typischer Schlafplatz in Patagonien mit eigener open air Küche

Inzwischen (also 10 Jahre nach meiner DED-Zeit in Peru) kamen allerdings die deutschen Lehrer und wer es sich sonst noch leisten konnte von Peru nach Chile herunter, um ohne Angst vor räuberischen Polizisten oder anerkannten Straßenräubern; um ohne Furcht vor Terroristen; um ohne Angst vor Cholera hier zelten und wandern zu können oder allgemein in abgelegene, naturnahe Regionen reisen zu können. Denn in Peru war alles etwas schwieriger geworden ...

DER GANZ NORMALE ALLTAG IN CHILE...

Wir hatten nach der Nord- und der Süd-Tour ein gewisses Gefühl für Land und Leute und Natur entwickeln können. Jetzt ging es nur noch um den chilenischen Alltag.

(Brief-Auszug, März 1990:)

Ich fasse mal die ersten Monate dieses Jahres kurz zusammen. General Pinochet ist noch immer Staatspräsident. Noch immer kann niemand der Stiftung vorwerfen, wir wären des Generals Freunde. Wichtige Gespräche mit den Oppositionspolitikern führen wir daher - wie in guten Spionagefilmen - bei Spaziergängen durch die Parks in der Oberstadt oder entlang der gut befahrenen Alleen in der Nähe des Büros im Stadtteil Providencia. Denn insbesondere nach einem Einbruch im Büro, den wir dem Geheimdienst DINA bzw. seiner Nachfolgeorganisation CNI zuschreiben, sind weder die Büromannschaft noch die Besucher sicher, dass nicht irgendwo sog. "Wanzen" installiert wurden.

Der Geheimdienst plündert unser Büro

Ich war eines Morgens als erster ins Büro gekommen und hatte zunächst gar nichts bemerkt. Erst als ich am Panzerschrank vorbei ging, merkte ich, dass der fehlte. Um das Gerät bewegen zu können, braucht es schon vier ausgewachsene Männer. Die waren in der Nacht offenbar hier gewesen. Beim Blick in den Hof fehlte noch eine Kleinigkeit: der Dienstwagen, mein VW-Passat. Offenbar wurde unser Panzerschrank der Einfachheit halber gleich im Dienstwagen abtransportiert. Nichts anderes fehlte; nichts von den Schreibtischen, kein Computer. Die Polizei konnte kein gewaltsames Eindringen feststellen; kein Schloss kaputt und keine Scheibe. Eindeutig Profis. Was ist daran interessant? Die einstimmige Vermutung aller Mitarbeiter, dass es sich bei den Einbrechern um den Geheimdienst DINA handelte, der unter Pinochet die schmutzigen Operationen gegen Regime-Kritiker aller Art geplant und durchgeführt hatte. DINA ist zwar seit ein paar Monaten offiziell aufgelöst und durch den Nachrichtendienst CNI abgelöst, aber die ehemaligen Mitarbeiter sind bei anderen Dienststellen untergekommen, z.B. beim militärischen Geheimdienst und andere in der „neuen“ CNI.⁷ Nur weil der Staat jetzt den langen Weg zu neuen demokratischen Verhältnissen begonnen hat, haben nicht alle dieser gut trainierten Männer und Frauen ihren schwarzen Ledermantel schon an den Haken gehängt. Sie sind – jetzt vielleicht im weißen Ledermantel – immer noch hinter ihren „Staatsfeinden“ her. Für uns in Deutschland kein unbekanntes Thema, vor allem, wenn man aus Thüringen oder Sachsen stammt und schon von der STASI gehört hat oder wenn wir uns erinnern, wie endlos lange es in Deutschland dauert, um ehemalige Nazis aus der öffentlichen Verwaltung und Politik zu entfernen ...

Die DINA-Marke ihrer Agenten

Mit meiner Büro-Mann- und Frauenschaft sind wir uns absolut sicher, dass die Einbrecher nicht von dicken Geldbündeln geträumt hatten, die wir im Panzerschrank stapeln würden. Der Geheimdienst DINA/CNI wußte mit Sicherheit, dass sich hinter der Fassade unserer "Consulting-Firma" die deutsche sozialdemokratische Stiftung FES verbirgt und die Agenten hofften sicherlich, im Panzerschrank Unterlagen und Namen von unseren Partnern zu finden, automatischen Gegnern des Militärregimes. Unser einziger Trost war daher, dass weder Geld



⁷ CNI steht für **Central Nacional de Informaciones**, und war zwischen 1977 und 1990 die Nachfolge-organisation der DINA. Die Umbenennung hatten die USA gefordert nachdem Allendes ehemaliger Außenminister Letelier 1976 von der DINA in Washington durch eine Autobombe ermordet worden war

noch kompromittierende Unterlagen im Tresor gelegen hatten. Keiner der Partner musste also beunruhigt sein. Eine Woche später meldete die Polizei den Fund des Dienstwagens, unbeschädigt und von uns wieder verwendbar. Ob verwandt, konnten wir nicht feststellen. Vom Tresor gab es nie wieder eine Spur. Wahrscheinlich würde nicht wieder ins Büro eingebrochen. Wir ließen trotzdem (mehr aus Versicherungsgründen) rund um unsere hübsche alte Villa Kameras installieren. Mehr war da nicht zu tun - außer noch vorsichtiger bei den Telefonaten und Treffen mit Personen zu sein, die wahrscheinlich auf der DINA/CNI-Liste standen. Diese Geschichte erklärt vielleicht ein bisschen, dass wir in unserem Büro und generell in unseren Arbeitsbeziehungen immer noch äußerst vorsichtig zu Werke gehen und ich auch nicht allzu offen über unsere Arbeit berichten konnte. Von Anfang an hatte ich - ebenso wie mein Vorgänger Klaus Schubert - nie Geld bei einer Bank getauscht, schon gar nicht die großen Summen unserer offiziellen Projektmittel. Es galt, keine Spuren zu hinterlassen, die Rückschlüsse auf Umfang und Ausrichtung unserer Projekte zulassen könnten. Die erforderlichen Geldbeträge tauschte ich im Umfeld der deutschen Botschaft. Die Schecks wurden von einem Kontaktmann in Deutschland eingelöst. Schon vor der Ausreise konnte ich mit unserem zuständigen Ministerium in Bonn - BMZ - vereinbaren, dass wir bis auf weiteres nicht der normalen Buchführungspflicht unterlagen. Das hatte sich bei dem Einbruch als nützlich erwiesen. Auch nach solchen Unterlagen war mit Sicherheit gesucht worden.⁸

Der Einbruch ins Büro war leider nicht der erste seiner Art. Wir hatten nach unserer Ankunft Ende 1989 zunächst für einige Wochen einen überaus freundlichen und freundschaftlichen Unterschlupf in einem reizenden alten chilenischen Holzhaus gefunden, auf Einladung meines Vorgängers Klaus, der hier mit seiner Familie im Stadtteil La Reina wohnte. Mit den Bäumen und dem Garten war es das typische Refugium der alten chilenischen Mittelschicht.

*Miriam fühlt sich eindeutig wohl
im offenen chilenischen Haus
in La Reina, 1989*

Ein sehr starker Kontrast zu den neuen Villen rund um die neuen gläsernen Büropaläste im Zentrum oder im Schatten der Konsumburgen der Oberstadt von Las Condes, wie dem Parque Arauco oder der deutschen Konsum-Apokalypse „Jumbo“. Aber es war eben auch eines dieser Häuser im Landhaus-Stil, die außer einem Holztörchen und einer Hecke als Grundstücksbegrenzung



⁸ Die improvisierte Buchhaltung brachte mir allerdings ein Jahr später leichte Schwierigkeiten ein: sowohl die Buchhalterin als auch ich als auch unser externer chilenischer Buchprüfer hatten irgendwann nicht mehr den totalen Überblick. Die Innenrevision der FES ergab, dass wir auf dem Papier einen Überschuss von rd. 17.000 DM erwirtschaftet hatten. Den gab es natürlich nicht. Aber es klang auf jeden Fall besser als wenn im Revisionsbericht gestanden hätte: 17.000 DM sind verschwunden. Wir wurden letztlich trotzdem von der Revision entlastet

keine Sicherungsmaßnahmen kannten. Und eines Morgens stellten wir das Fehlen unserer beiden Laptops fest. Brandneue Geräte von Toshiba, die ich beide gerade aus Deutschland mitgebracht hatte und die die Spitzentechnologie des Augenblicks darstellten. Damit hatte Klaus sein neues Spielzeug verloren und ich ebenso. Wir bzw. die Polizei haben nie feststellen können, wer der Täter war und wie er oder sie an die Information hatten kommen können, dass gerade in diesem Haus zwei der modernsten privaten Computer eingetroffen waren. Der Zoll, die DINA/CNI? Soviel zum Auftakt der neuen Demokratie

Inklusion: Von Deutscher Schule bis Bellavista

(Brief-Auszug, Santiago, 17.5.90:)

Auf eure Frage, wie es uns geht, kann ich (ich traue mich fast gar nicht, das jetzt zu sagen) nur wiederholen, dass wir persönlich nach wie vor ein angenehmes Leben hier in Santiago führen. Die Cholera hat zwar Chile erreicht und auch unsere Stadt. Aber die zuständigen Behörden haben sehr gute Arbeit und gute Vorsorge getroffen. Vor allem sind die Lebensbedingungen, die Hygiene, die absolute Armut etc. keineswegs mit den Bedingungen in Peru zu vergleichen. Und die Cholera ist eine der Krankheiten, die unmittelbar mit der Armutsfrage verbunden sind.

Unser neues Häuschen liegt fußläufig zur Deutschen Schule. Unsere beiden Möpfe konnten wir inzwischen problemlos dort anmelden (kein Wunder bei den hohen Schulgebühren). Dort, im Colegio Alemán, sind sie jetzt ähnlich unterschiedlich gut in ihren Lernleistungen wie in Bonn auch schon.

Obwohl die soziale Atmosphäre dieser Schule für unseren Geschmack um etliche Grade zu konservativ, manchmal sogar zu reaktionär ist, sprach doch für die Entscheidung, dass hier nach nordrheinwestfälischem Curriculum unterrichtet wird. Und das wird unseren Beiden später in Deutschland die Rückeingliederung mit Sicherheit erleichtern. Die Kinder haben auch akzeptiert, dass sie – wie in Bonn – zu ihrer Schule selber laufen und höchstens bei starkem Regen mit dem Auto gefahren werden. Damit gehören sie allein deswegen zu einer kleinen Minderheit, weil viele Familien aus dem Umfeld der Deutschen Schule in noch feineren Wohnvierteln und damit weiter weg von der Schule wohnen und selbstverständlich von der Mami hin- und zurück gefahren werden. Vielleicht ist ein Bus auch wirklich etwas riskant.....

Unsere Beiden sind offenbar in ihrer Klasse sozial integriert, haben ihre ersten Freunde gefunden. Beiden gehen allerdings bestimmte alltägliche Selbstverständlichkeiten ab, wie Fahrradfahren oder auf irgendwelchen öffentlichen Plätzen (städtischen Sportplätzen z.B.) mit Freunden (oder ihrem lieben Papi) Fußball zu spielen etc. Hier funktioniert alles das, was mit Sport zu tun hat, in privaten Clubs. Damit bist du automatisch wieder bei einem sozialen Klassenproblem, was sich in Gestalt von extrem hohen Mitgliedsbeiträgen und ähnlichem ausdrückt und vor allem bedeutet: wir wollen nicht jeden in unserem Club dabei haben. Diese Club-Mentalität wollen wir gar nicht erst aufkommen lassen. Wir versuchen daher, die Situation dadurch ein bisschen zu kompensieren, dass wir an Wochenenden oder wenn zusätzliche Feiertage auftauchen, Fahrten ans Meer und in die Berge unternehmen. Dann an kilometerlangen leeren Stränden von den dortigen Bauern schon mal ein Pferd mieten, um auf superzahmen Gäulen am Rand der Wellen entlang zu hoppeln oder zu Bekannten mit Kindern aufs Land fahren oder uns mit einer anderen Familie und deren Kindern im Norden oder im Süden am Meer zum Grillen verabreden oder auch mal die Familie in Concepción besuchen, die uns bei Danis Adoption geholfen hatte etc.



*Colegio Aleman / Deutsches
Gymnasium, Santiago*

*Aus unserer Erwachsenen-
sicht bietet Chile jedenfalls
genügend Lebensqualität, um
bestimmte Einschränkungen
gut ausgleichen zu können.
Die Kinder selber lassen sich
zwischen durch gerne von
Klassenkameraden zu einer
„Party“ einladen, bei der das*

*Wichtigste zu sein scheint, dass sie
möglichst bis mindestens
Mitternacht durchhalten –
auch wenn wir sie dann schon
halb eingeschlafen nach Hause
holen dürfen. Wahrscheinlich
wird dabei auch ein bisschen
Alkohol aus den elterlichen
Kellern stibitzt. Wichtig für
uns: in der Altersgruppe von
unseren beiden sind Drogen
offenbar noch kein Thema.
In den oberen Klassen der
Deutschen Schule und an den
anderen privaten Gymnasien
allerdings schon. Bei dem
Thema gilt es natürlich sehr
wachsam zu sein.*

*Miriam haben wir jetzt endlich
davon überzeugen können, dass
sie eine Klasse überspringt,
weil der Stoff nicht den
deutschen Anforderungen
entspricht und sie sich so die
Wiedereingliederung in
Deutschland erleichtert. Sie
möchte später in Bonn auf
jeden Fall wieder in ihre alte
Klasse zurück. Dadurch sind
beide Kinder jetzt 2 Klassen
auseinander und das entspricht
auch eher den realen
Verhältnissen. Dani schwimmt
im Mittelfeld mit. Wenn er
sich gelegentlich (auf Druck)
ein wenig anstrengt, kommen
auch ganz ordentlichen Noten
zustande. Aber man kann ja
auch nicht immer nur Druck
ausüben. Ich glaube, es war
kürzlich ein ganz guter
Moment für Dani als er kurz
nach Schulbeginn schon wieder
zu Hause war, weil die
Lehrerin ihn nicht in die
Klasse gehen ließ. Wieso das?
Weil er zwei unterschiedliche
blaue Socken anhatte! Wir
sind sofort zusammen zur
Schule gefahren, sind beim
Rektor vorstellig geworden
und ich habe keinen Hehl
daraus gemacht, wie lächerlich
ich das Verhalten der
Lehrerin empfinde – bei
allem Verständnis für
Schuluniformen und dass
grundsätzlich blaue Socken
zur Schuluniform gehören.
Dani konnte dabei erkennen,
dass ich ihn zwar oft genug
kritisiere, wenn er sich nicht
an Abmachungen hält. Aber
ich bin auf seiner Seite, da,
wo es wichtig und sinnvoll
ist.*

Zu den Kompensationsmaßnahmen gehört auch, dass sich an unser nettes kleines Häuschen ein netter kleiner Garten anschließt. Zum Garten gehört ein alter Avocado-Baum und dessen ausladende Äste spiegeln sich in einem 7 m langen Schwimmbecken, in dem die kids sich schon anstrengen müssen, wenn sie durchtauchen sollen. Ziel beim normalen Tauch-Training lautet: 2x die 7 Meter-Bahn durchtauchen. Das gibt Sicherheit beim Schwimmen im Meer.

Auch für den Sommersport der Chilenen – grillen – ist ausreichend Platz im Gärtchen. Gelegentlich gehörte zum Alltag, dass wir in einem der Stadtparks der Oberstadt unterwegs waren und Dani & ich andere Jungen zu einer Partie Fußball gegen uns einluden. Natürlich gehört das Einkaufen zum ganz normalen Alltag. Vorrangig in den kleineren Läden, auch wenn die sich selber Supermercado nannten. Und nur in Notfällen in einem

Konsumtempel, wie dem deutschen „Jumbo“. Wichtig war, daß man frisches Gemüse und frisches Obst eben auch in den kleinen Läden beschaffen konnte und wir als Familie insgesamt recht gesund lebten. Zum Alltag gehörte Patricia, die sich an 2 oder drei Tagen in der Woche um den alltäglichen Haushalt kümmerte und von uns wie ein erweiterter Teil der Familie behandelt wurde – ebenso ihre Kinder und der gelegentlich auftauchende Ehemann.

Zum normalen Alltag an freien Tagen, die keine Reisetage waren, gehörte das Strolchen durch Santiago-Zentrum mit seiner gewaltigen Markthalle, mit der Fußgängerzone zwischen Moneda und Kathedrale und den Straßenmusikern im Park vor der Kirche, den großen Eisdielen gleich nebenan.

Mit männlichen Besuchern ging ich dann schon mal in das Café Haiti, weil dort die hübschesten Serviererinnen von Santiago angestellt waren. Und von dort war es nicht mehr weit bis in den Stadtteil Bellavista, in dem sich das zusammen fand, was auch in anderen großen Städten in Synergie existiert: Kunst und Drogen. Und gleichzeitig sind dort einige gute Restaurants zu finden. Dienstliche Besprechungen mit den sog. wichtigen Gesprächspartnern wurden auch von mir nicht selten in Bellavista verabredet.

*Bellavista-Restaurant
Amapola (Mohn)
(zarter Hinweis auf
Drogenzugang)*



Bellavista:



*Kunst &
dreifache
Frauenrolle*

CHILE IST AUCH WIEGE BESONDERER FREUNDSCHAFTEN

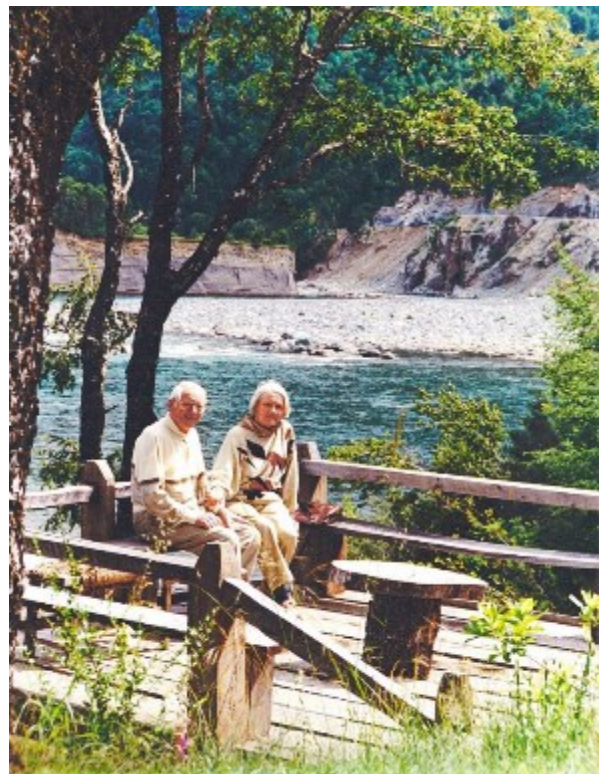
Ein kleines Büro der FES kann nicht das Musterland für neoliberale Entwicklung umkrempeln, auch nicht mit den motiviertesten Mitarbeitern und Partnern. Das ist keine besonders umwerfende Erkenntnis. Sie läßt aber Schlußfolgerungen für das eigene Tun zu. Wir konnten „von innen heraus“ aufklären und informieren und sensibilisieren. Jedenfalls bei denen, die sich überhaupt für Nord-Süd-Zusammenhänge interessieren. Aufklärung über die Entwicklungen in einem sog. Entwicklungsland hatten wir schon in den 1970er Jahren in Peru versucht. Unsere „Opfer“ waren damals Schwester Rose und Schwager Wolfgang. Leider ein Fehlschlag. Denn Wolfgang hatte es als „Opfer“ angesehen, unserer Einladung nach Peru (auf unsere Kosten) überhaupt zu folgen..... (s. Reiseband I, S.204).

Zum Glück gab es da noch ein paar andere, uns nahestehende Personen, die uns sehr gerne im globalen Süden besuchen kamen. Bei den einen handelte es sich um einen eingeborenen Chilenen mit seiner Familie. Derselbe Ino aus Studentenzeiten mit Gisela, der Mutter der beiden Sprößlinge Verena und Jan. Gerne setzten wir einige gemeinsame Touren mit ihnen ins Besucherprogramm. Ihnen liehen wir ebenso gerne zwischen-durch auch unseren VW-Bus. Sie brachten ihn auch wieder zurück – huckepack auf einem LKW. Irgendetwas hatte unterwegs den Geist aufgegeben, so dass sie unseren gelben Westfalia nicht mehr selber nach Hause steuern konnten. Es gibt immer noch Schlimmeres – ein Unfall z.B....

Eine Bildungsreise ins ferne Chile hatte nicht zuletzt auch unsere Mutter mit ihrem Julius unternommen. Wir boten so viel an unterschiedlichen Eindrücken, wie die beiden gerade noch vertragen konnten – hinauf in den Kleinen Norden und hinunter ins Mapuche-Land zu den Araukarien-Wäldern und ans Ufer des BioBio.

Mara & Julius lauschen dem BioBio, 1991

Neben der Familie waren bestimmte Chile-Beziehungen mit Menschen spannend, die wir schon aus Bonn gut kannten. Da war Roberto Ampuero, der Schriftsteller. Mit ihm gab es nur in Bonn eine intensive Chile-Beziehung. Wie er, arbeiteten auch andere chilenische Flüchtlinge als Journalisten in Bonn (bei IPS oder E+Z), nachdem sie zuvor aus Chile in die DDR geflüchtet waren und von dort nach einigen Jahren weiter in die Bundesrepublik wechselten. Ich selber hatte auch in den Periodika IPS und E+Z immer wieder zu Nord-Süd-Themen Artikel geschrieben. So kannte man sich natürlich bald sehr gut. Einer, den ich / wir dann in Chile wieder trafen, war Oskar Knust, inzwischen mit der deutschen Schauspielerin Gisela Dragunski aus Herne verheiratet und mit Kindern im Alter der unsrigen. Sie waren neben Klaus Schubert die ersten, die uns in Santiago an die Hand nahmen, um uns die nächste Umgebung der Hauptstadt bis nach Valparaiso zu zeigen und auch zu erwan-



dern. Wegen der gemeinsamen bonner Vergangenheit gab es im neuen, demokratischen Chile des Öfteren lange Diskussionsabende, aber auch einige spannende Theatervorstellungen mit Gisela als Actrice.

Eine etwas weniger intensive Beziehung hatte in Bonn mit Jorge Gillies und Familie bestanden. In erster Linie aber auch über die Zeitschrift IPS, bei der Jorge untergekommen war, nachdem sie nach einigen Jahren frustriert die DDR in Richtung Westen verlassen hatten. Wie Ampuero und Knust waren auch Gillies unter Allende Mitglieder in einer der linken oder kommunistischen Parteien und Organisationen gewesen. Spannend war dann das, was die Gillies dann erst in Santiago erzählt hatten: ihre **Erfahrungen in der DDR**. Wie alle politischen Flüchtlinge hatten sie schnell einen Arbeitsplatz erhalten und eine Wohnung. Aber die DDR-Arbeitskollegen hatten massiv geschnitten und gemobbt, in der Werkskantine sogar einmal in ihr Essen gespuckt. Die Gillies konnten das natürlich überhaupt nicht verstehen, weil doch „Völkerfreundschaft“ als eine der wichtigsten Vokabeln in den Sprechblasen der SED-Führungen dröhnte. Monika und ich hatten ein paar Mal mit den Freibergern über manche DDR-Eigenheiten offen diskutiert als wir dort zu Monikas Familiengeschichte recherchierten. Für mich selber hatte ich dabei die These formuliert, dass es einfach zu viel „Völkerfreundschaft“ mit Flüchtlingen aus Vietnam, Nicaragua, Chile, Mozambique, Uruguay und einer Reihe weiterer Staaten gab, die für die DDR-Außenpolitik eine wichtige Rolle spielten. Die DDR-Bevölkerung empfand diese „Völkerfreundschaft“ aber als zu teuer bezahlt mit Privilegien, wie Neubauwohnungen etc.. Je stärker sich die wirtschaftliche Lage in der DDR zuspitzte, desto stärker machte sich der Unmut gegen Ausländer breit. Jedenfalls war das leichter als sich gegen die Stasi zu wehren. So ungefähr versuchte ich den Gillies gegenüber ihre Erlebnisse in der DDR einzuordnen. Aus meiner Sicht ist genau das auch Teil der Erklärung für die starke Rechtslastigkeit der ostdeutschen Bevölkerung auch noch 2021.

Andere Besuche in Santiago schafften ganz neue und sehr stabile Beziehungen, wie die von Adriana und Werner Würtele. Werner war DED-Landesdirektor in Brasilien, so wie ich vorher in Peru. Er besuchte mich als (Ex-)Kollegen. Aber Adriana ist Chilenin aus La Serena. In dieser Mischung war das ein außerordentlich nettes Aufeinandertreffen. Sogar so nett, dass Werner und ich später in Deutschland gute Freunde wurden und wir eine ganze Reihe von Lateinamerika-Veranstaltungen in Bad Honnef und in Berlin gemeinsam bestritten. Denn er wurde Präsident des *Lateinamerika-Forums* an der Spree. Würteles hatten sich ein Häuschen in Berlin-Kladow gekauft. Ich wohnte bei allen Berlin-Besuchen bei ihnen am Wannsee und half dort bei der Apfelernte wie beim Bäumestutzen und gelegentlich mit einem Vortrag. Werner kam etwas seltener nach Königswinter, aber wenn, wohnte er bei mir. Immer waren auch Chile und seine Entwicklungsphasen ein großer Baustein in unseren Diskussionen, aber der Blick ging automatisch auch deutlich über Chile hinaus – und hält vielleicht auch deswegen unsere Beziehung sehr stabil. Noch stabiler hält sich wohl nur die Beziehung zwischen Miriam und vier ihrer Klassenkameradinnen von der Deutschen Schule in Santiago. Nach der Rückkehr der jeweiligen Eltern nach Deutschland haben sich diese Töchter zwar selbständig gemacht und sich in der Welt verteilt (Berlin, Bonn, London, Mailand, New York, Zürich....), aber sie besuchen sich wenigstens 1x pro Jahr wechselseitig (falls es gerade keine Pandemie verhindert). Der gemeinsame Ausgangspunkt war einst Chile.

Das Besucher-Highlight : die Bayerisch-Sächsische Bildungsreise durch Chile und Bolivien

Eine ganz andere Truppe meldete sich dann eines Tages, für die Chile und Lateiname-

rika tatsächlich Neuland war und die ihre „Ignoranz“ jetzt gerne und endlich ablegen wollten, weil sie bei uns eine Anlaufstelle hatten. Da war der treibende Geist dieser Initiative, Eckart, noch immer Chefarzt in Altötting, bei dem wir nach unserer zweiten Peru-Rückkehr ein halbes Jahr wohnen durften bis wir in Bonn eine neue Wohnung gefunden hatten. Und jetzt waren wir halt dran, Gastgeber zu spielen. Begleitet wurde er von seinem Bruder Volker, Anwalt in Starnberg und Michael – für uns besonders interessant, weil er im bayerischen BUND aktiv mitmischte. Nur der Vierte dieser Truppe, Klaus, kam nicht aus Bayern, sondern aus dem anderen Freistaat, aus Freiberg in Sachsen und war noch dynamischer Student.

Zwangsläufig erinnere ich mich auch viele Jahre später besonders gern an Eckart – allein schon, weil wir beide am selben Tag im selben Jahr geboren wurden, dabei viele Ansichten über das aktuelle Weltgeschehen teilten, auch gerne noch spät in der Nacht gemeinsam die Western-Klassiker anschauten, dabei leichthändig mit unseren Rioja-Gläsern umgingen – und Eckart einiges von seinem Stress als Notarzt und den bayerischen Verhältnissen los wurde. Im Übrigen hatten wir zwei Schwestern geheiratet, was schon sehr früh zu gemeinsamen Urlauben oder Wanderungen geführt hatte. Rein äußerlich gab es gewisse Unterschiede im Erscheinungsbild. Aber sonst.....

Und sein Erscheinungsbild pflegte unser bayerischer Doktor auch in der Atacama-Wüste, z.B. als Promotor für Münchner Paulaner-Bier....

Als ich mich 1999 für die GTZ auf den Weg nach Kolumbien machte, beendete der Arzt Eckart leider alle Promotionen auf dieser Welt, wenige Tage vor unserem gemeinsamen Geburtstag.

RIP, alter Freund !

(Brief-Auszug, August 1992:)

Mit dieser bayerisch-sächsischen Trümmer-Truppe also haben wir gerade 3 ungemein intensive Reisewochen durch Chiles Norden und hinüber nach Bolivien hinter uns gebracht. Wir hatten anfänglich unsere Bedenken wegen der verschiedenen Gesundheitszustände der Herren, der Höhe von mehr als 4.500 Metern in den Anden und der allgemein zu erwartenden Unbequemlichkeit solcher Reisen für den wohl-situier-ten deutschen Mittelständler. Aber alle diese Bedenken haben sich glücklicherweise als überflüssig erwiesen. Es gab nirgendwo Schaden an Leib oder Seele. Ein bisschen Schaden gab es an unserem Westfalia-Bus. Aber selbst das hielt sich vergleichsweise in Grenzen. Was war spannend an unserer Expedition?

Ich hatte mir den Jeep meines Mitarbeiters Raimundo ausleihen können und wir hatten unseren eigenen Bus. Auf diese Weise konnten wir die 6 Personen immer gut (und immer anders) auf 2 Autos verteilen. Die Kinder blieben diesmal zu Hause, sie hatten keine Ferien. Die Expedition ging nach Norden, durch die chilenische Wüste, durch die alten Salpeterminen, die heute fast alle als Geisterstädte im trockenen Sand stehen, wo der Wind durch leere Fensterhöhlen streicht, wo außer dem Knarren der Türangeln kein Laut zu hören ist und wo nachts kein Staubkörnchen den Blick auf die Milchstrasse trübt. Wenn man etwas genauer hinschaut, sind auch die Siedlungsreste des Atacama-Volks zu entdecken, die in Rundbauten aus Lehm lebten und diesen Salzwüstenstreifen lange vor Ankunft der Spanier besiedelt hatten. Und die noch immer in der Sonne glitzernden Salzseen hier im Norden werden noch immer von Flamingos und von Kleinkrebsen bevölkert, die den Flamingos ihr rotes Federkleid verpassen.....

*Reste von Atacameño-
Rundbauten, Atacama*

*Atacama-Flamingos picken
Krebse im Salzsee*



Ich hatte schon in früheren Briefen unsere Reiseerfahrungen mit Chiles Norden zusammengetragen. Deswegen halte ich mich jetzt bei den ersten 1.500 Km nicht länger auf. Das Ende der Wüste kündigte sich schließlich mit der Einfahrt ins Mondtal an (Valle de la Luna). Wir rollten mit perfektem timing bei Vollmond an den Salzsteinfelsen vorbei, kletterten hinauf auf ein kleines Plateau und schafften es, 10 Minuten einfach in die dröhnende Stille hineinzuhorchen. Dann hielt Eckart die Spannung nicht

länger aus - nach so viel Sand und Staub und Eindrücken brauchte er einfach sein Bier. Als Münchner hatte er sel-ber für den notwendigen Paulaner-Vorrat im Auto gesorgt.

*Eckart träumt vom
Überlebenstraining in
der Atacama mit
Paulaner,
1992*

Alle anderen liessen sich gerne zu einer kleinen Parrilla (Grill) animieren, zogen aber den chilenischen Weisswein Undurraga dem Paulaner vor.





komfortable Grill-Rast in der Atacama

Es war inzwischen wirklich spät in der Nacht, aber das Hostal in San Pedro hatte darauf gebaut, dass wir die beiden reservierten Zimmer auch beziehen würden. Erst am Morgen suchten wir nacheinander die Dusche auf und befreiten uns vom Staub der langen Fahrt. Wir verschnauften auf dem kleinen Markt, in der strahlend weißen Kirche mit ihrem alten spanischen Torbogen; fuhren die sechs oder sieben Kilometer hinaus zu unserem open air "Thermalbad" (ein Baggerloch mit natürlichem vulkanischen Thermalwasser gefüllt). Aber das warme Wasser machte schnell müde. Mit der Nachmittagssonne trollten wir uns langsam zurück nach San Pedro. Die Vorräte mussten aufgefrischt werden. Auf keinen Fall durften wir die Tankstelle übersehen. Denn auch die beiden 20 l Ersatzkanister mussten aufgefüllt werden. Wir hatten sie auf dem letzten Wüstenabschnitt hierher angreifen müssen, weil wieder einmal eine in der Karte eingezeichnete Tankstelle nur noch als Denkmal existierte. Vorsichtshalber besorgten wir auch 2 Dieselfilter, die auf diesen Staubstrassen gerne mal verstopfen. Und wie sauber der Diesel drüben in Bolivien sein würde, wußten wir ohnehin nicht.

Abends in unserem Hostal (Herberge) saßen natürlich auch ein paar backpacker an den Tischen. Es war die Stimmung, die nur in solchen Nächten aufkommt, wenn die Tageshitze der Wüste so ähnlich wie das Sonnenlicht sich einfach auflöst, jedermann aber nur erst die kalte Nacht erwartet, die bald kommen wird, man sich freut, dass um die Lampen keine Mücken schwirren. Dann gibt es immer jemanden, der entweder eine Geschichte erzählt oder sie einem anderen vorliest. Für eine Sekunde dachte ich selber an die Stimmung im Oloffson-Hotel in Haiti als jemand anfing, Geschichten von Zombis und Voodoo zu erzählen... Hier in San Pedro erinnerte jemand an den Mythos der Salzseen und der Wüste und an die Atacameños, die hier mittendrin vor etwa 11.000 Jahren gelebt hatten. Eine chilenische junge Frau erzählte ihrem irischen Begleiter (Mann?) ungefähr diese Legende:

.... Die zwei Vulkane Láscaar und Licancabur, die tagsüber schon aus großer Entfernung zu erkennen sind und heute die Grenze nach Bolivien markieren, hatten sich beide in den schönen Berg Juriques verliebt. Licancabur war am Ende der Glücklichere. Láscaar weinte

dicke Tränen, die bald einen großen Salzsee bildeten. Aber dann brach sein vulkanischer Charakter durch und er spie gewaltige Mengen an Feuer und Rauch. Der Salzsee trocknete aus. Zurück blieben u.a. die Salzformationen, die wir am Nachmittag im Mondtal schon bestaunt hatten. Die Atacameños bewahrten diese Schöpfungsgeschichte ihrer Region über Tausende von Jahren. Und sie blieben Tausende von Jahren vor Ort, weil die schneebedeckten Vulkane tatsächlich immer weiter weinten und immer weiter den Río San Pedro mit Schneeschmelz fütterten und auf diese Weise die Oasen-Wirtschaft der Atacameños in den benachbarten Andentälern ermöglichten.....

Am nächsten Vormittag war Schlendern durch den kleinen verspielten Markt von San Pedro angesagt.



San Pedro: Eingang zum Markt

Danach war jeder entspannt und neugierig genug, um mit unserer eigentlichen „Camel“-Tour über Geröll- und Staubwege erst richtig loszulegen in Richtung

bolivianische Grenze. Wir kamen irgendwann bei Dunkelheit am chilenischen Grenzposten Ollagüe auf seinen 3.800 m Höhe an. Nur Staub, Eiseskälte (-15 Grad), eine verlorene Ansammlung von Bretterhäuschen und ein Zug, der aus Bolivien kam und schon seit Stunden auf seine Abfertigung in Richtung Chile wartete.

Über die Grenze und zum Uyuni-Salzsee

Wir waren etwas unschlüssig. Wie kommen wir hier weiter und weiter weg? Es gab so etwas wie eine kleine Kneipe. Dort sollten wir auf den Grenzbeamten warten. Wir schlürften Coca-Tee gegen die Höhenkrankheit. Nach einiger Zeit kam der Beamte. Er bearbeitete sehr sorgfältig am Nachbartisch alle unsere Pässe. Wir luden ihn zu einem wärmenden Schnaps ein. Ein Zollbeamter kam jetzt auch noch dazu. Man kam ins Plaudern. Vor allem rieten uns beide Grenzer nach einer Weile, in der Nacht nur ja nicht weiterzufahren nach Bolivien hinüber. Bei der Kälte würden die Motoren streiken etc. Sie halfen uns, ein paar Liegeplätze im Bahnhofsgebäude zu finden; schafften dann aber noch den Bürgermeister heran und der öffnete uns dann ein nettes, leerstehendes Holzhäuschen mit jeder Menge Platz für alle. Monika hatte sofort "ihr" Zimmer gefunden und fühlte sich gleich heimisch, denn es war eigentlich das Seminargebäude, in dem die Lehrer der Umgebung ihre Fortbildungskurse oder andere Treffen organisierten. Überall Doppelstockbetten. Eckart und ich besetzten gleich das Zimmer neben der Küche. Ich war fair und überließ ihm die untere Koje, kroch selber nach oben, ließ mich entspannt auf die Matratze fallen - und lag schon auf Eckarts bayerischem Bauch. Keiner der anderen hätte

das so gut abfedern können. Seine Diagnose als Arzt war kurz und trocken: *oalles guat!* Keine Verletzung. Auf meiner Bettstelle lag zwar eine Matratze. Aber darunter war der Lattenrost verschwunden. Ich denke, die Lehrer haben ihn gegen die Kälte verfeuert. Obwohl sich in den Nachbarzimmern noch ein paar Ersatzbretter fanden, blieb ein erneutes Absturzrisiko doch zu groß. Am Ende lag ich auf dem Boden in meinem dicken Schlafsack und alles war wirklich gut. Wahrscheinlich hatte jeder in der Nacht vom ersten heißen Kaffee am nächsten Morgen geträumt.

Aber zunächst war das Wasser in der Küche noch gefroren; aus dem Kran blinkte nur ein langer Eiszapfen. Bevor wir am Morgen irgendeinen Ort zum Aufwärmen aufsuchen konnten, mussten wir auch das Kühlwasser der Autos mit warmen Tüchern erst langsam



auftauen. Zum Glück war keiner der Radiatoren geplatzt. Der Zoll machte noch einmal einige bürokratische Turnübungen (hier wird schließlich jede Menge geschmuggelt, einschließlich bolivianisches Cocain), aber dann fanden wir neben dem Bahnhof das Spitzen-Café mit heißem Kaffee.

*ER & Michael:
der erste wärmende Schluck
nach durchfrorener Nacht in Ollague*

Der Traum wurde Wirklichkeit. Alle

lebten auf und fröhlich ging es hinein nach Bolivien.

Zunächst kam allerdings lange nichts außer viel Steine und noch mehr Staub. Der erste bolivianische Kontrollposten hatte seine Tür verschlossen. Die Beamten waren offenbar irgendwohin zum Begießen des bolivianischen Nationalfeiertags verschwunden. Wir wollten nicht stören und nicht warten bis alle wieder nüchtern würden. Das konnte dauern. Also fuhren wir erstmal im Bogen um den Schlagbaum herum. Irgendwann kam dann eine Kaserne in Sicht. Die Soldaten stoppten uns, wollten die Papiere sehen. Ihre lange Alkoholfahne flatterte aber so intensiv, dass wir ihnen weder die Pässe in die Hand drückten, noch uns auf allzu lange Gespräche einlassen wollten. Während ich aus meinem Fenster ein wenig umständlich mit dem Posten verhandelte, zischte ich zu unserem zweiten Wagen: "auf Kommando Vollgas!!" Klaus, dynamischer Student, saß dort am Steuer und verstand sofort. Denn die Soldaten waren nicht nur betrunken. Sie zelebrierten auch den traurigsten Tag des Jahres, den Tag, an dem Bolivien vor gut hundert Jahren im Salpeterkrieg seine einzige Küstenprovinz an Chile verloren hatte. Jeder neue Präsident schwört seither bei der Amtsübernahme, dass er alles tun werde für den erneuten Zugang Boliviens zum Meer. Tja, und der Präsident ist der oberste Befehlshaber auch dieser Soldaten. Und wir kamen mit unseren chilenischen Nummernschildern genau im falschen Moment vorbei. Also keine Pässe aushändigen und auf Kommando Gas geben. So ein Bus ist kein Ferrari, aber die Straße machte schnell eine Kurve und noch eine. Ob sie hinter uns hergeschossen haben, habe ich wirklich nicht gehört.

Wir blieben die nächsten 10 Kilometer auf dem Gaspedal stehen und schauten erst dann wieder auf die Karte, um die Orientierung zurückzugewinnen. Wegen dieses eiligen Grenzübertritts hatten wir ja niemanden nach dem weiteren Weg fragen können. Die Straßenkarte war zwar brandneu erworben, half aber leider nicht viel. Stunden später rollten die Autos zwar noch immer über irgendeinen Weg. Nur hatten wir keinerlei Ahnung,

wohin der eigentlich führte.



Grenze Chile-Bolivien, bei Ollagüe

alle haben den Grenzübergang nach Bolivien überlebt – aber wie weiter ?.....



Irgendwann landeten wir auf einem eindrucksvollen Salzsee. Spektakuläre Landschaft um uns herum. In der Ferne immer die schneebedeckten Anden und auch die Sonne war wieder mit voller Kraft dabei, hatte uns alle hinreichend aufgetaut. Nach einigem Hin- und Her mit Karte und Kompass und Fernglas fanden wir endlich ein paar Hütten, wo man uns den weiteren Weg weisen konnte und uns Hoffnung machte, "dort hinten" auch Treibstoff zu finden. Bald rollten wir über den nächsten enorm großen Salzsee. Das mußte der Uyuni sein.....

Am anderen Ende wußten wir: der Uyuni war ungefähr hundert Kilometer breit und endete nicht nur am Rande der weißen Bergkette, sondern in dem nettesten Städtchen, das wir seit der Grenze gesehen hatten, im Ort **Uyuni**.

Allerdings jetzt, noch mitten auf dem See, wollte es ein günstiger Zufall, dass wie aus dem Nichts plötzlich ein entgegenkommender Jeep vor uns hielt. Der Fahrer sah wie ein Priester aus. Die junge Frau daneben weniger. Sie zeigten uns einen bestimmten Berg, auf den wir immer zuhalten sollten, um uns in dieser Salzwüste nicht zu verirren. Ein sehr nützlicher Tipp, ohne Zweifel. Eine wunderschöne Fahrt ging weiter über das blendende Weiß dieser endlosen Salzfläche. Wir fuhren über ein Netz aus riesigen Sechsecken, das

die Natur gebastelt hat, um in vieltausendfacher Vergrößerung die Struktur der einzelnen Salzkristalle zu zeigen, ohne zu dem Zeitpunkt schon an das neue bolivianische Gold – Lithium – zu denken. Denn wir waren noch ein paar Tage von dem großen Zukunftshype der Elektro-Autos entfernt.



auf dem Uyuni-See: Klaus & ER prüfen ahnungsvoll den Lithium-Anteil

Zu diesem Zeitpunkt hatten auch die See-Anrainer noch keine Ahnung, dass ihr Salzsee außer dem Salz und vielen Mineralien auch den heiß begehrten Industrirohstoff Lithium in gewaltigen Mengen enthält. Eines nicht fernen Tages wird dieser „Lithium-See“ die Stelle einnehmen, die in der spanischen Zeit der Silberberg von Potosi innehatte. Und Potosi stand auf unserem Fahrplan.

Gegen Abend erreichten wir dann tatsächlich Uyuni, die nette Kleinstadt. Der Tank war praktisch trocken gefahren. Die einzige Zapfsäule war natürlich

geschlossen. Wir fragten uns zum Haus des Tankwarts durch. Der beschleunigte freundlicherweise sein Abend-essen und kam nach einer Weile zum Vorschein. Er füllte uns auf. Nur hatten wir bislang nirgendwo bolivianisches Geld eintauschen können. Dollar wollte er nicht annehmen. Eventuell würde uns der Besitzer vom Schreibwarengeschäft

ein paar Dollar tauschen. Alle Mann zum Schreibwarenhändler. Der war nett und tauschte tatsächlich. Wir konnten Benzin bezahlen, konnten Essen gehen und blieben dann vorsichtshalber auch gleich in einer kleinen Pension in einem Sechsbettzimmer. Solche Reisetage wiederholten sich. Immer sehr unterhaltsam. Manchmal für den einen oder den anderen Mitfahrer auch ein bisschen stressig - eben keine Wochenendtour durch das Allgäu. Aufkommende Spannungen in der Gruppe ließen sich durch Gespräche und den Wechsel der Fahrgemeinschaften eigentlich immer abbauen.

Auf nach Potosí, ins silberne Dorado

Immer wieder gab es neue beeindruckende Höhepunkte. Z.B. der Besuch in dem berühmtesten aller spanischen Silberberge, dem **Cerro Rico** in Potosí.



Potosí mit seinem Silberberg

Wir waren am späten Nachmittag in Potosi eingerollt. Das beste Hotel mit ordentlichen Betten und einer Dusche war jetzt angesagt. Im Hotel gab es jemanden, der wußte, welchen Weg wir früh morgens nehmen müssten, um irgendwo da oben im

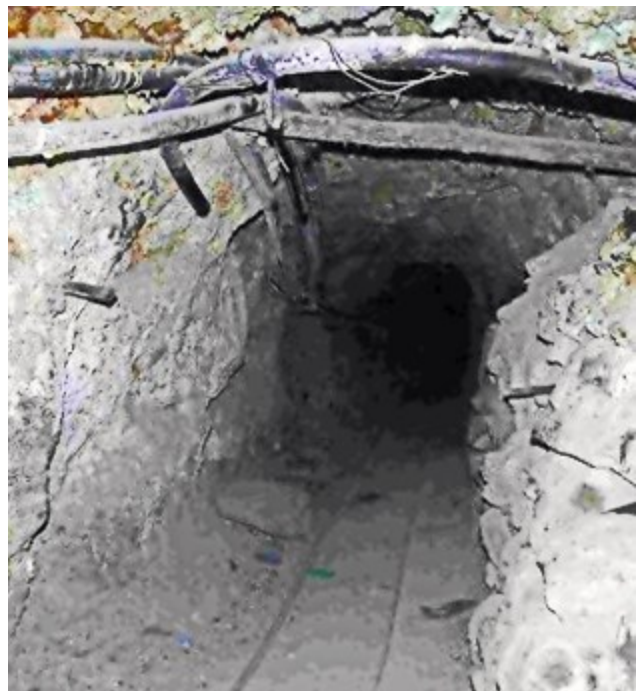
Cerro Rico auf eine kleine private Mine zu stoßen, in der eine Handvoll Mineros noch Silber abbaut. Was könnte man den Männern als sinnvolles Geschenk mitnehmen? Die Angestellten im Hotel rieten einhellig zu Coca-Blättern und Dynamit. Da unsere Dusche noch eine Weile besetzt blieb, um Salz und Staub der letzten Tage abzuspuhlen, nutzten Eckart und ich die Zeit für den kurzen Gang zum Markt, kauften einen großen Sack getrocknete Coca-Blätter für ein paar Pfennige und 12 Stangen Dynamit und Zündschnüre und marschierten damit zum Hotel zurück. Unsere Bande hatte sich schon zum Abendessen versammelt. Das Hallo war groß. Niemand von uns hatte vorher Dynamitstangen neben dem Teller auf dem Tisch liegen gehabt. Geduscht und wohl versorgt wurde allerdings beschlossen, erst einmal einen Tag sightseeing in Potosi einzulegen, in der höchstgelegenen Großstadt in Lateinamerika, deren Name in Quechua "Lärm" bedeutet.

Etwas genauer erzählte am Abend der Kellner im Hotel, dass dieser *Lärm* auf eine Sage aus der Inca-Zeit zurückgeht. Der Inca-Fürst in Cusco (Peru) hatte seine Bergleute zu dem Berg geschickt, den wir heute im Spanischen **Cerro Rico** nennen, um mehr Silber in die Hauptstadt Cusco zu schaffen. Im Berg hörten die Arbeiter dann ein sehr starkes Grollen, schweren Lärm. Im Verständnis der Zeit war es für die Bergleute wie eine warnende Stimme, nicht tiefer in den Berg vorzudringen. Die Botschaft war für sie so eindeutig, dass sie den Berg in Ruhe ließen – bis die Spanier von den Silberadern erfuhren. Für sie war da kein warnendes Grollen und für sie gab es kein Halten. Das spanische Weltreich hatte

seine Schatztruhe gefunden. Wir brachen am folgenden Morgen gegen 4.00 Uhr auf, um von der knapp 4.000 Meter Hotel-Höhe noch 200 oder 300 Meter höher zum eigentlichen Silberberg zu gelangen. Man hatte mir den Weg gut beschrieben. Nach einer Stunde hielten wir vor einem Loch im Fels. Fast gleichzeitig erschienen zwei Bolivianer, die sich schweigend neben den Höhleneingang hockten, aus einem Beutel am Gürtel einige Coca-Blätter in den Mund schoben und sich von den ersten Sonnenstrahlen auftauen liessen. Wir kauten zwar keine Coca-Blätter, genossen die ersten Sonnenstrahlen trotzdem und ich verlor mich ein wenig in dem Gedanken, dass dieser selbe Cerro Rico seit mindestens 600 Jahren von allen Seiten durchlöchert und durchwühlt wird. Von den Incas und schon vor den Incas. Er mußte mehr Hohlräume haben als ein Schweizer Käse.

Nach einer Stunde waren etwa zehn Männer zusammen. Bei allen vollzog sich das gleiche Coca-Ritual. Sie schoben innerhalb einer Stunde nach und nach so viele der kleinen getrockneten Coca-Blätter in den Mund, dass jeder am Ende daraus eine Kugel im Mund geformt hatte und jeder aussah als hätte er Ziegenpeter im Extremstadium. Wirkung erzielen die Coca-Kugeln allerdings erst durch den kleinen schmutziggroßen Klumpen, an dem jeder Minero zwischendurch ein wenig nagte. Der Klumpen ist eine Mischung aus Kräuteraschen in Kalk verrührt und fühlt sich tatsächlich wie ein Stückchen Kreide an. Aber nur durch diesen Kalkstein lösen sich die Alkaloide aus den Coca-Blättern und erzielen die betäubenden Wirkungen, über die wir in den kommenden Stunden noch staunen sollten. Ich hatte auch früher in Peru schon die Coca-Blätter für sich alleine gekaut, aber nie mehr als die bitter-beißende Wirkung auf der Zunge gespürt.

Einer der Mineros schien der Sprecher zu sein. Ihn fragte ich jetzt, ob wir sie an diesem Morgen begleiten dürften. Wir hatten viel von den Mineros in Bolivien gehört. Wir könnten uns gar nicht vorstellen, dass man seit Inka-Zeiten und davor in diesem Berg nach Silber gräbt ... Es gab keine Einwände. Jeder von uns erhielt eine kleine Karbid-Lampe, die ein bisschen Licht geben sollte und uns anzeigen würde, ob noch Sauerstoff in der Höhle war. Jeder putzte erst einmal den verrußten Bronzespiegel seiner Lampe und dann schlossen sich die sechs Alemanes der Mineros-Truppe an. Die ersten zwanzig Meter führten gerade in den Berg hinein. Eine Kurve nach links, bald eine nach rechts. Die Luft schmeckte nach allem möglichen, aber immer weniger nach Sauerstoff. Wenn man an seine modernen Taschenlampen gewöhnt ist, lässt so ein Karbidlämpchen dich ganz schön im Dunklen stehen. Dann senkte sich der Gang etwas ab und an der Stelle zeigte der trübe Kerzen-schimmer zwei ziemlich durchgebogene alte Holzbalken an der Decke. Ich hätte geschworen, die stammen noch aus Inka-Zeiten. Für zwei unserer Gruppe reichte es. Sie drehten um. Je tiefer wir in den Berg vordrangen, desto wärmer wurde es und desto deutlicher hörten wir irgendwo im Berg Explosionen. Hinter der nächsten Kurve war der Durchgang so eng, dass mein bayerischer Schwager Eckart beim besten Willen nicht mehr durchpasste.



Cerro Rico, im Stollen unterwegs

Eckart nahm seinen Bruder mit und sie tasteten sich alleine zum Ausgang zurück. Ich

glaube, Volker hatte eine kleine Taschenlampe dabei. Klaus, der jüngste unserer Gruppe und ich zogen jetzt schweigend hinter den Mineros her, immer noch unsere Gastgeschenke unter dem Arm und immer argwöhnisch auf die Holzstempel in unserem Kriechgang achtend. Schon ein wenig beklemmend, wie wenige es davon gab, denkt so ein Ruhrpott-Fachmann.....

Der Marsch kam uns endlos vor, dann war da auf einmal eine Verbreiterung und gleichzeitig ein Abstieg in eine tiefer liegende Grube. Alle hockten sich hin. Ein Ohr von Klaus und mir war die ganze Zeit bei dem dumpfen Rollen der Explosionen, die kaum eine Pause kannten. War das die warnende Stimme, die auch die Bergleute des Inca gehört hatten?

Jetzt war zum ersten Mal Gelegenheit, ein paar Sätze an die Mineros zu richten und ihrem Sprecher den Sack Coca-Blätter und das Dynamit mit den Zündschnüren offiziell zu übergeben. Vor allem das Dynamit brachte die Augen zum Leuchten. Das wichtigste Arbeitsmittel. Aber auch teuer. Ich nutzte die Freude, um ein paar Fragen loszuwerden. Ich hatte den Sprecher auf 65 geschätzt. Jetzt sagte er die zwei Sätze: *ich bin 45. Und mit 40 sind wir normalerweise tot.* Der Junge, der schon in die Grube geklettert war, war sein 11-jähriger Sohn, der schon an den ganz engen Stellen mitarbeiten musste. Denn eigentlich war der Vater ja schon tot und jemand musste die Mutter versorgen...

Auch die Coca-Blätter nahmen sie gerne an. Denn sie hatten nichts zu essen und zu trinken mitgenommen. Die Coca hilft ihnen, ohne Wasser und Brot 6, 7 oder notfalls mehr Stunden hier unten hart zu arbeiten. Wenn sie Glück hatten, hatten sie dann ein paar Stückchen Silbererz herausgehauen. Das war aber nie garantiert. Die Frauen suchten derweil draußen die Abraumhalden der staatlichen Minengesellschaft nach Silberspuren ab. Selten genug hatten sie dabei ein bisschen Glück.

Die Männer erklärten noch, dass die meisten Explosionen von den staatlichen Stollen auf der anderen Bergseite durch den Berg dröhnen. Die staatliche Seite verfüge auch über Geologen und Sicherheitsmassnahmen. Aber sie hier als freie Kooperative konnten sich diesen Luxus nicht leisten. Auch die anderen "Freien" im Berg arbeiteten auf eigene Rechnung und eigenes Risiko. Kein Geld für einen Belüftungsschacht, kein Geld für Stempelholz, um den Gang zu sichern, kein Geld, um die Einkommensverluste auszugleichen, wenn es einen Unfall gegeben hatte... Wir trafen auf die Lebens- und Arbeitsbedingungen des Frühkapitalismus von vor 200 Jahren - nur dass diese Männer als "Selbständige" arbeiteten und unsere Zeitgenossen waren. Klaus und ich fanden unseren Weg dann alleine zurück. Wir ließen die Lämpchen im Eingangsloch stehen und waren selten so froh und so betroffen zugleich, wieder draußen im Sonnenlicht und an der frischen Luft zu stehen. Während der Rückfahrt wurde eher weniger unter uns über das gerade Erlebte gesprochen. Jeder war auf seine Weise betroffen und hing seinen Gedanken nach. Unser Anästhesist dachte wahrscheinlich zwischendurch an seinen aseptischen OP-Saal in Altötting; unser Rechtsanwalt an die korrekt sitzende Robe bei Gericht in München. Dort gab es weder Dynamit noch Coca, aber auch keinen Hunger und keine Lebenserwartung von 40 oder 45. Denn dann wären einige von uns schon abgetreten

Selber hatte ich in Chile zuvor des Öfteren Klagen über die prekären Arbeitsbedingungen in den Kohleminen von Lota in Süd-Chile gehört. Im Vergleich zum Cerro Rico war ich mir sicher: die chilenischen Mineros arbeiten in Lota wie in Bergmanns Schlaraffenland.

Eckart, der „ur-liberale Bayer“, wie er sich selber nannte und ich waren am selben Tag im selben Jahr geboren und funkten vielleicht deshalb auf gleicher Wellenlänge – auch wenn unsere Biographien weit auseinander lagen. Bei der Talfahrt zurück nach Potosi bestätigten wir uns jetzt gegenseitig, dass Che Guervara 1967 auch ein bisschen wegen der Lebensbedingungen dieser Minenarbeiter nach Bolivien gekommen war und auch für

sie in seinem letzten Lebensjahr mit seiner kleinen Guerrilla-Truppe die US-gestützte Militärherrschaft im Land bekämpft hatte. Was wir im Inneren von Cerro Rico erlebt hatten, machte allerdings sehr deutlich, daß Guevaras Revolutionsversuch von 1967/68 weit weniger nachhaltig gewesen war als die der bolivianischen Mineros von 1952. Die 1952er Revolution hatte unterschiedlichste Teile der bolivianischen Gesellschaft zusammengebracht und nicht nur die Verstaatlichung des Bergbaus, sondern auch eine Landreform und die Abschaffung der Leibeigenschaft bewirkt. Nur, weil seither die US-Regierungen massivsten Druck auf Bolivien ausgeübt hatten, wurde verhindert, dass 1952 Bestand hatte und wurde verhindert, dass Che Guevara aus Bolivien das revolutionäre Zentrum für ganz Südamerika machen konnte, um bei der Demokratisierung der Gesellschaft doch noch einen Schritt weiterzukommen.

Die letzte halbe Stunde der Rückfahrt ins Hotel war fast so, wie in Eckarts Heimatdorf Teising, wo wir bei jedem Besuch bis tief in die Nacht diskutierten über die chinesische Naturmedizin und den Wert der Akupunktur oder die Cowboy-Mentalität der US-Außenpolitik, nicht erst seit Vietnam. Oder auch über die cubanische Revolution, die ja vor allem das Glücksspiel- und Prostitutionskartell der US-Mafia zerstören sollte und natürlich hatten wir auch mehr als einmal über den asthmatischen Che nachgedacht, der als Arzt sicher wusste, dass er aus Bolivien weder nach Cuba noch nach irgendwo zurückkehren würde. Ich ergänzte noch ein wenig die bolivianische Geschichte, in der seit 1964 ein Militärputsch den anderen abgelöst hatte und diese Generäle auf das Intensivste mit der Drogenmafia verbündelt waren – ganz besonders der Banzer-Clan.

Inzwischen war aber jeder unserer Truppe wieder mit seinen Gedanken in der Gegenwart angekommen und das Gespräch konzentrierte sich auf die Frage, wie wollen wir jetzt weitermachen? Auf jeden Fall mal wieder ein bißchen Zivilisation. Das wäre der nächste Schritt.....

Über Sucre in die Drogen-Metropole Santa Cruz

Als Kontrastprogramm zu Potosi steuerten wir zwei ganz andere Höhepunkte an: den Besuch in der gutbürgerlichen Hauptstadt Sucre und den Besuch bei alten Freunden von Moni und mir in der Urwaldrandstadt Santa Cruz.

Sucre hat sich die äußere Gestalt einer spanischen Kolonialstadt erhalten. Alle diese Prachtbauten strahlen in ihrem ursprünglichen Weiß. Die Stadt liegt auf lediglich 2.700 Meter Höhe, hat entsprechend ein sehr angenehmes Klima, hat Parks mit Palmen und anderen für uns exotischen Bäumen. Dort war wieder ein schön angelegtes und ein bisschen komfortables Hotel angesagt und 2 Tage Pause mit bummeln, fotografieren, die kleinen Kneipen ausprobieren. Nach dieser kleinen Erholungspause für Körper und Geist sollte dann der Abstecher in die Urwaldregion um Santa Cruz folgen. Die Autos hatten bis hierher gut durchgehalten. Aber bei problemloser Fahrt würden wir für die Strecke Sucre – Sta Cruz de la Sierra mindestens 10 Stunden benötigen. Boliviens größte Fluggesellschaft, LAB, bot die Flugzeit von einer guten halben Stunde an. Sie hatten auch keine Probleme, unsere ganze Gruppe mitzunehmen. Wir wechselten durchaus gerne das Verkehrsmittel.



Sucre:
*Blick aus unserem Hotel auf
 den Befreier und ersten
 Präsidenten Boliviens,
 General Antonio José de Sucre*



*..... und auf
 den bolivianischen Barock*

Im nächsten Stop, in Sta Cruz, arbeitete unser alter Freund Jürgen Riester mit Unterstützung seiner Frau Barbara seit Jahren als Anthropologe und Projektmanager. Wir hatten uns seinerzeit in Lima kennengelernt als wir, auf Wohnungssuche, einige Wochen bei Familie Rosenthal untergekommen waren, die eng mit Riesters befreundet sind. Jürgen zeigte uns mit seinem ironischen Humor einige besonders interessante Ecken dieser Drogen-Metropole Boliviens, in der bisher vier asphaltierte Straßenringe im Zentrum der Stadt angelegt sind, auf denen die Luxusautos der Drogenkönige am Wochenende immer im Kreis spazieren geführt werden, denn die Wege ausserhalb der Stadt würden das Leben der Sportkabrios schnell beenden. In den kommenden Jahren werden sicherlich noch ein paar Asphaltringe dazu kommen müssen ...

Natürlich wollten wir bei Riesters nicht nur Kaffee und Tee trinken. Als die Entscheidung für eine Exkursion getroffen war, pferchte Jürgen uns alle in seinen Jeep und so konnten wir zu zwei Dörfern vorstoßen, in denen Urwald-indianer mehr schlecht als recht hausen und um ihre letzten Wohngebiete kämpfen. Jürgen und seine Organisation APCOB (**A**poyo **P**ara el **C**ampesino-Indígena del **O**riente **B**oliviano) helfen den indigenen Bauern in diesem Gebiet Richtung brasilianische Grenze dabei, sich besser zu organisieren und mit internationaler Unterstützung - besonders aus Europa - ihre eigene kulturelle und ökonomische Identität zu erhalten. Der Druck auf diese ethno-bezogene Identität ist allerdings erheblich. Santa Cruz kontrolliert das Gas-Geschäft in Bolivien, gleichzeitig sitzen hier die Drogen-Barone. Das in Santa Cruz konzentrierte Finanzkapital sieht sich immer mehr in der Rolle des Alimentierers für das restliche Bolivien. Die Oberschicht von Santa Cruz nutzt die Direktflüge nach Miami zum Wochenend-shopping. Zwischen Potosi und Santa

Cruz liegen daher mehrere Welten – das war schnell jedem in der Gruppe klar. Gleichzeitig lassen sich zwischen den Mineros im Cerro Rico und der indigenen Klientel von APCOB einige strukturelle Gemeinsamkeit auf der Ebene von Verarmung und Marginalisierung erkennen.



*Jürgen und „seine“ Indios
bei Sta Cruz*

Dabei geht es nicht nur um verfügbare Geldmittel und um den Zugang zum offiziellen Wirtschaftskreislauf.

Darüber hinaus steht auch die Frage der Identitätssicherung im Raum, die sich im Verhältnis zur umgebenden Natur oder in der autochthonen Medizin (statt Apparate-Medizin) zeigt und irgendwie sogar im ideologisch-religiösen Widerstand bestimmter Minderheiten gegen die Oberhoheit einer sehr konservativen katholischen Kirche Gestalt annimmt. Beim Gang durch die Metropole Sta. Cruz erinnerte ich mich wieder an die Gespräche mit Rüdiger Gumz, meinem damaligen DED-Kollegen in La Paz. Er hatte uns bei unserem letzten Treffen in La Paz von dem Club

Bavaria erzählt, in dem sich die ehemaligen deutschen Nazis und ähnlich ausgerichtete Bolivianer aus Sta. Cruz treffen. Jürgen riet davon ab, diesen Club zu besuchen. Wir würden letztlich nicht an uns halten können und für ihn würde sich mit Sicherheit einiges mehr an Schwierigkeiten für seine Projekt-arbeit ergeben. Die Bavaria-Clique ist nicht nur gut vernetzt, sondern vor allem hier unten im Tiefland extrem reich und einflussreich. In meinen Augen wirkte Santa Cruz wie eine Sollbruchstelle in der weiteren Entwicklung Boliviens.⁹

Wir respektierten natürlich Jürgens Argumente umso mehr als die Einladung in das schöne, neue Riester-Haus etwas außerhalb von Santa Cruz mehr als eine Entschädigung für den Club-Besuch bedeutete. Bei den Gesprächen dort auf der Terrasse kamen wir zwangsläufig auf andere alte gemeinsame Freunde zu sprechen, auf die Filmemacher Kurt und Christine Rosenthal. Mit unseren noch sehr kleinen Kindern hatten sie uns 1979 für einige Wochen in ihr Haus in Lima aufgenommen bis wir selber eine Bleibe gefunden hatten. Und jetzt erfuhren wir, dass sie vor kurzem hier unten zum Filmen gewesen waren. Ihr Thema war die noch praktizierte Naturmedizin bei den einzelnen Indianervölkern in Südamerika. Jürgen hatte als ihr wissenschaftlicher Berater mitgewirkt. Wir Westeuropäer dachten automatisch an den mexikanischen Carlos Castañeda, wenn vom Nutzen der Kakteen als Phamazeutikum die Rede war. Jürgen korrigierte dieses oberflächliche Bild

⁹ als Evo Morales sich Ende 2019 ins mexikanische Exil rettete schlug dann auch die Stunde des „bolivianischen Bolsonaro“, des Multimillionärs Luis Fernando Camacho aus der evangelikalischen Drogenmetropole Sta Cruz. Ihn hatte die selbst-ernannte blondierte Interims-Präsidentin Jeanine Áñez publikumswirksam gegen den „Sozialisten“ und Indio Evo unterstützt und zog, wie Camacho, mit der Bibel in der Hand in den Präsidentenpalast ein

sofort, indem er uns von der überall in der hiesigen Trockenlandschaft wuchernden Karakoré-Kaktee erzählte, die "seine" indianischen Shamanen gegen vielerlei Krankheiten einsetzen. Anästhesist Eckart war sofort hellwach und an der Erweiterung seiner bisherigen Akupunktur-Kenntnisse interessiert und fragte nach weiteren Pflanzen oder Pilzen oder Wurzeln mit kontrollierbaren Betäubungseffekten. Er wäre am liebsten noch ein paar Wochen mit Jürgen durch die Chaco-Landschaft zu den einzelnen Indio-Völkern gezogen und hätte seine eigenen Untersuchungen angestellt. Aber dann einigten wir uns auf ein separates Wiederkommen und auf die gemeinsame Weiterreise unserer Sechsergruppe. Allerdings hatte ich selber noch die Bitte, Jürgen am nächsten Tag in eine Siedlung der Mennoniten zu begleiten. Wir begleiteten ihn alle.

Es wurde zwar ein Kurzbesuch, aber mit mehreren Stunden Anfahrt. Denn die Mennoniten - Gemeinden haben sich - so weit es eben geht - von den weltlichen Siedlungen entfernt niedergelassen. Das wir dennoch diesen „Ausflug“ auf uns nahmen, hatte sich aus unserer sehr breiten Diskussion mit Barbara und Jürgen ergeben und aus meiner Neugier, ob es wohl Unterschiede zwischen den Mennoniten in Paraguay und denen in Bolivien gäbe. In Paraguay hatten die mennonitischen Händler, die mit ihren qualitativ hochstehenden Agrarprodukten in ihren VW- Bussen aus ihrer Hauptstadt Filadelfia nach Asunción reisten, bei mir einen sehr kommerzianten Eindruck hinterlassen. Jürgen ließ das so stehen und bot den Ausflug zur eigenen Meinungsbildung an. Die eigenen Eindrücke waren dann wie aus einem Babelberger Indio-Film der 30er Jahre. Auch Jugendliche, eigentlich Kinder, arbeiten hart auf dem Hof mit. Da nach dem Selbstversorger-Prinzip gelebt wird, wird ständig geerntet, geschlachtet, eingelegt, gesponnen, genäht, repariert und bei allem sind immer auch die Kinder eingespannt. D.h., ihnen bleibt deutlich weniger Zeit für die Schule und für selbstgestaltete Freizeit. Nach dem, was wir erfahren konnten, gehen die Kinder eh nur bis zum 12. Lebensjahr in die Schule und das heißt dann auch: Beschränkung des Lernstoffs auf Lesen, Schreiben, Rechnen und die Einübung biblischer Texte sowie die Lieder aus dem überlieferten Gesangbuch der friesischen Vorfahren. Auch Spanisch wird den Kindern in ihrer Schule nicht beigebracht. So siedelt diese Glaubensgemeinschaft schon seit mehreren Generationen im bolivianischen Tiefland und hat sich sogar ihr Plattdeutsch von vor 200 Jahren bewahrt.

Und nicht nur das. Letztlich wirkten sie auf uns Besucher so wie die kalvinistischen Siedlerfamilien im amerikanischen Westen, die Amische. Fahren aus Prinzip nur mit Pferd und Wagen, singen auch in der Schule vor allem Kirchenlieder, lassen ihre Jungen 4 Jahre und ihre Mädchen nur 3 Jahre lang die (eigene) Schule besuchen. Kontakt mit ihrer sozialen Umwelt vermeiden sie wo es nur geht. Wie Menschen von einem anderen Stern. Hat das noch viel mit christlicher Religion zu tun? Ich habe meine Zweifel. Dennoch trug ich die ganze Zeit die eine Frage mit mir herum, ob diese Lebensphilosophie aus ökologischer Sicht interessant sein könnte. Obwohl Jürgen bei ihnen bekannt ist, kam es zu keinem Gespräch darüber. Ich hätte allzu gerne eine entsprechende Eröffnungsfrage gestellt, um dann weiter zu diskutieren. Aber Fehlanzeige. Diese Menschen verharrten in ihrer eigenen geschlossenen Welt. Wie in einem alten Film über die Amische. Aber leider auch nicht mehr... Mit Jürgens Hilfe kamen wir später sozusagen auf die Meta-Ebene des Mennoniten-Themas zurück. Ich konnte mir nicht wirklich vorstellen, dass die nachwachsende Generation sich mit einer fast völligen Abwendung vom modernen Leben zufrieden gibt. Und da äußerte Jürgen seinen Eindruck, dass ein gewisser Modernisierungsbazillus von Paraguay herüber schwappt. Vielleicht auch, weil die Mennoniten-Führer selber allmählich erkennen, dass sie nicht mehr allzu lange in diesen inzestuösen Verhältnissen überleben können. Manchem Kindergesicht war der dringend notwendige genetische Austausch mit anderen Teilen der Gesellschaft - evtl. auch mit paraguayischen Mennoniten - durchaus anzusehen.

Zurück in Sucre wiederholten sich die Erlebnisse der Hinreise. Gelegentlich halfen die harten Straßen und der ewige Staub, dass einige Teile von unserem gelben Bus verloren gingen. Es kam vor, dass wir mitten in der Nacht den Keilriemen wechseln mussten, und wenn das dann schon der letzte gewesen war, versuchten wir es für eine kurze Strecke noch mit dem Klassiker: mit Monis Strumpfhosen. Wenn dann über Stunden kein anderes Fahrzeug vorbei kam, konnte nur noch der glasklare Sternenhimmel trösten und ein heißer Tee aus der Bordküche.

*unsere Lieblingsbeschäftigung
nachts im bolivianischen Hochland*



In der Werkstatt irgendeiner Mine ließ sich am nächsten Morgen immer wieder ein Ersatzteil finden oder auch anfertigen. An anderen Stellen waren die Wege so steil oder die Flüsse so tief oder die Staubschicht in der Pampa so dick, dass nur der Jeep unseren Bus rausschleppen konnte. Letztendlich kamen alle ein bisschen geschlaucht, aber vollständig erhalten und überquellend von lebensnahen Eindrücken wieder in Santiago an. In meinen Augen war das eine hervorragende Bildungsreise für unsere Besucher wie auch für mich selber gewesen.

WIE VIEL UMBRUCH VERTRÄGT EIGENTLICH DIE NEUE DEMOKRATIE ?

Die Ausgangssituation für die neue chilenische Administration und Regierung ist komplex genug: Dank des unter Pinochet erlassenen Wahlgesetzes hat die Vereinigung der Oppositionsparteien nur 71 von 120 und 22 von 38 Senatssitzen erlangt. Dies erlaubt heute der Rechten, eine überproportional starke Rolle in der Alltagspolitik zu spielen. Erschwert hat Pinochet das Geschäft der neuen politischen Führung im Lande noch zusätzlich, indem per Gesetz 9 weitere Senatoren vom Militärregime ernannt wurden, die Rechte (nicht die Konservativen) damit im Senat die Mehrheit besitzt und auf diese Weise die militärisch-zivile Allianz im Kongress eine entscheidende Rolle für die Verabschiedung aller Gesetzesvorhaben spielt..¹⁰

Wegen dieser strukturellen Beschränkungen für die neue Politik konnte ab Mitte 1990 in Chile nur von einem "graduellen Übergang zur Demokratie" gesprochen werden. Die neue Administration unter dem christdemokratischen Präsident Aylwin befand sich folglich zwischen der Scylla und Charybdis aus hohen Erwartungen im Volk und engem Korsett, das die Militärregierung noch geschnürt hatte – was allerdings von der Bevölkerung weiterhin mit beachtlich hoher Toleranz begleitet wurde! Während ihrer 4-jährigen

¹⁰ Erst 2021 unter dem konservativen Staatspräsidenten Piñera wurde die Demokratisierung der Verfassung durch ein Plebiszit eingeleitet und soll 2022 gültig werden (s.u., S.93).

Amtszeit musste es die neue Administration daher vor allem schaffen, die bisherige Einigung der demokratischen Kräfte **gegen etwas** (Pinochet) in eine neue Richtung **für etwas** umzulenken. Die neuen Demokraten müssten daher mehr nach vorne als zurück schauen. Auch wenn das nicht jedem aktuellen Politiker leicht fallen kann - schließlich hatte ja der jetzige Präsident Aylwin den Putsch Pinochets zunächst begrüßt und ist erst später auf Distanz gegangen. Für mich verständlich, dass deshalb von der aktuellen Linken ein dickes Fragezeichen hinter den aktuellen christdemokratischen Staatspräsidenten gesetzt wurde

Nach vorne schauen bedeutete dabei, sehr intensiv an einigen drängenden gesellschaftlichen Themen zu arbeiten: soziale Ausrichtung einer modernen Wirtschaftspolitik, Abbau bedrohlicher Umweltschäden durch klare Rahmenbedingungen, Demokratisierung auf allen Ebenen durch partizipative Regionalentwicklung und Kommunalpolitik. Dabei müsste die neue Regierung in ihrer Aussenpolitik gegenüber einigen Nachbarstaaten die jüngsten chilenischen Wirtschaftserfolge durch Hinweis auf die hohen sozialen Kosten und die Aufhebung der Menschenrechte durch die Militärs zurechtrücken. Das alles ist natürlich auch der Hintergrund, mehr die Herausforderung, für mein FES-Programm, das ich jetzt mit den Mitarbeitern aufstellen muß.

Können wir uns und wenn wie auf Themen wie Menschenrechte und Militärmacht einlassen. Das sind die Themen, an denen wir bei unserer Rundreise in den Norden gekratzt haben. 16,5 Jahre unter Pinochet und Konzentrationslager wie Pisagua und Chacabuco in der Wüste oder das Folterzentrum Villa Grimaldi in Santiago oder die deutsche Colonia Dignidad bei Parral ... Die Militärs und die Geheimpolizei müssen ähnlich wie in Deutschland die SS und die GESTAPO und hoffentlich die STASI direkt zur Rechenschaft gezogen werden. Und dann ist für mich als politischen Beobachter nach dem Abtritt Pinochets höchst interessant zu sehen, ob die USA weiterhin die Christdemokraten und die Nationalpartei (inzwischen Renovación Nacional) unterstützen oder ob 16,5 Jahre Militärdiktatur für ausreichend angesehen werden, um von der chilenischen Linken keine Bedrohung von US-Interessen mehr erwarten zu müssen.¹¹ Vor allem bin ich gespannt, mit welchen Vorstellungen unsere politischen Partner an uns herantreten. Da ist noch keine eindeutige Meinung erkennbar.....

BESONDERE HERAUSFORDERUNGEN AN DER SCHNITTSTELLE

Ab März 1990 gab es keinen Präsidenten Pinochet mehr, „nur“ noch den Senator Pinochet auf Lebenszeit. Die Große Koalition aus Christdemokraten und Sozialisten-Block verliehen Chile ein neues Gesicht, aber noch längst keinen neuen Kopf. Chile hatte unter den Militärs den „Chicago- Boys“ in enger Zusammenarbeit mit der Katholischen Universität von Chile als neoliberaler Labor gedient. Der daraus entwickelte Neoliberalismus unter dem Namen „Freie Marktwirtschaft“ war Pinochets Erbe, das von der Großen Koalition („Concertación“) für die Wirtschaftspolitik und die Staatsverwaltung ohne Klagen übernommen und weitergeführt wurde. Ich kann das so sagen, weil ich irgendwann bei einem privaten Pisco Sour mit dem Vorsitzenden der Sozialistischen Partei – Ricardo Nuñez – genau darüber gesprochen hatte und seine Bewertung lautet ungefähr: eine Verwaltungsreform und eine Wirtschaftsreform hätten wir sehr ähnlich organisieren

¹¹ Ab März 2010 wurde zum ersten Mal der führende Vertreter von Renovación Nacional, Sebastián Piñera, Staatspräsident. Er ist der reichste Unternehmer Chiles und führte das Land wie der Geschäftsführer einer neoliberalen „Chile AG“

müssen. Die Reformkosten gefallen uns jetzt auch nicht. Aber wir können sie politisch dem Militärregime ankreiden und werden Chile weiter modernisieren.... Natürlich waren das keine Sätze für die chilenische Öffentlichkeit.

(Brief-Auszug, Santiago, April 90:)

der Ersatz für den gestohlenen Laptop ist jetzt da. Damit bin auch ich wieder da. Um mal gleich beim Kern des Ganzen zu beginnen: Mein job ist zeitintensiv, aber spannend. Es gibt jetzt Raum, um neue (oder an anderer Stelle erprobte) Ideen einzubringen, um Anstöße für moderne politische Entscheidungsfindung im Regierungsapparat oder für die Konzeption einer Umweltpolitik oder für die Verwirklichung von bürgernahe Kommunalpolitik zu geben.

Unsereiner kann jetzt täglich in der Moneda ein- und ausgehen, also dem Regierungssitz, der 1973 von Pinochets Luftwaffe bombardiert wurde.

Das Bombardement hatten wir damals in Peru zufällig aus einer Provinzzeitung erfahren. Da wußten wir noch nicht, dass Allende sich wegen Aussichtslosigkeit am Ende mit einem von Fidel Castro geschenkten Gewehr selbst erschossen hatte.

*die Moneda in Flammen,
11.9.1973*

Wenn ich das jetzt so dahinsage, könnt ihr natürlich nicht unbedingt nachvollziehen, welchen Symbolwert die heute zugänglich gewordene Moneda für die Chilenen vor Ort bedeutet, die über 16 Jahre lang von dieser Regierungszentrale aus bespitzelt, verhaftet, gefol-



tert, ermordet wurden.

Der Moneda-Brand war ein ähnliches Fanal gewesen, wie der Reichstagsbrand 1933 in Berlin kurz nach Hitlers Ernennung zum Reichskanzler oder die deutsche Bombardierung von Guernica in Spanien 1937.

daran hatten wir mitgearbeitet:

Miriam kann sich im Hof der Moneda bewegen und mit einem Militärpolizisten flirten (2002)

Für mich war spannend, dass ich mit der neuen, demokratischen Regierung sehr schnell erste Massnahmen vereinbaren konnte. Besonders „spannend“ empfand ich die Reaktion in der

Moneda als ich unseren Partnern in der Regierung erzählt, wie die interne Kommunikation zwischen unserem Kanzleramt und den Ministerien mit Hilfe der Spiegelreferate organisiert ist. Im Kanzleramt existiert mindestens ein Referat, das in direkter Beziehung zum Wirtschaftsministerium steht, ein anderes zum Agrarministerium etc.. Initiativen eines Fachministeriums können so im Kanzleramt vorgeprüft werden ehe sie offiziellen Charakter annehmen. Initiativen des Kanzleramtes werden wiederum über die Spiegelreferate in den Fachministerien kommentiert. Die beiden Minister in der Moneda zeigten sich sehr interessiert. Ich lud aus Bonn einen Fachmann aus dem Kanzleramt als Referent ein. Er leistete gute Arbeit und empfahl als erstes, die Telefonzentrale in der Moneda, die bislang vom Geheimdienst bedient worden ab, abzuklemmen.

Moni zögerte noch mit dem eigenen Engagement. Mit Sicherheit keine Mitarbeit in der Deutschen Schule, in der unsere Kinder unterrichtet werden. Eine arg reaktionäre Anstalt – zumindest vom Kopf her und mit Blick auf eine Reihe deutscher Familien, die schon über mehrere Generationen hier unten wirken. Nicht alle sind unbedingt Anhänger von Pinochet oder gehören dem Förderverein der Colonia Dignidad an (von der wohl gerade in jüngster Zeit auch in der BRD wieder im Zusammenhang mit einem Gerichtsverfahren wegen Pädophilie-Vergehen die Rede war).

Natürlich schauen wir immer noch sehr gespannt auf den Niedergang unserer eigenen Diktatur in der DDR, immer wieder angeregt durch die politischen Menschen, die aus Chile in die DDR geflüchtet waren, um sich vor Pinochet zu retten. Ein total angenehmer, kluger, ironischer Gesprächspartner ist für mich Osvaldo Puccio, Sohn von Allendes Privatsekretär. Er war nach dem Putsch zusammen mit seinem Vater in ein Konzentrationslager (Insel Dawson) verschleppt worden, konnte sich dann aber letztlich in die DDR ins Exil absetzen. Lebte dort mehr als 10 Jahre, promovierte an der Humboldt-Uni und heiratete irgendwann dort seine „Mecklenburgerin“, wie er immer sagt. Dieser Osvaldo ist von der Erscheinung ein bißchen klein, ein bißchen pummelig. Aber mit seinem alles andere als langweiligen Lebenslauf steckt er heute voller Energie, dieses Land nicht diesen Militärs zu überlassen und auch nicht denen, die diesen Militärs seit vielen Jahren den politischen Rücken stärken, der Christdemokratie und der Nationalen Rechten. Er ist heute einer der Köpfe, die aus dem Exil wieder nach Chile zurückgekommen sind, um eine soziale und demokratische Gesellschaft aufzubauen.

Was heute in der ex-DDR los ist, bekommen wir (auch über die Mecklenburgerin) einigermaßen mit und wundern uns nicht so sehr. Schließlich waren Moni und ich in den letzten Jahren immer mal wieder drüben (Freiberg) und haben manches von der dortigen Wirklichkeit gesehen und gehört. Für mich bleibt die Vereinigung der beiden deutschen Staaten und Gesellschaften ein Prozess für viele Jahre, bestimmt 10, eher sogar 20. Dennoch kritisiere ich Kohl bei seinem Gewaltschritt nicht so sehr wegen des Gewaltschritts an sich. Es musste wohl schnell gehandelt werden. Kritikwürdig ist m.E. vor allem seine beschränkte Sicht hinsichtlich der mit der notwendigen Vereinigung zwangsläufig verbundenen Vielzahl von Problemen. Dabei stehen die sozialen wahrscheinlich ganz oben an: Verlust an Wohnungen und Arbeitsplätzen sowie schutzloser Überfall durch alle möglichen Formen kapitalistischen Betrugs an den unerfahrenen DDR-Bürgern. Ich denke an unsere guten Gössnitzer oder Altenburger und sehe die Verkaufsgenten unserer westdeutschen Gebrauchtwagen und die blutleckenden Versicherungsagenten auf sie einstürmen, mit übersteuerten, und sicher überflüssigen Policen etc. Kritikwürdig ist auch das politische Management der deutschen Frage. Wir hatten in der BRD ein „Gesamtdeutsches Ministerium“. Gab es dort keine Szenarien, wie man sich eine gesamtdeutsche Zukunft vorstellen wollte?? Von der Rolle der Treuhänder gar nicht zu reden.....

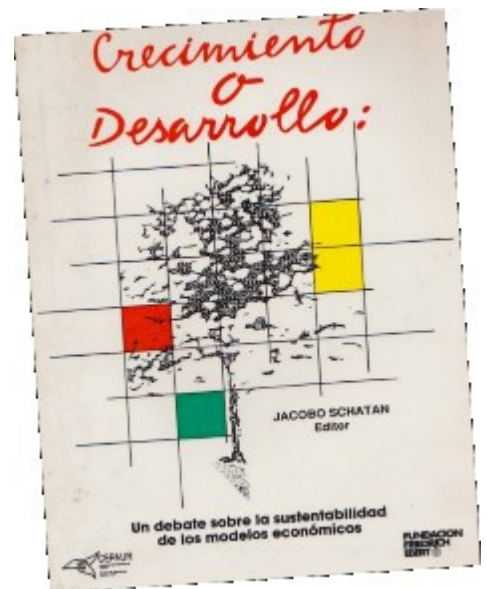
*Das wird für manchen „drüben“ ein tränenreiches Erwachen geben, fürchte ich....
Wir haben kürzlich Puccio und anderen mal wieder erzählt, wie es war, als Augenzeuge bei der Auflösung der DDR dabei zu sein. Wir hatten ja die Kids am Mittwoch in aller Frühe ins Auto gepackt und waren nach Berlin gebraust, um am 9. November dabei zu sein. Nie vergessen werde ich den 60-Km-Stau auf der Autobahn von der Grenze bis nach Magdeburg: In Viererreihe standen Abertausende von Trabis Stossstange an Stossstange mit dem Kühler nach Westen und qualmten wie die Weltmeister und jubelten die ganze Zeit über, wie wohl nie wieder in einem Mega-Stau gejubelt werden wird. Wir hatten ohne Voranmeldung direkt hinter dem Kontrollpunkt Dreilinden, in Nikolassee, in einer Pension ein Zimmer mieten können, das Auto stehen gelassen und waren dadurch noch rechtzeitig bis zum Potsdamer Platz vorgestoßen, um ein bisschen mit an der Mauer zu picken. Jetzt ist das kleine Stückchen Mauer, das wir abhacken konnten, noch immer in einem Karton verpackt, weil die ganze Aufmerksamkeit zunächst dem gelten muss, was hier um uns herum passiert.
Was mir natürlich sehr wichtig erscheint, wozu wir aber hier am anderen Ende der Welt zu wenig detaillierte Informationen erhalten, ist die intensive Diplomatie zwischen der NATO-Führungsmacht USA und Generalsekretär Gorbatschow im Rahmen dieser „2+4-Gespräche“. Für die Vereinigung der beiden deutschen Staaten wohl die wichtigste Voraussetzung. Aber warum lässt sich Gorbatschow so sehr darauf ein? Ich denke aus hiesiger Sicht, dass er wenigstens im Westen Ruhe haben möchte, da es doch im gesamten Sowjetreich mächtig rumpelt (Singende Revolution in den baltischen Staaten; separatistischer Flächenbrand in den moslemischen Republiken da unten am Kaspischen Meer und natürlich beobachtet auch China interessiert das zusammenbrechende Sowjet-Imperium...). Ich denke, was jetzt in Europa (Osteuropa) passiert, ist mindestens so spannend, wie der radikale Regimewechsel hier bei uns in Chile.
In diesem Sinne herzlicher familiärer Gruß und haltet weiterhin dem Oskar die Daumen (mehr dem aus dem Saarland als dem mit der Blechtrommel). E*

Die allererste systempolitische Maßnahme, die ich als FES in Santiago mit der Regierung verabredet hatte, war das Thema interne Kommunikation und Spiegelreferate gewesen. Die erste publikumswirksame Maßnahme hatte dagegen mit solchen Gesprächen, wie mit Ricardo Nuñez zu tun, mit der Frage, in welche Richtung muß die neue Regierung die angesprochene Modernisierung denn betreiben. Wir organisierten eine internationale Konferenz zum Thema nachhaltiges Wirtschaftswachstum in Chile. Den Vorschlag hatte Manfred Max-Neef an mich herangetragen. Ich kannte ihn vom Namen her. Er hatte zu Beginn der 1980er Jahre den Alternativen Nobelpreis erhalten, kurz nachdem Jakob v. Uexküll mit seinem Erbe den Right Livelihood Award eingerichtet hatte, der bis heute jährlich den **Alternativen Nobelpreis** im schwedischen Reichstag verleiht. Erfahren hatte ich allerdings von Max-Neef im Rahmen eines Besuchs der Dag Hammarskjöld Foundation im schwedischen Uppsala und beim Stöbern in deren Bibliothek. Es gab da von ihm einen Artikel zur „Barfuß-Ökonomie“ (in deutschen Übersetzungen wurde daraus dann der Begriff „Entwicklung nach menschlichem Maß“). Dieser Denkansatz von Max-Neef hatte mich damals sofort für ihn eingenommen. Durch Manfreds Kontakte luden wir jetzt Vertreter der Weltbank und der Lateinamerika-Abteilung der Vereinten Nationen (CEPAL) und eine ganze Batterie international renommierter Wirtschaftsforscher und Umweltpolitiker als Referenten und Teilnehmer nach Santiago ein. Vor allem aber hatte uns Pinochets voriger Finanzminister, Hernán Büchi, seine aktive Teilnahme zugesagt. Und wir konnten die Konferenz in der Prestige-Universität der Militärregierung durchführen, in Diego Portales. Die ganze Großveranstaltung hatte tatsächlich nur das Ziel, die Wirtschaftspolitik unter Pinochet als das darzustellen, was sie war: umweltzerstörend und

sozial destruktiv. Büchi wurde von den internationalen Referenten so bloßgestellt, wie wir es erhofft hatten. Auch der anschließende Schritt funktionierte ausnehmend gut: die Ergebnisse der Konferenz hatten wir bis Jahresende 1990 aufgearbeitet und konnten sie unter dem Titel publizieren:

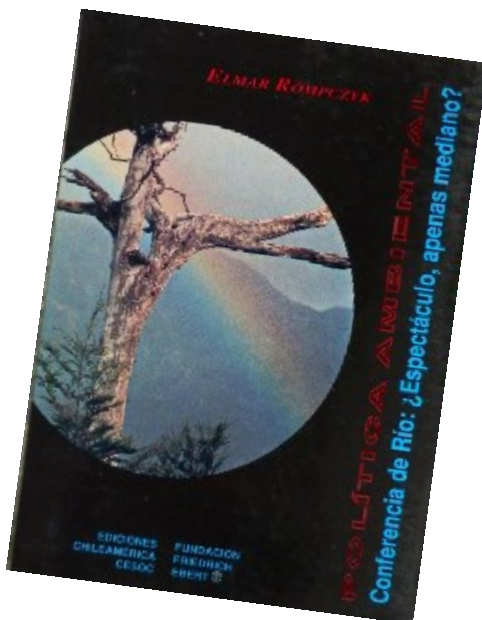
„Wachstum oder Entwicklung“ (Crecimiento o Desarrollo). Es war die erste und dabei spektakuläre Veröffentlichung zum Thema Nachhaltige Entwicklung, die durch Pinochets Rücktritt im März 1990 möglich wurde und die das neue Thema „Nachhaltige Entwicklung nach menschlichem Maß“ anstelle der bisherigen „freien Marktwirtschaft“ in den Mittelpunkt stellte.

Mit einer solch hochkarätigen und politisch zugleich brisanten Konferenz war das Thema auf der obersten politischen Ebene angekommen und als FES hatten wir ein Zeichen setzen können, was wir als zukunftsfähige Entwicklung verstehen wollten. Aber die große Mehrheit der Bevölkerung interessierte sich noch längst nicht für die konkreten Inhalte dieser neuen Politik. Dafür mussten wir versuchen, mit den Organisationen der Zivilgesellschaft zusammenzuarbeiten, mit NROs, die näher an den unmittelbaren Alltags-erfahrungen dran waren als die Minister und Senatoren im neuen Parlament in Valparaiso.



Meine Mannschaft und ich, wir waren jetzt mittendrin in diesem hochspannenden Prozeß des Wandels. Als FES hatten wir viele Jahre von Bonn wie von Santiago aus mitgeholfen, neue demokratische Verhältnisse in Chile wieder herzustellen. Dennoch: mit der Concertación an der Spitze kam bei mir privat nur verhaltene Freude oder gar Zufriedenheit auf. Ich schrieb mir den gewissen Frust

über die nur oberflächlichen Änderungen am System in unterschiedlicher Form von der Seele, darunter lange Zeitungsbeiträge und mehrere Bücher. Das erste publizierte ich schon 1992 in Chile selbst (*Chile vernachlässigt die Themen der Rio-Konferenz der Vereinten Nationen*) und 1994 in Deutschland „Chile - Modell auf Ton“ mit einer systematischen Analyse der Schwachstellen der neuen politischen Führung.



Chiles Militär weiß : „nichts geht ohne meine US-Regierungen“

Es war diese Schere im Kopf, die ich als gesellschaftspolitischer Berater und FES-Ver-

treter nie ausblenden konnte. Mit meinen Freunden in Deutschland - darunter Chilenen - hatte ich immer zu den Anhängern der Unidad Popular mit Allende als Staatspräsident gehört. Aber ich hatte von Anfang an auch Zweifel, dass der politische und ökonomische Schritt, den Allende über die christdemokratische "Revolution in Freiheit" hinausgegangen war, mehr sein könnte als ein rein chilenisches Experiment, mit zuwenig Durchschlagkraft für Lateinamerika insgesamt. Dazu hatte eine kleine Begegnung in Washington 1974 maßgeblich beigetragen. Nachdem mein Peru-Einsatz für die UNESCO beendet war, war ich noch in New York und Washington innerhalb und außerhalb der Vereinten Nationen auf Materialsuche für meine geplante Dissertation unterwegs gewesen. In Washington war ich dann - nur einen Straßenblock von der Weltbank entfernt - auf diesen Buchladen gestoßen, das *U.S. Government Printing Office*. Hier verkauften sie offizielle Regierungsdokumente, z.B. Hearing-Protokolle des US-Senats. Eines dieser Hearings hatte mit den US-amerikanischen Interessen in Chile nach Allendes Wahlsieg zu tun gehabt. Die wörtlich protokollierten Aussagen des damaligen Sicherheitsberaters Henry Kissinger und der Präsidenten aller großen Transnationalen Konzerne mit Unternehmensinteressen in Chile sprachen in einer derart direkten und unumwundenen Weise von der notwendigen US-Intervention gegen die (legale) Allende-Regierung, dass es mich damals noch wie einen Hammer traf. Es ging dabei um das Einfrieren aller US-Kredite an Chile; um die Intervention bei der Weltbank und der Interamerikanischen Entwicklungsbank, damit dort schon bewilligte Kredite an Chile nicht ausgezahlt würden. Es ging um die Beeinflussung der wichtigen OECD-Mitgliedsländer, damit sie gegenüber chilenischen Produkten dieselben Importsperrn verhängen sollten, wie die Nixon-Regierung. Hier konnte ich schwarz auf weiß nachlesen, worüber ich als linker Student in Deutschland in keinem Uni-Seminar gewagt hätte, derartige Vermutungen anzustellen. Und es ging um die massive Förderung des Militärputsches gegen den gewählten Präsident Allende.

*Diese offizielle Bestätigung der massiven Interventionen der CIA gegen Allende und die recherchierte Vorgeschichte, das Wissen um die US-Interventionen auch zugunsten der anderen Militärregime in Lateinamerika waren der politisch-ökonomische Rucksack, mit dem beladen ich den FES-job in Santiago antrat. Das US-Menetekel stand gewissermaßen noch überall an den Wänden: Der chilenische Putsch sollte ein für alle Mal mit dem Cuba-Bazillus (Revolution von 1959) oder dem Bolivien-Bazillus (Revolution von 1952) in Lateinamerika aufräumen, d.h., aufräumen mit der Illusion von nationalen Ressourcen unter nationaler Kontrolle zugunsten anderer Unternehmen als USA-amerikanischen. Das Interventionsthema war sehr schlicht gefasst: wenn keine kommunistischen Gewerkschaften und keine sozialistischen Parteien die wirtschaftliche Entwicklung des Landes störten, könnte auch das Entwicklungs- oder Schwellenland Chile voll erblühen. Nach erfolgtem Putsch bereinigten die Militärs und die Geheimdienste dementsprechend Chile wie auch die Nachbarländer mit Maßnahmen, wie **Operation Condor** – und zwar von Chile aus in enger Zusammenarbeit mit den Militärs und Geheimdiensten der Nachbarländer.*

Die erste Seite dieses offiziellen Senatsberichts habe ich seitdem immer neben meinem Schreibtisch als Mahnmal hängen:¹²

¹² UNITED STATES SENATE, 94th Congress 1st Session COMMITTEE PRINT : COVERT ACTION IN CHILE 1963-1973. Staff Report of the Select Committee To Study Governmental Operations With Respect to Intelligence Activities, December 18, 1975

COVERT ACTION IN CHILE: 1963-1973

I. Overview and Background

A. OVERVIEW: COVERT ACTION IN CHILE

Covert United States involvement in Chile in the decade between 1963 and 1973 was extensive and continuous. The Central Intelligence Agency spent three million dollars in an effort to influence the outcome of the 1964 Chilean presidential elections. Eight million dollars was spent, covertly, in the three years between 1970 and the military coup in September 1973, with over three million dollars expended in fiscal year 1972 alone.¹

It is not easy to draw a neat box around what was "covert action." The range of clandestine activities undertaken by the CIA includes covert action, clandestine intelligence collection, liaison with local police and intelligence services, and counterintelligence. The distinctions among the types of activities are mirrored in organizational arrangements, both at Headquarters and in the field. Yet it is not always so easy to distinguish the effects of various activities. If the CIA provides financial support to a political party, this is called "covert action"; if the Agency develops a paid "asset" in that party for the purpose of information gathering, the project is "clandestine intelligence collection."

The goal of covert action is political impact. At the same time secret relationships developed for the clandestine collection of intelligence may also have political effects, even though no attempt is made by American officials to manipulate the relationship for short-run political gain. For example, in Chile between 1970 and 1973, CIA and American military attaché contacts with the Chilean military for the purpose of gathering intelligence enabled the United States to sustain communication with the group most likely to take power from President Salvador Allende.

What did covert CIA money buy in Chile? It financed activities covering a broad spectrum, from simple propaganda manipulation of the press to large-scale support for Chilean political parties, from public opinion polls to direct attempts to foment a military coup. The scope of "normal" activities of the CIA Station in Santiago included placement of Station-dictated material in the Chilean media through propaganda assets, direct support of publications, and efforts to oppose communist and left-wing influence in student, peasant and labor organizations.

In addition to these "routine" activities, the CIA Station in Santiago was several times called upon to undertake large, specific projects.

Chile koordiniert die Operation Condor

1975 machte die US-Regierung dem Putsch-General Pinochet ein besonderes Geschenk zu seinem 60. Geburtstag: Washington hatte die 5 autoritären Nachbarregierungen Chiles dazu bewegt, ein Kooperationsnetz der Geheimdienste zwischen Brasilien, Argentinien, Uruguay, Paraguay und Bolivien aufzubauen, das einen effizienten Informationsaustausch zwischen diesen 5 Regierungen und Chile erlauben sollte. Ziel: alle Gegner der radikalen freien Marktwirtschaft, des Monetarismus der Chicago-Boys, kompromißlos zu eliminieren. Und der Sitz des chilenischen Geheimdienstes DINA sollte die Schaltzentrale sein. Der Projektname lautete Operation Condor.

„Operación Condor“ besaß deutlich weiterreichende Ziele als „nur“ antikommunistischen Generälen zur politischen Macht zu verhelfen. „Nie wieder“ (seit Jahrhunderten die beliebteste Sprechblase politischer Führer) sollte ein sozialistischer Präsidenten, wie Allende, die Chance zur Verstaatlichung ausländischer Konzerne erhalten. Die Intellektuellen der Chicagoer Universität und ihrer Partner-Uni, der Universidad Católica in Santiago,

lieferten den theoretischen Unterbau zum Thema „Monetarismus“ und „Freie Marktwirtschaft“. Dabei sollte Chile an bestimmten Stellen klassisches Entwicklungsland bleiben, das der nordatlantischen Verbundökonomie seine Rohstoffe billig überlassen musste: nämlich Chiles Kupfer für die Rüstungsindustrie der USA wie auch für die Norddeutsche Affinerie, Europas größte Kupferhütte in Hamburg. Die Wälder in Patagonien in Form von Holzschnitzeln für die Papierindustrien Japans oder der USA. Aber auch die Fisch- und Muschelreserven seiner langen Küsten sollten vom chilenischen Staat freigegeben sein zum Absaugen durch spanische, japanische, sogar durch russische Fabrikschiffe, ohne dass kritisch-intellektuelle oder nationalistische chilenische Stimmen sich dagegen erheben könnten. Für die Umsetzung dieses Konzepts erhielt General-Präsidenten Pinochet und sein Geheimdienst DINA jetzt das erforderliche Instrument und den außenpolitischen Freifahrtschein bzw. die Rückendeckung der US-Regierung durch Operación Condor. Alle Kritiker des Chile-Modells konnten jetzt pauschal als „Kommunisten“ und „Untermenschen“ („humanoide“) abqualifiziert werden und besaßen den Status von Staatsfeinden. Die späteren US-Präsidenten Reagan und Bush jr. bemühten an solchen Stellen den gleichen Gedanken in ihre pseudo-religiöse Sprache mit den Begriffen *Armageddon* und *das Böse an sich*.

Operation Condor - BBC-Recherche¹³

Operation Condor was founded in secret and remained a mystery until after democracy had returned to South America. According to documents later discovered in Paraguay, it was established at a military intelligence meeting in Chile on 25 November 1975 - Gen Pinochet's 60th birthday. Delegates from five other countries were there: Argentina, Brazil, Bolivia, Paraguay and Uruguay.

Following that meeting, the military governments of those nations agreed to co-operate in sending teams into other countries to track, monitor and kill their political opponents. A joint information centre was established at the headquarters of the Chilean secret police, the **Dina**, in Santiago.

A Chilean court has now ruled that former Chilean President Augusto Pinochet is not mentally fit to be prosecuted over the operation. But two other ex-leaders in the region are still being pursued by judges on related charges, as efforts continue to find out exactly who was responsible.

Wer auch immer sich ab 1973 mit Chile befaßte und dort nicht nur seinen Urlaub verbringen wollte, stellte sich die Frage: Wer ist schlimmer: Pinochet oder die US-Regierungen? Und mich trieb diese Frage genauso um. Die nächste Frage stellte sich damit automatisch: wie ließ sich mit so einem kleinen Stiftungsbüro an der Hand gegen diese massive Interessenallianz dagegenhalten? Wie sollten wir hier die Chancen finden, um neue demokratische Verhältnisse in Chile zu unterstützen?

Und dann hatte ich für mich privat noch eine kleine Zusatzfrage: hatten wir von Deutschland aus eigentlich schon alle wichtigen Akteure der chilenischen Verwerfungen im Blick? Mit diesen Fragen auf der Zunge suchte ich nach Akteuren, auf die auch noch geachtet werden mußte und auf deutschen Einfluß in Chile – positiv und negativ.

¹³ Robert Plummer: Condor legacy haunts South America, BBC News, 8 June 2005. Oder auch schon viel frühere Untersuchungen zum Thema: z.B. das Buch von Samuel Blixen: „Operación Cóndor. Del archivo del Terror y el asesinato de Letelier al caso Berríos“, Barcelona 1998

Colonia Dignidad oder der Umgang mit deutsch-chilenischem Faschismus

Zunächst fiel aktueller deutscher Einfluß in Chile extrem negativ auf. Chiles Militärdiktatur war ganz groß im Foltern von Oppositionellen, und das nicht nur in den schon angesprochen Konzentrationslagern in der Atacama. Auch im Süden hatte sich schon 1961 eine unsägliche deutsche Kolonie ansiedeln dürfen, die von dem aus Deutschland wegen Kindesmißbrauchs angeklagten Baptisten Paul Schäfer gegründet und bis zum Ende der Pinochet-Ära auch geleitet wurde. Unter Chile-Freunden in Deutschland hatten wir mehr als einmal über Schäfers „urchristliche“ Gemeinde diskutiert, die sich auf Deutsch „Wohltätigkeits- und Bildungsgemeinschaft Würde“ nannte, aber von jedermann unter dem spanischen Namen „Colonia Dignidad“ bekannt war.

Colonia Dignidad Wahrnehmung in Deutschland

aus Wikipedia 2019: „Wegen Ermittlungen der Staatsanwaltschaft gegen Schäfer aufgrund von Anzeigen wegen Vergewaltigung von zwei Jungen floh er 1961 mit ca. 150 Mitgliedern der Gruppe nach Chile und gründete die Colonia Dignidad. Startkapital waren unter anderem 900.000 DM, die er durch den Verkauf des Erziehungsheims an die Bundeswehr erhielt. Ebenso flossen Renten von Gruppenmitgliedern ungeprüft auf sein Konto. Schäfer versprach ein „urchristliches Leben im gelobten Land“ und prophezeite eine angeblich drohende russische Invasion in Deutschland, um Zögernde und Ängstliche umzustimmen. Schäfer entführte auch Minderjährige nach Chile, deren Eltern ihre Erlaubnis zu einer angeblichen Chorfreizeit gegeben hatten. In Deutschland und Österreich zurückgebliebene Eltern bemühten sich vergeblich, ihre Kinder wieder nach Hause zu holen.“

Aber jeder von uns hatte ein dramatischeres Bild vor Augen als den Wikipedia-Eintrag. Wir hatten 1988 das Buch von Gero Gemballa gelesen: „*Colonia Dignidad - Ein deutsches Lager in Chile*“. Bis heute ist diese Colonia in meinen Augen das hässlichste Band, durch das Deutschland je irgendwie mit Chile verknüpft war. Heute kennen zahlreiche Menschen auch in Deutschland die Filme über Colonia Dignidad, vor allem „Colonia Dignidad – Es gibt kein Zurück“ (2015) mit Daniel Brühl und Emma Watson in den Hauptrollen. Darin werden unglaublich realitätsnah die Verhältnisse in einem der großen Folterzentren des chilenischen Geheimdienstes DINA erfaßt.

Schon in den allerersten Tagen, als Klaus Schubert und ich im Rahmen der Büroübergabe noch gemeinsam im Süden Chiles unterwegs waren (einschließlich dem südlichsten Süden in Punta Arenas und bei den Felsen der Torres de Paine), um uns mit Oppositionellen des Pinochet-Regimes zu treffen, da hatten wir beschlossen, ein Päschen im Außenposten der Colonia einzulegen. Der Außenposten hieß **Café-Restaurant-Hotel Villa Baviera** außerhalb des Städtchens Parral. Ein Ort wie geschaffen für den Wochenendausflug der ganzen Familie, die hier den besten bayerischen Strudel und richtig guten Kaffee genießen konnten, während in der umzäunten Anlage die Kleinen einen netten Spielplatz eroberten und die entspannten Großväter über ein bayerisches Bierglas hinweg bis zu den Bergspitzen an der argentinischen Grenze schauen konnten. Die reinste deutsche Idylle im deutsch-chilenischen Süden.

Die Kellner waren freundlich und strohblond. Nach unserem Kaffee hatten wir ein Glas Honig gekauft, weil auf dem Etikett dieselbe Bergkette abgebildet war, die wir gerade vor Augen hatten. Ich machte als „Honigfreund“ ein paar sehr interessierte Anmerkungen über den Blütenreichtum hier im Süden oder so ähnlich, deutete auf die Bergspitzen des

Etiketts und fragte beiläufig, wie wir denn am besten selber in das „Honigland“ fahren könnten. Die Freundlichkeit verschwand augenblicklich aus dem Gesicht unseres Kellners. Er versteinerte geradezu und wirkte mit seinem blonden Strohkopf auf einmal wie ein konditionierter Zombie (die Geschichten aus dem Oloffson in Haiti fielen mir spontan ein). Die Konversation war jedenfalls definitiv beendet. Was dort hinten bei den Bergen (den „Honigbergen“) passierte, ging niemanden etwas an. Niemanden.



*die Idylle von Café
Baviera, Parral 1989*

Das war der allererste Versuch, sich der Colonia Dignidad zu nähern. Denn, wir wußten es ja: das Café Baviera war die freundliche Außenstelle der Colonia. Eine exzellente PR-Maßnahme. Und es war kein Geheimnis, dass dieses Projekt auf die Beratungsleistung der

bayerischen Hanns-Seidel-Stiftung (HSS) zurückging. Und HSS arbeitete ausschließlich im Interesse von FJS (Franz Josef Strauß). Und FJS war ein sehr guter Bekannter von Pinochet, besuchte Chile selber 1977. Die beiden Männer gingen schon mal gemeinsam zur Jagd. Auf dieses politische Wespennest waren wir jetzt also zum ersten Mal getreten. Wobei die HSS sich selber ein sehr merkwürdiges Nest mit ihrem Vertreter in Santiago gebaut hatte. Der nannte sich Baron von Harsdorf, weil er sich von einem verarmten böhmischen (?) Grafen gegen Bezahlung hatte adoptieren lassen und danach dessen Namen tragen durfte. Die Residenz des von Harsdorf in Santiago war entsprechend vollgestopft mit Bildern und alten Stichen zur Geschichte derer von Harsdorf. Als Sahnehäubchen hörte man in Santiago, dass dieser erkaufte Baron seine Seidel-Stiftung um etwa 400.000 DM betrogen hatte, um sich im Süden Chiles ein Gut zu kaufen. Selbstredend, dass es mit diesem Baron keine Zusammenarbeit gab. Deutlich besser war mein Verhältnis zu Willy Hofmeister, dem Repräsentanten der Konrad-Adenauer-Stiftung. Zwischen uns Stiftungsvertretern kam es sogar zu gelegentlicher Zusammenarbeit (schließlich gab es ja auch eine Große Koalition als Regierung). Colonia Dignidad verabscheute Willy ebenso wie ich.

Die nächste Annäherung an Colonia Dignidad versuchte ich dann als ich schon voll in Amt und Würden war. Ich war mal wieder mit unserem VW-Bulli in der Gegen von Parral dienstlich unterwegs. Eigentlich war es schon die Heimfahrt von Concepción nach Santiago. Auf der Höhe von Parral trat mein Unterbewusstsein plötzlich auf die Bremse und sprach: du bist jetzt so nahe dran, versuch's. Irgendwie. Denn das Areal der Colonia war gar nicht sooo weit entfernt. Ich suchte mir ein Hotel und machte mich früh am Morgen auf den Weg Richtung Colonia. Mit der Frühsonne und in unserem Westfalia-Bus fuhr ich also die Staubstraße nach Südosten, in Richtung argentinische Grenze. Nach 10 Km hatte ich noch immer keine Idee, wie das Ganze anzustellen sei.

*Zaun um die Colonia
Dignidad, 1990*

Dann winkten zwei Frauen am Straßenrand und baten, sie ein Stück mitzunehmen. Wohin? Zu dem deutschen Hospital. Dem von der Colonia Dignidad? Ja, genau. Diese Frauen könnten zu meinem Türöffner werden, dachte ich sofort. Ein paar Kilometer weiter winkten drei weitere



Frauen. Auch sie wollten in das deutsche Hospital. Es ist das beste hier weit und breit, kommentierten alle einstimmig. Ihnen sagte allerdings der Name Dr. Hopp gar nichts - das war nach meiner Erinnerung der Chefarzt im Dignidad-Hospital, der sehr locker mit Psychopharmaka-Injektionen umging, allerdings bestrafte er vor allen Dingen Fluchtversuche der Bewohner auf diese Weise und die Oppositionellen, die die DINA ihm lieferte. In manchen Fällen jahrelang.

Seit 12 oder 15 Kilometern fuhren wir inzwischen an immer demselben Zaun entlang.

Der Zaun erinnerte mich irgendwie an die Selbstschussanlagen an der deutsch-deutschen Grenze, die dort gerade abgebaut wurden. Und ich erinnerte mich wieder an eine der Zeugnisaussagen in der Bundestags-Anhörung zur Colonia, etwa Anfang 1988: der Mann hatte von Stolperdrähten innerhalb dieser Abzäunung gesprochen, von gut dressierten Suchhunden, sogar von Spezialfahrzeugen, die in den eigenen Werkstätten der Colonia mit Infrarot ausgerüstet wurden und mit geräuscharmen Motoren arbeiten (Elektromotore?), um fluchtwillige Colonia-Insassen nachts besser verfolgen zu können.

Dann winkten meine Damen, ich solle nach links abbiegen und drei oder vier Kilometer weiter standen wir vor einer Schranke. Keine Menschenseele zu sehen. Die Frau, die zuerst eingestiegen war, ging jetzt zu dieser Schranke und zu der Sprechanlage neben derselben. Wahrscheinlich gab sie ihre Patientenidentifikation durch, denn die Schranke öffnete sich und alle Frauen bedeuteten mir: weiterfahren. Vielleicht zwei Kilometer später stoppte uns die nächste Schranke. Dieselbe Prozedur. Nur diesmal rief die Frau auch mich nach draußen. Man wolle mit mir direkt sprechen. Die Stimme am anderen Ende der Leitung erfragte alles von mir. Nachdem klar war, dass ich deutscher Tourist sei, wollte die Stimme auch meine Passdaten, Autokennzeichen und überhaupt alles. Ich antwortete wahrheitsgemäß, denn ich dachte, in ein paar Minuten werde ich am Hospital mit Sicherheit noch einmal überprüft. Da lohnen falsche Angaben nicht. Die Stimme sagte, ich solle 10 Minuten warten. Dann klingelte die Anlage. Man hatte die Entscheidung getroffen, dass ich nicht weiterfahren könne. Ich versuchte es noch mit dem Hinweis, dass mich persönlich ja das Hospital überhaupt nicht interessiere, dass ich lediglich einige Patientinnen abliefern wolle. Reine Menschenfreundlichkeit. Danach klingelte die Anlage schon nach 5 Minuten wieder. Nein, keine Weiterfahrt für mich. Von drinnen werde man ein Auto schicken, um die Frauen abzuholen. Da man nur Landschaft sah und nirgends ein Gebäude, würde das Abholen vielleicht etwas dauern. Die Frauen verstanden den ganzen Umstand nicht. Ein Deutscher wird nicht ins deutsche Hospital vorgelassen !? Für sie war das deutsche Hospital nur das beste im weiten Umkreis und offenbar auch das preisgünstigste, denn eigentlich hatten sie ja einen sehr langen Fußweg in Kauf nehmen wollen, um hierher zu kommen. Und uns war kein anderes Auto begegnet. Von drinnen

kam dann vielleicht 20 Minuten später ein Peugeot Kombi, verstaute alle Patientinnen und weg war er. Die Schranke blieb zu und ich draußen. Während der Rückfahrt wurde ich von Sekunde zu Sekunde überzeugter, dass die ausgezeichneten Beziehungen zwischen Colonia Dignidad und chilenischem Geheimdienst weiterhin bestens funktionierten. Und beim CNI hatten sie natürlich meine Daten. Die zu erfragen hatte offenbar nur einen Telefonanruf gekostet.

Zurück in Santiago bot das Thema Colonia Dignidad nur pure Enttäuschung. Denn die von Präsident Aylwin einberufene "Nationale Kommission Wahrheit und Versöhnung" unter dem Vorsitz des ehemaligen Botschafters der Allende Regierung Raúl Rettig hatte nach etwa einem 3/4 Jahr Recherche ihren Abschlußbericht vorgelegt. Alle Opfer der Diktatur hatten sehnsüchtig auf dieses offizielle Dokument gewartet. Darin ist auch einiges zur Colonia Dignidad gesagt: *"Es ist erwiesen, daß es Verbindungen zwischen dem Geheimdienst DINA und der Colonia Dignidad gegeben hat. Es steht fest, daß nach der Gründung der DINA seit November 1973 Agenten dieser Organisation Landgüter der Colonia Dignidad für die Agentenausbildung oder andere Zwecke dieser Einrichtung, benutzt haben. Es ist auch bekannt, dass der Direktor der DINA [Oberst Manuel Contreras] und weitere DINA-Agenten die Colonia Dignidad besuchten und dem Anschein nach herzliche Beziehungen zu deren Leitern unterhielten"*. In Kenntnis dieses Rettig-Berichts hatte Präsident Aylwin ein paar Tage vor dessen Erscheinen der "Sociedad Benefactora y Educacional Dignidad" (wie die Colonia offiziell auf Spanisch hieß) die Rechtspersönlichkeit entzogen. Leider war das kein Bravourstück mehr gewesen, denn die Regierungsspitze hatte seit mehr als einem halben Jahr öffentlich diesen rechtlichen Schritt angekündigt. Die Führung der Colonia hatte sehr viel Zeit, das Anwesen und seine Inhalte auf eine ganze Reihe neu gegründeter, verschachtelter Organisationen zu überschreiben. Und als jetzt der Rechtsstatus der Colonia aufgehoben wurde, war das wie einen leeren Kokon plündern zu wollen. Die Herren der Colonia waren schon längst nicht mehr Eigentümer von gar nichts.

Auch viele Jahre später hatte mich das Thema Colonia Dignidad noch im Griff wegen der offenkundigen deutsch-chilenischen Faschismus-Toleranz. Und die ist nicht tolerierbar. Im April 2010 war der jahrzehntelange Chef der Colonia, Paul Schäfer, im Gefängnis in Santiago verstorben. Erst jetzt tat die chilenische Justiz den längst überfälligen Schritt und verurteilte 25 Führungsmitglieder der Colonia zu einem bis fünf Jahren Gefängnis. Wenig genug, was das chilenische Rechtssystem den Folteropfern des Pinochet-Regimes als „Genugtuung“ anbietet, nachdem die Parteien der Concertación 20 Jahre lang die Regierung gestellt hatten und die Parlamentsmehrheiten besaßen! Einigermassen erschütternd war dann allerdings für deutsche Leser die Nachricht, dass der ehemalige Chefarzt der Colonia, Dr. Hartmut Hopp, ab 2011 seinen Wohnsitz in Krefeld nehmen konnte und dort weiterhin als Normalbürger wohnt. Obwohl Hopp mit internationalem Haftbefehl gesucht wurde, sah die deutsche Justiz keine Möglichkeiten, diesen Mann hinter deutsche Gitter zu bringen oder nach Chile auszuliefern!!¹⁴ Unter deutschen und chilenischen Chile-Freunden aus ganz NRW verabredeten wir daher 2013 eine Protestver-

¹⁴ DPA-Meldung vom 23.08.2011: *Colonia-Dignidad-Bewohner Hopp Sekten-Arzt zieht nach Krefeld*. Hopp wird mit einem internationalen Haftbefehl gesucht, weil er Beihilfe zum sexuellen Missbrauch von Minderjährigen innerhalb der Colonia Dignidad geleistet haben soll. Trotz der Fahndung Chiles über Interpol hat die Polizei keine Handhabe gegen den mutmaßlichen Kinderschänder. Deutschland liefert seine Staatsbürger nur in wenigen Ausnahmefällen ins Ausland aus. Auch die Wohnungsgesellschaft sieht keine Möglichkeiten, das Mietverhältnis zu beenden.

(<http://www.spiegel.de/panorama/justiz/0,1518,781959,00.html>)

Im Mai 2019 stellte die Staatsanwaltschaft Krefeld dann das Verfahren gegen Dr. Hopp ein.

sammlung vor dem Wohnsitz des Dr. Hopp in Krefeld, um gegen die Anwesenheit dieses Mannes in Deutschland zu protestieren, aber auch, um in der Öffentlichkeit mit Fingern auf die deutsche Rechtsprechung mit ihrem blinden rechten Auge zu zeigen.¹⁵

*deutsch-chilenische
Demonstration vor Dr.
Hopp's Wohnhaus in
Krefeld, März 2013*

Dramatisch wurde es dann noch einmal 2017.

Unsere Chile-Tour zu Viert im chilenischen Sommer hatte auch den Besuch der Colonia Dignidad im Programm. Außer Miri, Dani und mir war auch Danis Freundin



Jenni mit von dieser Partie. Jetzt gab es keine Schranke mehr und keine Gegensprechanlage. Wir nahmen dieselbe Staubstraße Richtung argentinische Grenze. Kein Draht mehr, der die Lagerinsassen an der Flucht hindern sollte. Wir rollten vielmehr vor ein nettes kleines Hotel, Hotel Baviera. Das Symbol waren die drei Bergspitzen, die ich noch gut von den Honiggläsern in Erinnerung hatte. Wir spazierten durch das weitläufige Hotelgelände, die Obstplantagen, fanden dann einen Vierertisch auf der Café-Terrasse und hatten ganz fix Jürgen an unserer Seite. Denn der Hotelmanager hatte erkannt, dass hier Deutsche angekommen waren und seinen deutschen Kellner geschickt. Ja, selbstverständlich haben wir Strudel und auch Capucino.

*Colonia Dignidad
zivilisiert, 2017*

Ich machte eine dezente Bemerkung über den fehlenden Lagerdraht und die entspannte Atmosphäre und die offenbar ganz neue Colonia Dignidad..... Jürgen nahm die Bestellung auf, brachte alles und blieb am Tisch stehen. Er sprach Deutsch mit uns Gästen.



Einwandfreies Deutsch. Er fing an, seine Geschichte zu erzählen. Er war eines der Kinder gewesen, die unter Paul Schäfer gelitten hatten. Er war seinen Eltern weggenommen

¹⁵ Immerhin übernahmen Bundesregierung und Bundestag im Mai 2019 eine moralische Verantwortung für die noch etwa 240 überlebenden Opfer der Colonia und beschlossen, ein Schmerzensgeld von bis zu 10.000 Euro zu zahlen.

worden. Es wurde nicht ganz klar, ob er auch von Schäfer mißbraucht worden war. Seine Geschichte war wie das Drehbuch zum Film „Colonia Dignidad – Ein deutsches Lager in Chile“. Unglaublich erschütternd! Aber Jürgen stand jetzt vor uns. Er hatte das Martyrium überlebt. Er bot uns einen gemeinsamen Gang durch die Räumlichkeiten der alten Colonia Dignidad an, den großen Saal, in dem sie alle ihrem Prediger Schäfer lauschen mußten und wo dieser seine Strafen gegen Unbotmäßige verhängte.

unser Besuch in der Colonia Dignidad 2017; mit Jürgen, dem das Fotolächeln schwerfällt

Jürgen wollte oder konnte nicht viel zu Dr. Hopp sagen. Er zeigte sich zufrieden, dass er nicht so sehr seiner eigenen Persönlichkeit beraubt worden war; dass er nach der Auflösung der Colonia die neue Freiheit ertragen konnte – anders als einige, die an seiner Seite gelebt hatten und Selbst-



mord begingen. Jürgen schien sich irgendwie mit seinen Lebensumständen arrangiert zu haben. Er war sogar einmal in Deutschland gewesen, zum Besuch seines Onkels bei Hamburg. Aber er war zurückgekommen, zurück nach Colonia. Er arbeitete jetzt an der neuen Wirklichkeit hier draußen mit. Ich selber konnte mich nicht wirklich frei machen von dem alten Geist dieses fürchterlichen Lagers. Ich glaube nicht, dass man die Schatten dort wirklich auflösen kann. Kann man auch in Auschwitz nicht. Irgendwann ging unsere Reise aber weiter nach Süden.

Auch deutsche Politik muß noch einen gewaltigen Beitrag leisten, um sich vom Schatten dieser Colonia zu befreien. Denn bis auf einen deutschen Botschafter während meiner FES-Zeit in Chile hatte die ganze Liste der deutschen Vaterlandsvertreter während der Pinochet-Diktatur anscheinend nie etwas gegen Schäfer unternommen - oder gegen die Colonia (Luedde-Neurath, 1973-76; Strätling 1976-79; Dittmann 1979-83; Holzheimer 1983-86; Kullak-Ublick 1986-88; Knackstedt 1988-89). Im Gegenteil: Generell hatte die Konsularabteilung der Botschaft, ohne hinzuschauen, auch längst verstorbenen deutschen Colonia-Bewohnern die Lebendbescheinigung zur weiteren Auszahlung von deren Rente auf die Konten der Colonia ausgestellt. Auch hatte einer der deutschen Botschafter sich die Malerarbeiten an seiner Residenz durch Colonia Dignidad verrichten lassen. Es hatten über Jahrzehnte ausgezeichnete Beziehungen zwischen der deutschen Botschaft, der Colonia Dignidad, dem Militärregime bestanden.....

Rot-Grüne Einflußnahme auf die Re-Demokratisierung

(Brief-Auszug:)

Ihr wisst ja, dass Umweltpolitik immer mein ganz besonderes Interesse findet. Jetzt haben wir es endlich geschafft, uns zu diesen Themen mit dem Umweltminister und den wenigen qualifizierten NROs zusammzusetzen, die es immerhin trotz Pinochet gibt. Dazu kommt noch ein Bereich, der bisher in Chile überhaupt keine Rolle gespielt hat: regene-

rative Energien.

Zum Energie-Thema hatte ich kürzlich ein längeres Gespräch mit dem Energieminister Jaime Tohá, um ihm ein regeneratives Großprojekt für Iquique oder Antofagasta (im Norden, in der Atacama -Wüste) vorzuschlagen. Ich habe ihm von einem Pilotprojekt der SIEMENS in Andalusien erzählt, wo große Sandflächen von der Sonne erhitzt werden und die aufsteigende Hitze von einem gewaltigen Trichter mit Spitze nach oben aufgefangen wird. Dort in der Spitze sitzt eine Turbine, die von der aufsteigenden heißen Luft angetrieben wird und Strom erzeugt. Da der tagsüber erwärmte Sand auch nachts diese Wärme weiter abstrahlt, kann die Turbine - mit verringerter Leistung - auch nachts Strom erzeugen. Um eine größere oder kleinere Stadt mit der erforderlichen Menge an elektrischer Energie zu versorgen, muss das erforderliche große Areal zur Verfügung stehen und natürlich die nötige Sonneneinstrahlung. Alle diese Faktoren finden sich im Überfluss in der chilenischen Atacama und damit in kurzer Entfernung zu den Hafenstädten Antofagasta oder Iquique. Der Energieminister hörte zwar sehr aufmerksam zu, hatte aber nie von solch einem Projekt gehört und es kam ihm einfach utopisch vor. Sehr schade. Ich bin überzeugt, dass es erheblich besser für Chile wäre, wenn es z.B. ein Modell-Land für alternative Energiegewinnung wäre als ein Modell-Land für neoliberale Wirtschaftspolitik. Das Potenzial ist vorhanden und die technische Expertise auch. Wahrscheinlich hätte es gut ein Weltbank-Projekt werden können oder eines mit KfW-Unterstützung...

Beinahe 30 Jahre später hatte der konservative Unternehmer-Präsident Sebastián Piñera genau diese Chance für Chile erkannt und genau so ein Solarkraftwerk in der Nähe von Antofagasta errichten lassen. Für „Atacama I“ wurde die Inbetriebnahme für Ende 2019 eingeplant. Die Anlage ist dann die größte ihrer Art in Lateinamerika. Eine beeindruckende Visitenkarte für Chiles Entschlossenheit, auf regenerative Energien zu setzen – und im Namen des stärksten politischen Gegners der Linken, unter Sebastián Piñera als Staatspräsident. Ende 2019 wollte Chile den Weltklima-Gipfel ausrichten (und dabei die moribunde „Energiewende“ der Kanzlerin Merkel leichtfüßig in den Schatten stellen und gleichzeitig Energie-Champion in Lateinamerika sein. Die „Klimakanzlerin“ Merkel müsste sich dann mächtig genieren – falls sie dieses Gefühl überhaupt kennt).



Atacama I, größtes Sonnenkraftwerk in Lateinamerika, 2019

Aber Piñera kam eine heftige und dramatische Revolte der chilenischen Jugend und anderer Gesellschaftsteile im Oktober 2019 in die Quere, die ihn zur Absage des Klimagipfels zwang. Spanien übernahm und die GROKO in Berlin sollte bei der Vorbereitung helfen. Diese GROKO! ausgerechnet! Innenpolitisch ging gleichzeitig eine Bombe hoch: Piñera sah sich gezwungen, die noch immer gültige Pinochet-Verfassung zu ändern, zu demokratisieren. Er, ein moderner, liberal-konservativer Pinochetist! Wie peinlich für die chilenische Linke.....

Der Energieminister Tohá hatte sich damals leider beratungsresistent gezeigt. Ihm hatte die Phantasie gefehlt. Aber die Fragen zur Zukunftsfähigkeit Chiles lagen einfach auf dem Tisch. Und ich wollte sie als FES dann eben an anderer Stelle aufgreifen – und hatte mir dafür schon die geeigneten neuen Mitarbeiter gesucht. Insgesamt dreieinhalb junge Männer, die (Zufall?) alle dem liberalen Flügel der Sozialistischen Partei (PS) angehörten, dem PPD (Partido por la Democracia). PPD war uns in der Ebert-Stiftung keineswegs unbekannt. Bei einem seiner Besuche in Bonn hatte Ricardo Lagos uns 1987 von der geplanten PPD-Gründung erzählt. Da Sozialisten und Kommunisten vom Regime verfolgt wurden, für 1989 aber Wahlen angesetzt waren, an denen auch die Linke teilnehmen wollte, wurde PPD als eine Art neuer linker Plattform gegründet und konnte sich so an den Wahlen beteiligen.

Aber, wie das eben so ist, existierte nach Pinochets Abgang die alte Sozialistische Partei wieder – und PPD löste sich nicht auf. Für Ricardo Lagos war die Situation verzwickelt: er versuchte sich als Brücke und stand eine Weile mit einem Bein bei den Sozialisten und mit dem anderen gleichzeitig bei PPD. Für mich war jedenfalls interessant, dass ich bei PPD die jungen politischen Kräfte fand, die etwas mit „nachhaltiger Entwicklung“ anfangen konnten. Sie waren jetzt nicht nur meine Kernmannschaft im FES-Büro, sondern machten (ein bißchen mit FES-Unterstützung) in der Folgezeit auch jeweils eigene politische Karrieren.

Parallel dazu hatte ich schon einen Runden Tisch mit den vier qualifizierten Umweltorganisationen eingerichtet, die sich in Santiago greifen liessen. Eine davon CODEFF. Diese NROs trafen sich jetzt regelmäßig im FES-Büro, erhielten dort ein ordentliches Mittagessen und machten sich an die Arbeit. Das ging eine Zeitlang gut, Probleme und Lösungswege wurden präzisiert. Aber es kam der Punkt, an dem jede NRO an ihr eigenes Profil dachte und weniger an ein Gemeinschaftsvorhaben. Um sie nicht zu verlieren, schloß ich als FES mit jeder einzelnen NRO Projektverträge, etwa um einen Bürgerführer zu Umweltfragen zu erstellen oder um Hintergrundgespräche mit Journalisten zu führen, die ihrerseits für erhöhte Sensibilität in der Gesellschaft sorgen sollten. Aber ich wollte insgesamt mehr. Die neue Demokratie sollte so sozial gerecht und so grün wie möglich werden. Daran sollte die FES-Mannschaft mit allem, was wir anbieten konnten, mitarbeiten.

(Brief-Auszug:)

Für die nicht ganz typischen Schwerpunkte im FES-Programm brauchte ich Mitarbeiter mit guter Qualifikation und politischer Sensibilität. Ich hatte das PPD-Mitglied Eduardo Astorga kennengelernt, ein Anwalt für Umweltfragen. Zudem gehörte er zum Direktorium der Umweltorganisation CODEFF (denen ich da unten in Patagonien ein bißchen aus einem Finanzloch geholfen hatte). Er freute sich auf die Mitarbeit. Er sollte sich um das Projekt kümmern, auf dessen bisherige Vorbereitung ich ziemlich stolz war: ich hatte mit den Fraktionsvorsitzenden von PS und PPD im neuen Parlament in Valparaiso vereinbart, dass wir regelmäßig kurze Arbeitspapiere zu wichtigen Umweltproblemen im Lande für die Fraktion vorlegen, damit sie im Parlament schnell und qualifiziert initiativ werden konnten. CODEFF fand sich bereit, sechsmal im Jahr ein umweltpolitisches Hintergrundpapier zu

produzieren. Wir entwarfen den Ansatz gemeinsam und finanzierten über die FES das Ganze gleichzeitig als neue CODEFF-Zeitschrift und nannten sie „Eco-Tribuna“. Gelegentlich schrieb ich selber Beiträge in Eco-Tribuna (z.B. über Biodiversität und Gentechnik und deren Bedeutung für den chilenischen Modernisierungsprozess).¹⁶ Vor allem aber konnte ich wichtige Parlamentarier in Valparaiso auch von der Idee überzeugen, regelmäßige Anhörungen mit NROs wie CODEFF im Parlament durchzuführen.

Die Zeitschrift wurde zwar auch am Kiosk verkauft, aber unsere (FES-) Hauptzielgruppe blieben die neuen Parlamentarier der regierenden Koalition. Als FES hatten wir unsere befreundeten Parteien darin bestärken können, dass die neue Demokratie auf einem ernstgemeinten Dialog zwischen Parlament / Regierung und Zivilgesellschaft aufbauen müsse. Ein konkretes neues Politikfeld, um Dialog-Erfahrungen zu vertiefen, sollte die Umweltpolitik sein.

Als weiteres PPD-Mitglied war Guido Girardi zur Mitarbeit bereit, von Beruf Arzt und stärker an seiner Politiker-Karriere interessiert als an der NRO-Arbeit. Er übernahm aber die Brückenfunktion zwischen FES, NROs und der sozialistischen Parlamentsfraktion. Ein paar Jahre später wurde er Parlamentspräsident. In meiner Kerntruppe war er zwar nur ein „halber“, aber politisch besonders wichtiger Mann. Das zeigte sich deutlich, als Ricardo Lagos seinen Wahlkampf um die nächste Präsidentschaft startete. Da sorgten sowohl Guido Girardi als auch Eduardo Astorga dafür, dass Eduardo und ich Ricardo Lagos während seiner Präsidentschafts-Kampagne begleiteten. Zumindest abschnittsweise. Wir besprachen mit Lagos wichtige Umweltthemen, Eduardo und ich diskutierten sie weiter vor dem Hintergrund der Region, in der wir unterwegs waren und formulierten die Umweltpassagen für Lagos' Rede am jeweils nächsten Tag. Eduardo polierte den spanischen Text so sauber, dass Lagos ihn praktisch in sein Manuskript übernehmen konnte. Ricardo Lagos gewann diese Wahl 1993 noch nicht, erst die nächste und regierte dann von 2000 bis 2006. Immerhin war bei ihm soviel an Umweltpolitik hängen geblieben, dass er gegen Ende seiner Amtszeit 2005 das Tompkins-Gelände Pumalín in Süd-Chile in seiner ersten Fassung offiziell als Nationalpark einweihte. Da lebte Tompkins auch noch.

Und dann waren da Teo Valenzuela und Giorgio Martelli. Jeder sehr mit Kommunalpolitik und Umweltfragen verbandelt. Als Sympathisant von Willy Brandt und dessen Losung, dass Demokratie von unten wachsen muß, war auch in meinen Augen in erster Linie die kommunale Ebene die, um die es bei Demokratie und Lebensqualität und intakter Natur gehen muß. Als die nächsten Kommunalwahlen anstanden, unterstützte das gesamte FES-Büro unseren Teo, der sich als Bürgermeister in der regionalen Metropole Rancagua bewarb. Ich fuhr selber mehrfach mit Theo durch seine Geburtsstadt und die landwirtschaftlich geprägte Region O'Higgins. Besonders der Weinbau ist hier zu Hause. Aber auch die zweitgrößte Kupfermine Chiles, El Teniente. Und die Abwässer von El Teniente sind das größte Problem für den Weinbau und die dortige Landwirtschaft und für das Trinkwasser der Region. In Begleitung von Teo schaffte ich einerseits den Besuch der Mine, die mich von der Ingenieursleistung dort tief im Berginneren schwer beeindruckte. Denn immerhin handelt es sich hier um die größte Untertage-Mine der Welt (das Pendant zum größten Kupfertagebau der Welt in Chuquibambilla). Man fährt auf 800 Höhe in den Berg ein und steigt im Inneren immer höher bis auf 1.300 m auf. Dabei ist dieses Innere nur noch ein steinernes Skelett, indem von der jeweils unteren Arbeitsebene nach oben hin die Bohrungen und Sprengungen vorgenommen werden, so dass das abgesprengte Gestein

¹⁶ CODEFF hat dann übrigens 1993 von der FAO eine Auszeichnung für den geleisteten Schutz der Biodiversität erhalten - natürlich nicht wegen meines Artikels, sondern für die systematische und vielfach erfolgreiche Arbeit, Umweltschutz in Chile auch durch die entsprechenden Gesetze und Verordnungen und das Monitoring dieser Verordnungen konkret zu machen

automatisch herunterfällt und in gewaltigen Trucks und mit Erzzügen aus dem Berg geschafft wird. Die wenigen Bergleute, die ich ansprechen konnte, wussten allerdings um die Arsen-Gase, die hier beim Abbau frei werden und sie wissen um die arsenhaltigen Abwässer, die aus der Mine 50 Km zu Tal fließen und sie wissen, dass dort unten im Tal die Menschen davon schwer erkranken. Aber sie zucken die Schultern und ihre Augen fragten, wo sonst könnte ich so gut verdienen und meine eigene Familie versorgen?

Wir sprachen danach auch mit Müttervereinigungen, die mehrfach über Fehlgeburten und dasselbe Krankheitsbild bei Kleinkindern klagten wie viele Bauern, die dasselbe bei ihrem Jungvieh beobachteten. Hirn- und Körperschädigung durch Arsen, durch Schwefel-säure und andere Chemikalien aus der Mine, die über regionale Flüsse entsorgt wurden. Mit diesen Themen und einer klaren Haltung, wie er als Bürgermeister dagegen angehen werde, gewann Teo 1992 tatsächlich die Wahl. Bei der Einführung in sein Bürgermeisteramt besaß er noch keinen Anzug. Ich erfuhr das erst als wir schon auf dem Weg zu seiner



Amtseinführung waren, also zu spät, um ihm noch ein solches Geschenk zu besorgen. In Rancagua tauschten wir schnell die Kleider. Teo wußte, dass ihm mein Anzug passen würde, denn wir spielten regelmäßig Fußball und kannten daher unsere Körpermaße. Es wurde eine würdige Feier, bei der „unser“ Teo das Wappen von Rancagua fest im Blick hatte – vor allem, weil der Phönix aus der Asche genau das Symbol des Moments war: aus der Asche von fast 17 Jahren Militärdiktatur entsteht neues Leben....

Stadtwappen von Rancagua:
Phönix aus der Asche läßt neues Leben wachsen

Teo wurde - dank meines Anzugs, denke ich - nicht nur ein ausgezeichnete Bürgermeister seiner Stadt, sondern blieb auch im neuen Amt derselbe bescheidene, engagierte Entscheidungsträger als den ich ihn in unserem Büro so geschätzt hatte.

Auch Giorgio Martelli war mit Kommunalpolitik verheiratet. Aber bei ihm entwickelte sich eine etwas andere Geschichte – genauso spannend. Eines Tages war der Bürgermeister von Santiago, Jaime Ravinet, offiziell bei uns vorstellig geworden, weil er von Deutschland die Städte- und Gemeindebündnisse kannte. So etwas wollte er auch für Chile und er wollte Präsident eines solchen Verbandes werden. Ravinet war ein wichtiger Politiker bei den Christdemokraten. Aber er kam zu uns. Deswegen handelten wir ein paar Dinge aus. Ich sagte ihm zu, dass wir seine Ambitionen auf die Präsidentschaft eines chilenischen Städtebundes unterstützen werden – unter zwei Bedingungen: alle Städte werden Mitglied, nicht nur die mit christdemokratischem Bürgermeister. Und sein Stellvertreter wird „unser“ (linker) Giorgio Martelli. Wir einigten uns überraschend schnell auf diesen politischen Pakt und der hielt dann für viele Jahre.

Die genannten politisch-wissenschaftlichen Mitarbeiter stellten in meinen Augen eine der wichtigsten Investitionen der Friedrich Ebert Stiftung für den Bereich einer nachhaltigen Entwicklungspolitik dar – wichtiger als alle unsere Publikationen zusammen. Und reichten auch über Umweltpolitik im engeren Sinne deutlich hinaus. Das alteingesessene Rückgrat unseres Büros, der Anwalt Raimundo Valenzuela, war klassischer chilenischer Politiker, gut für manchen Staatssekretärsposten und real neuer Vorstand der Regierungszeitung „La Nación“, seit diese die Stimme der demokratischen Regierung war. Wir arbeiteten bestens zusammen und ich nahm seine Hinweise und Analysen immer gerne

an. Aber er brauchte einige Zeit, um die neuen Herausforderungen, vor denen sein Land jetzt stand, in ihrer Tragweite zu akzeptieren. Die jungen PPD-Leute waren nicht ganz nach seinem Geschmack, denn er selbst war eine alte Eiche der Christlichen Linken. Aber meine Vision war nicht die Wiederherstellung der Allende-Republik. Ich wollte ein neues, demokratisches Chile unterstützen. Aber ich (als FES) wollte nicht in die internen Machtkämpfe der PS hineingezogen werden. Daher halfen wir zwar sehr konkret Allendes Tochter Isabel beim Aufbau des Museums für ihren Vater und selbstverständlich bin ich bei der offiziellen Überführung von Allendes Sarg aus Valparaiso nach Santiago mitmarschiert; zusammen mit meinem alten Spezi Heidulf Schmidt, der extra zu diesem Trauermarsch aus Bolivien angereist war. Isabel wurde natürlich sehr gerne als namhafte Politikerin nach Deutschland eingeladen.

Senatorin Isabel Allende, 2019

Aber Isabel war als Person und mit ihrem politischen Flair stark genug, ihren Weg zu gehen. Das zeigte sich dann auch sehr deutlich: 1993 wurde sie PS-Abgeordnete; 2003 Parlamentspräsidentin; 2014 als erste Frau Vorsitzende des Senats und 2015 übernahm sie den Vorsitz in der Sozialistischen Partei PS.



DIE ZIVILGESELLSCHAFT KLOPFT BEI DER POLITIK AN

Als FES war ich einigermaßen zufrieden, dass wir nach Pinochets Abgang einen Dialog zwischen Nichtregierungsorganisationen und dem neuen demokratischen Parlament in Valparaiso zustande gebracht hatten. Zivilgesellschaft spricht mit Politik und vice versa. Auch wenn es nur den einen wichtigen Bereich für ein neues Chile betraf, die Umweltpolitik. Ich hatte verschiedene Gespräche mit den aktuellen Parteichefs beider Linksparteien, mit Ricardo Nuñez (Sozialisten) und Sergio Bitar (PPD), entweder in deren Büros oder in unserem Gärtchen beim Grill - und wurde vor allem bei der PPD von unserem Quasi-Mitarbeiter Guido Girardi unterstützt, der inzwischen innerhalb der PPD-Hierarchie deutlich aufgestiegen war. Aus diesen Gesprächen hatte ich herausgehört, dass ein vorrangiges Interesse an der exportorientierten Wirtschaft bestand und dass „sozialistische Parteien in der Regierung“ von den USA und in Europa nicht als Rückkehr zu Allendes Verstaatlichungen gedeutet werden sollten. Ich fand dennoch Gehör bei diesen beiden Parteiführern mit den Hinweisen auf die hohen ökologischen und sozialen Kosten, die eine sogenannte Modernisierung von Industrie und Landwirtschaft bedeutet und in den Abnehmerländern der chilenischen Exporte genau danach in wachsendem Maße gefragt wird – vor allem von Verbraucherschutzorganisationen. Und die engere internationale Kommunikation zwischen solchen thematischen NROs im globalen Norden und globalen Süden (Chile) ist ein volkswirtschaftlicher Stolperstein, wenn nicht von der neuen Demokratie darauf reagiert wird. Als FES bot ich daher an, für die erforderliche Expertise in wichtigen Umweltfragen zu sorgen (fachlich und finanziell) und schlug vor, nicht nur

Papiere zu produzieren, sondern im Parlament eine Umweltarbeitsgruppe innerhalb der PS-PPD-Fraktion zu bilden. Diese Arbeitsgruppe setzte sich dann regelmäßig mit den wichtigen Umwelt-NROs zusammen, so dass beide Seiten – Zivilgesellschaft und hohe Politik – sich gegenseitig besser verstehen lernten.

Jahre später trat die Zivilgesellschaft dann erheblich radikaler der Politik entgegen, weil wichtige Reformen unter den Concertación-Regierungen noch immer nicht zustande gekommen waren. Das galt insbesondere für die Bildungspolitik, die einer teuren Privatisierung von Schulen und Universitäten keinen Einhalt gebot. Und es galt wieder oder immer noch für die Lage der indigenen Völker im Süden. Diese Entwicklung konnte ich selber zwar mit großem Interesse, aber nur noch aus dem fernen Europa beobachten. Was zu sehen war, war nicht immer erhebend.....

NRO-Netzwerke : lesson learnt beim Rio-Gipfel 1992

(Brief-Auszug, Rio de Janeiro 1992:)

Bei der Zusammenarbeit mit den Nichtregierungsorganisationen, wie CODEFF etc. geht es mir darum, engagierte Partner an der Seite zu haben. Und diese Partner müssen sich selber auch weiterentwickeln. Während der Militärdiktatur riskierten engagierte Leute häufig ihre Existenz oder gar ihr Leben. Gleichzeitig herrschte Mißtrauen als Teil der Überlebensstrategie. Jetzt bitte ich um und erwarte von den Organisationen Kooperation zwischen Gleichgesinnten. Dazu bieten wir als FES relativ viel Unterstützung: angefangen von unseren Räumlichkeiten als Treffpunkte und sogar als Arbeitsräume mit der vorhandenen Technik (Kopierer, Computer, Fahrzeug). Über Auftragsstudien kann ich Honorare zahlen und kann Konferenzteilnahmen ermöglichen, wie jetzt bei der Umweltkonferenz der Vereinten Nationen in Rio de Janeiro (abgekürzt UNCED).

Mir geht es also nicht nur um die Unterstützung der chilenischen NRO bei ihrer konkreten lokalen oder regionalen Arbeit im Lande selbst. Ich versuche auch, soviel wie möglich Bereitschaft zur Zusammenarbeit zwischen prinzipiell gleichdenkenden und dennoch in Konkurrenz stehenden NROs zu fördern. Genau dazu wollte ich jetzt die UNCED nutzen. Ich muss dazu anmerken, dass unser eigenes FES-Netzwerk - auf jeden Fall in Lateinamerika - bestens funktioniert. Ein Anruf bei meinem FES-Kollegen in Rio - Willy Haan - hatte genügt, um für die Zeit der Konferenz eine große Wohnung in Rio anzumieten, in die ich einige Vertreter der chilenischen NROs und natürlich mich selber unterbringen konnte. Rein buchhalterisch steht mir für solche Ausgaben die Position „Fortbildungsmassnahmen für Partnerorganisationen“ zur Verfügung. Wegen der Konferenz selbst und ein bißchen auch, um den Rio-Gipfel mit der allerersten UN-Umwelt-Konferenz vor 20 Jahren in Stockholm zu vergleichen (war ja mein Dissertations-Thema !) war ich jetzt als Partner meiner Partner mit in Rio. Und dann noch ein bisschen in Erinnerung an 1980, an die Rückreise mit den Kindern vom Heimaturlaub in Deutschland nach Lima als wir hier einen Zwischenstop eingelegt hatten, um nicht nur auf dem Zuckerhut zu stehen, sondern z.B. auch die Sommerresidenz der brasilianischen Kaiser, Petropolis, aufzusuchen.

Jetzt - bei der UNCED - war es allerdings eine völlig andere Atmosphäre. Zehntausende von Konferenzteilnehmern hockten in allen möglichen Veranstaltungsräumen, wenn dort kein Platz mehr war, dann in Cafés, am Strand, im Park. Neben all dem Multikulturellen, dem Tropischen, dem Flair der Stadt unterhalb der Armutshügel haben wir zwischen den Chilenen, aber auch mit anderen Latinos sehr viel zur Konferenz und um die Konferenz herum diskutiert. Eine Konferenz der beeindruckenden Zahlen: da sind zunächst die Kosten der Gesamtveranstaltung von etwa 11 Millionen Dollar. Ein Großteil der Kosten

wurde aus brasilianischen öffentlichen und privaten Quellen finanziert. Beiträge in der Größenordnung von 1 Mio \$ kamen außerdem aus GB und NL. Teilnehmer: ca 15.000, darunter 4.000 Journalisten aus 165 Ländern und insgesamt etwa 6.000 Institutionen. Aber bei vielen, auf die wir trafen, kam auch die Sinnfrage auf: Wären für diese Gelder einige Modellprojekte in jedem Kontinent die wirkungsvollere Alternative gewesen? Würden die Teilnehmer anschließend in ihren Ländern Multiplikatoren für das Motto des Gipfels sein: Entwicklung nur mit Umweltschutz? Wir hatten uns aufgeteilt, um von möglichst vielen Veranstaltungen einen live Eindruck zu erhalten. Mich selbst hatten die Themenübergreifenden Dialoge im sogenannten RIOCENTRO besonders interessiert. Daran nahmen etwa 100 Persönlichkeiten aus aller Welt teil. Da waren bekannte Namen darunter, wie: Gro H. Brundtland (Regierungschefin Norwegen), Martin Holdgate (Generaldirektor von IUCN), Stephan Schmidheiny (Präsident des Business Council for Sustainable Development) und noch ein paar mehr. Sie trugen zu 20 zuvor festgelegten Bereichen ihre Sicht der Dinge vor, um herauszuarbeiten, wo es zwischen Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, internationalen NROs Übereinstimmungen und wo Unterschiede bei den zentralen Themen des Rio-Gipfels gab. Andere aus unserer Gruppe waren an anderen, für sie unmittelbar wichtigen Foren interessiert, für die sie zum FLAMENGO PARK marschieren mussten. Darunter auch ein Forum zum Thema „Indigene Völker“. In einer globalen Indianer-Konferenz unmittelbar vor Eröffnung von UNCED hatten die wichtigsten internationalen Indianerverbände ihre Positionen zum Erhalt ihrer Lebensräume und ihrer kulturellen Identität bekannt gemacht und das sorgte für Diskussionsstoff während der gesamten Konferenz. Im Wesentlichen waren es die Inhalte von „Buen Vivir“.

Nicht zu übersehen war, dass die Distanz zwischen Staat und Unternehmern auf der einen Seite und den Bürgerorganisationen (NROs) auf der anderen Seite als Konzept der Konferenz angelegt war. RIOCENTRO war der Ort der politisch maßgeblichen Diskussions-Foren. Hier sollten die politischen Entscheidungen getroffen oder vorbereitet werden, und zwar möglichst ohne störende Eingriffe anderer gesellschaftlicher Akteure. Im innersten Entscheidungskreis waren die Staatschefs praktisch nur noch unter sich. Selbst ihre Delegationen aus teilweise mehr als 130 oder 140 Personen blieben im wörtlichen Sinne außen vor. Im FLAMENGO PARK waren dagegen mehrere hundert NROs mit ihren einzelnen Informationsständen zusammengebracht worden. In über 20 Zelten kam es zu teilweise sehr angeregten Diskussionen mit Tausenden von Besuchern.

Unabhängig von den vielen Einzelereignissen liessen sich daher ein paar generelle Erkenntnisse sehr schnell festhalten. Da sind z.B. die nationalen Umweltberichte für diese UNCED-Konferenz. Sie waren vor der Konferenz in den einzelnen Ländern teilweise in öffentlichen Veranstaltungen diskutiert worden. In anderen Fällen erstellten die NROs eines Landes einen alternativen Bericht für UNCED, der sich zwangsläufig nicht immer mit den Aussagen und Bewertungen der staatlichen Stellen deckte. Aus diesen nicht kongruenten Materialien allein hätte eine hervorragende handlungsorientierte Agenda für UNCED vorbereitet werden können. Das gemeinsame Abarbeiten der unterschiedlichen Informationen, Bewertungen, Projektionen zwischen NROs und Regierungen hätte - auf die UNCED-Kernfrage konzentriert - ein ganz anderes Ergebnis garantiert als die bewusste Trennung der Veranstaltungsräume für staatliche Akteure hier und für Zivilgesellschaften ein paar Kilometer weiter weg.

Die Tatsache, dass in einer ganzen Reihe staatlicher Delegationen einzelne NRO-Vertreter aufgenommen worden waren, sah zwar fortschrittlich aus, auf uns wirkte es allerdings eher wie ein politisches Feigenblatt. Man konnte auch härter formulieren: es ließ sich verstehen als Spaltungsversuch der NRO-Szene mittels privilegierter Anwesenheit ausgewählter NROs bei den Regierungsvertretern.

Unsere zuvor in Chile gemachten Erfahrungen entsprachen auf verblüffende Weise dem,

was wir hier in Rio an Veranstaltungs-Strategie erkannten. Denn wenige Wochen vor der UNCED-Konferenz war eines Abends vom Regierungspalast La Moneda die Einladung an etwa ein halbes Dutzend NROs für ein Arbeitsfrühstück am nächsten Morgen ergangen. Die Regierung wollte gerne von den NROs ihren soeben fertiggestellten Entwurf des ersten nationalen Umweltgesetzes kommentiert haben. Aber nicht nur die Kürze der Zeit war frappierend, sondern auch der Umstand, dass zu keinem Zeitpunkt die Regierung bereit gewesen war, besagten Gesetzestext vorab an die NROs zu verteilen. Der Text wurde als geheim klassifiziert! Das kann nicht wirklich als beispielhaft für einen modernen Dialog zwischen Staat und ziviler Gesellschaft angesehen werden. Auch mit Blick auf die chilenische Umweltpolitik fassten wir Teilnehmer und Beobachter aus Chile in einer eigenen Auswertungsrunde später unsere Kritik am Rio-Gipfel dann etwa so zusammen: Schaut man genauer hin, ist eine klare Strategie des Ausklammerns wichtiger Fragen aus dem Themenkatalog der UNCED erkennbar:

- Zunächst die Armut-Frage. Mit ihrer Ausklammerung bleibt automatisch auch die Überfluss-Frage außen vor. Damit wird von vornherein kein Lösungswille beim Norden erkennbar. Denn ohne Lösungswillen bei diesem Problempaar unterbleibt auch die Diskussion um die Veränderung der Entwicklungsphilosophie.
- Vor allem gehört die Gleichsetzung von Entwicklung mit Wachstum abgeschafft !
- Ein weiteres fundamentales Beispiel für nicht vorhandenen Lösungswillen haben vor allem USA, aber auch GB, Japan, Frankreich allein dadurch demonstriert, dass sie die Konvention zum Schutz der Artenvielfalt nicht unterzeichnen wollen.
- Als Reaktion zeigt der Süden keine Bereitschaft, die Klimaschutz-Konvention mitzutragen, die m.E. wegen der darin versteckten wachsenden Energiebedarfe der nächsten Jahrzehnte immer relevanter für die weltweite Entwicklung wird.
- Nicht ernsthaft behandelt wurden die ökologischen Degradierungen, die sich seit der ersten Umweltkonferenz der UN in Stockholm 1972 feststellen lassen:
 - *der Waldbestand hat sich um 200 Billionen ha verringert*
 - *die Wüstenbildung hat um 120 Mio ha zugenommen*
 - *an fruchtbarer Erde gingen 480 Mio t verloren (ungefähr das Agrarland von Indien)*
 - *Tausende von Tier- und Pflanzenarten sind seither verschwunden*

Die Erfahrungsberichte aus vielen anderen Ländern hatten es unterstrichen: umweltverträgliche Investitionspolitik wird es nur mit Regulierungen und deren Umsetzungskontrolle geben, nicht durch Freiwilligkeit der Unternehmer. Dazu ist eine klar formulierte und dynamisch geführte Umweltgesetzgebung absolut erforderlich. Sicher ist allerdings auch, dass durch eindeutige Gesetzeregelungen und Verordnungen allein noch nicht das Umweltverhalten der Bürger, der Unternehmer, des Staatsapparates verändert wird. Denn es ist Realität, dass in einer ganzen Reihe von Fällen entweder von einer übergestülpten Gesetzgebung gesprochen werden muss, die an legaler Perfektion interessiert ist und nicht an der Unterstützung gesellschaftspolitischer Ziele. In Lateinamerika bietet dafür Kolumbien ein gutes Beispiel: nach der ersten UN-Umweltkonferenz 1972 in Stockholm hatte Kolumbien die gesetzlichen Anregungen aus den Empfehlungen und dem Aktionsplan der Konferenz einfach kopiert, verfasste so das kompletteste Umweltgesetz, das Lateinamerika bis dahin kannte - und ließ dieses perfekte Gesetz in der Schublade verschwinden. Das genau wollen wir in Chile verhindern ...

Denn in Chile wird Lobbyismus groß geschrieben. Im Rahmen der neoliberalen Wirtschaftspolitik haben die privaten Wirtschaftsinteressen ausserordentlich viele Einflussmöglichkeiten. Diese werden auch zur Gestaltung der Umweltgesetzgebung in möglichst

konfliktfreier Abstimmung zwischen Regierung / Parlament und Unternehmertum genutzt. Um noch etwas mehr Dynamik in die innerchilenische Diskussion zu bringen, habe ich meine Beobachtungen und Bewertungen zum Rio-Gipfel für interessierte Chilenen, die nicht selber nach Rio reisen konnten, in einem Büchlein mit dem Titel "*Rio, mittel-mäßiges Spektakel?*" (*Conferencia de Río ? Espectáculo, apenas mediano?*) festgehalten und in Chile drucken lassen.

Die öffentliche Präsentation des Buches hat dabei einer der starken Männer der Regierung übernommen, der Kommunikationsminister Enrique Correa von den Sozialisten. Darüber war ich dann doch ein bisschen überrascht, auch wenn wir uns bestens seit seinen Oppositionstagen kennen. Diese Geste des Ministers Correa war für das Thema weitaus wichtiger als das Büchlein selber. Denn wir konnten zwar von einem im Werden begriffenen Umweltbewußtsein bei den politischen Entscheidungsträgern reden. Aber die Fachleute zeigten der Politik und der von ihrer Globalisierung faszinierten Wirtschaft noch sehr eindrücklich und permanent gelbrote Karten.

Lesson learnt in Rio vorgestellt in Chile, 1992

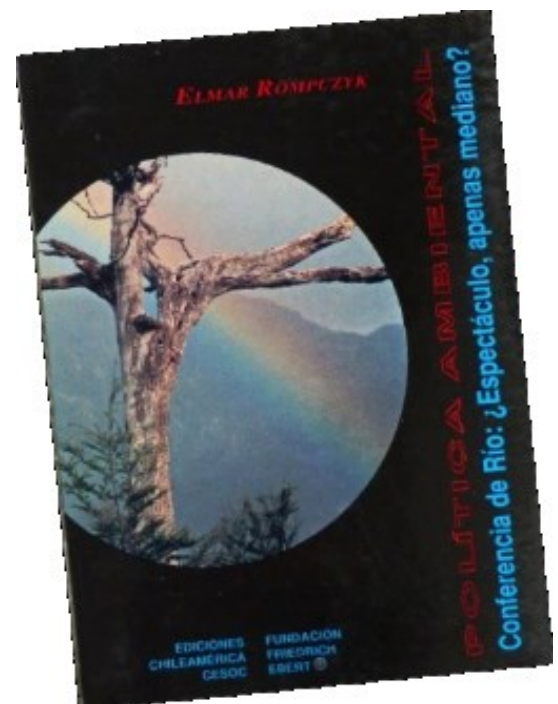
Einige der neuen Politiker, wie Correa, schienen die Warnungen von wissenschaftlicher Seite nach Rio-92 nicht mehr zu überhören. Nur, niemand stellte die foulenden Akteure vom Platz. Im Gegenteil: das Spiel wurde immer mehr auf die Schaffung von immer mehr Geldvermögen reduziert und dafür von den Profiteuren und Lobbyisten alles in Kauf genommen.

Studenten und Mapuche einig gegen Rechts

Von März 2010 bis Dezember 2013 saß wieder ein ausgebuffter Pinochetist auf dem Präsidentenstuhl, der Großunternehmer Miguel Juan Sebastián Piñera Echenique, Sproß einer sehr alten und über Generationen einflußreichen Familie. Er selber mit einem Harvard-Studium und einer Professur an der Universität von Chile in Wirtschaftswissenschaften. M.a.W., kein tumber Pinochet-Nachfolger und daher als intelligenter Konservativer erheblich problematischer für ein zukunftsfähiges Chile. So sahen das auch die Studenten und die Mapuche. Sie marschierten 2013 gemeinsam gegen Piñeras Politik und stellten damit gleichzeitig ihre Forderungen an die als Nachfolger gewählte sozialdemokratische Präsidentin Michelle Bachelet, die dann 2014 ihr Amt erneut antrat.

Diesmal ging es nicht mehr um *Ecotribuna* oder vorsichtiges Türöffnen für erste Reformschritte. Denn schon Ende 2013 hatten sich die Studenten so gut organisiert, dass vier ihrer Sprecher als Abgeordnete ins Parlament gewählt wurden. Dabei war das Gesicht dieser neuen politischen Generation die Studentin Camila Vallejo, die zu meiner FES-Zeit gerade erst geboren war.

Camila stammt aus einem kommunistischen Elternhaus und zog jetzt für die Kommunistische Partei ins Parlament ein. Camila präsentierte sich als Sprecherin einer Jugend, die eigentlich noch vor Allende wieder ansetzen wollte, am liebsten beim cubanischen Sozialismus. Das war nicht hilfreich für Michelle Bachelet und lieferte Piñera Argumente



für seine Wiederwahl im November 2017. Und dann treibt diese zweite Amtszeit von Piñera Ende 2019 auf einen gesamtgesellschaftlichen Protest zu, wie ihn das Land seit 1973 nicht mehr erlebt hat:

*Camila Vallejo als
Studentenführerin ins Parlament,
2013*

2013:
*Studenten zusammen mit
Mapuches auf der Straße*

Tausende werden verhaftet,
Hunderte verwundet, 20 Tote.
Die Gewalt war eindeutig von
Polizei und Militärs ausgegan-



gen – aber Piñera reagierte nach 1 Woche mit Kabinettsumbildung, mit Reformen, die hinter den Protesten als Forderungen gestanden hatten, mit einer öffentlichen Entschuldigung an das chilenische Volk (hallo, Herr Erdogan, Herr Bolsonaro, Herr Trump!!).



Aber,
es
reicht
nicht !

Oktober 2019:

zuerst hatte Chile noch
gegen Piñeras radikalen
angesungen;
dann

flutet ein aufgewühlter
Menschenstrom durch
Santiago,
doppelt so breit wie der
Rio Mapocho
und droht Piñera
wegzuspülen :



Sebastián Piñera muß auf Druck des Volkes das zusagen, was keine der Konzertationsparteien oder gar die linken Präsidenten vermocht oder versucht hatten: die **Demokratisierung der Pinochet-Verfassung mittels Verfassungsgebende Versammlung und Plebiszit.**¹⁷

Was diese Jahre zwischen 2006 und 2020 in Chile allerdings zeigen, ist nur das Abbild eines Lateinamerika, das mehr denn je auf der Suche nach seiner Identität ist. In Chile selbst wird eine sogenannte Sozialistin (Bachelet) zweimal zur Präsidentin gewählt, aber auch zweimal das extreme kapitalistische Gegenteil (Piñera). In Brasilien beseitigt das faschistoide Großkapital die linken Präsidenten Lula und Rousseff und ersetzt sie durch Temer und vor allem durch Bolsonaro.¹⁸...Dazu katastrophale Schlingerkurse in Argentinien mit dem totalen Scheitern des extremen Neoliberalismus unter Präsident Macri; massive Proteste der Indigenen in Ecuador; Aufstand der Gesellschaft in Venezuela, wo ein extrem unfähiger Präsident Maduro sein gut ausgestattetes Land voll gegen die Wand fährt – obwohl gerade Venezuela über die letzten Jahrzehnte alle Möglichkeiten besaß (Öl, Eisenerz), einen effizienten Staat aufzubauen mit einer sozialen und demokratischen Gesellschaftsordnung

Die Themen, an denen ich selber noch in Chile arbeiten konnte (Umweltpolitik, Zivilgesellschaft, Kommunalpolitik), sind in den Hintergrund gedrängt worden. Auch von Präsidentin Bachelet, obwohl sie sogar die Unterstützung der Kommunistischen Partei hatte. Aber sie präsentierte schludrig vorbereitete Reformen im Bildungsbereich, im Waldschutz, bei der Trinkwassersicherung im Norden (weil die ausländischen Gold- und Kupferminen den Vorzug vor der regionalen Landwirtschaft behielten, etc.). Für Piñera war es dadurch leicht, die Reformen der Vorgängerin wieder außer Kraft zu setzen,

¹⁷ Die Tageszeitung La Tercera am 10. Nov. 2019: *“el ministro del Interior, **Gonzalo Blumel**, señaló que el gobierno, tras más de 20 días de movilizaciones populares, tomó la decisión de avanzar “hacia una nueva Constitución”. El secretario de Estado precisó que la idea del Ejecutivo es realizarlo mediante un Congreso Constituyente, “que cuente con una amplia participación de la ciudadanía”.* Ab April 2020 soll die Verfassungsgebende Versammlung arbeiten.

¹⁸ Die politische Vergewaltigung Brasiliens durch Bolsonaro wird auch nicht dadurch entschärft, dass ex-Präsident Lula nach zwei (statt neun) Jahren am 9. November 2019 vorübergehend aus der Haft entlassen wurde

ähnlich wie zwischen Obama und Trump – oder Trump und Biden. Diesmal sind zwar auch die USA maßgeblich an den Verwerfungen in Lateinamerika beteiligt (vor allem durch einen psychisch gestörten Präsidenten Trump). Aber noch stärkeren, vor allem langfristigen Einfluß haben die staatlich gesteuerten Unternehmen Chinas, die nicht nur massiv in die Rohstoffsektoren eindringen, sondern – wie auch in Europa – in praktisch alle relevanten Gesellschaftsbereiche. Und die konservativen Eliten (Bolsonaro, Piñera) setzen, dem Zeitgeist entsprechend, nur auf die kurzfristigen Profite, die ihnen China für einen intensiveren Pazifik-Handel anbietet. Über viele Generationen schaute man in den amerikanischen Norden (USA) als Teil von Amerika. Jetzt schaut man immer intensiver nach Westen (China) als gemeinsame Anrainer des Binnenmeers Pazifik. Allerdings unterscheidet sich Piñera (trotz aller berechtigter Proteste) deutlich von einem Bolsonaro oder gar einem Maduro, so wie sich eine CDU-Vorsitzende Merkel von einer SPD unterscheidet: wichtige Themen der anderen Seite werden übernommen, ohne sie lösen zu wollen. Aber es reicht, um der anderen Seite damit den Wind aus den Segeln zu nehmen. Genau das versucht Piñera in seiner zweiten Amtszeit (2018-2022) und hatte schon vor den großen Demonstrationen entsprechend eine Rentenreform, eine Steuerreform und sogar die Kompetenzbeschneidung von Polizei und Militärs als Teil seiner Agenda erklärt, weil selbst für Konservative die Selbstherrlichkeit und die Korruption unter den Uniformierten überhand nahm. Konsequenz: Teile der demokratischen Linken (PPD) stimmten diesem Piñera mehr zu als der linken Bachelet....Nur reicht das der jüngeren Generation nicht mehr, wie die massiven Proteste im Oktober/November 2019 der Weltöffentlichkeit gezeigt hatten

ROHSTOFFE SICHERN DIE ZUKUNFT - aber: WER SICHERT SIE ?

Da die neue demokratische Regierungskoalition sich auch nach Pinochet ziemlich eng an die liberale Wirtschaftspolitik der Militärregierung hielt, blieb mir bei unseren begrenzten Möglichkeiten nur die enge Zusammenarbeit mit denen, die sich überhaupt ernsthaft um das Thema „Rohstoffe“ kümmerten und denen, die unter der Überausbeutung besonders stark litten. Die Grundsatzfragen stellten die umweltpolitischen NROs. Die Leidtragenden waren die Minenarbeiter und ländlichen Bewohner im hohen Norden und die Araukariensmenschen, die Pehuenche im Süden. In Ecuador wurde später die Rohstoff-Sicherung als Lebensgrundlage indigener Völker unter das Signum „Buen Vivir“ gestellt und in die Verfassung aufgenommen. Die politische Bedeutung reichte dabei deutlich über die reine Regenwald-Sicherung hinaus. Denn eine menschliche Gemeinschaft muß mit sich und der Natur in Harmonie leben und sich nicht wegen kurzfristiger Profitinteressen gegen die Natur aufstellen (Überausbeutung, Zerstörung).¹⁹

Als wir 1990 von unserer Familientour in den Süden / Patagonien wieder zurück waren in Santiago, nahm dort die Diskussion um die Rolle, um den Nutzen oder den Schaden, eines ganz wichtigen Kümmerers von „sinnvollem Leben“ in Chile Fahrt auf: Douglas Tompkins. Er war erfolgreicher US-Unternehmer mit tief reichendem Umweltbewußtsein

¹⁹ 2008 war Alberto Acosta Energieminister und Präsident der Verfassungsgebenden Versammlung in Ecuador und hat in dieser Eigenschaft das „Buen Vivir“ als Verfassungsrecht durchgesetzt. Mit Acosta hatten mich zuvor einige sehr produktive Jahre der Zusammenarbeit verbunden als er wissenschaftlicher Mitarbeiter der FES in Quito war und ich Umweltauftragter der FES und wir in diesen Funktionen die Zusammenarbeit zwischen FES und indigenen Organisationen in Ecuador unterstützten

und großer Bereitschaft, sich in Chile zu engagieren. Die Diskussion um Tompkins hat letztlich auch unseren FES-Maßnahmen zu mehr Aufmerksamkeit in den Medien und vor allem in unserem politischen Umfeld im Parlament und der Regierung verholfen. Mir war leider ein persönliches Treffen mit Tompkins nie vergönnt. Dabei hätten wir uns bestimmt gut verstanden, schließlich waren wir derselbe Jahrgang.

CHILES ROHSTOFFSCHÄTZE im Atacama-Dreieck

Wählt man zwischendurch einen größeren Maßstab als „nur“ die Umgebung von San Pedro, dann lädt das sog. Atacama-Dreieck herzlich ein. Jenseits von San Pedro bilden drei sehr markante Elemente dieses Dreieck: zum einen Salpeter. Dazu Kupfer. Schließlich Lithium.

Salpeter : für Krieg und Frieden

Chiles wichtigster Rohstoffexport bis in die 1950er Jahre war Salpeter.

Wegen der Salpeterminen in der Atacama hatte es einen Krieg Chiles gegen Bolivien und Peru gegeben, oder genauer: Großbritannien hatte Chile erfolgreich zum Krieg gegen seine beiden Nachbarn animiert und unterstützt, um so das eigene wirtschaftliche Interesse am Salpeterhandel abzusichern. Die englisch-chilenischen Minen arbeiteten nach dem Ende dieses „Pazifikkrieges“ (1883) äußerst profitabel. Salpeter wurde gleichermaßen in Düngemittel- und in Munitionsfabriken gebraucht. Peru mußte letztlich seine Süd-Provinz Tarapacá mit dem Hafen Iquique an Chile abtreten. Später wurde die Grenze bei Arica festgelegt. Bolivien verlor seine einzige Hafenstadt Antofagasta an Chile. Chile half später, wenigstens eine Eisenbahnlinie von La Paz nach Arica zu bauen, so dass Bolivien bis heute eine sehr dünne Lebensader für seine Exportwirtschaft besitzt. Bolivien hat seinen Hafen nie vergessen. Jeder bolivianische Staatspräsident schwört bei der Amtsübernahme, dass Bolivien sich den Zugang zum Meer zurückholt. Bis dahin trainiert die bolivianische Marine auf dem Titicaca-See.

Der Pazifikkrieg hatte anfangs gar nicht gut für die ziemlich angestaubte chilenische Marine ausgeschaut. Letztendlich nach 4 Jahren Krieg übernahm Chile nicht nur die gesamte Salpeterregion, sondern wurde auch zur unumstrittenen Seemacht auf der südamerikanischen Pazifikseite. Denn die kämpfenden Truppen mußten von See her versorgt werden, weil es noch keine Versorgungslinien durch die Atacama gab. Das zwang zu effizienter Marine-Logistik.

Chilenen und Engländer hatten das schnell begriffen und handelten danach... ..

Die Spuren und die Folgen des Dreiländerkrieges um die Atacama waren für uns unübersehbar.

*unvergängliche Spuren der einst
blühenden Salpeterindustrie in der
Atacama: toter Bahnhof*





*und andere, unvergängliche
Spuren des Salpeterkrieges in
der Atacama*

Tote Bahnstationen, versandete Friedhöfe waren die Spur zum nachfolgenden strategischen Rohstoff, Kupfer. Und das Verbindungselement wurde der Diktator Pinochet.

Kupfer : für Neoliberalismus und Diktatur

In den 1950er Jahren ging es mit der Salpeterförderung in der Atacama zu Ende. Denn dann hatte die deutsche BASF die Ammoniak-Produktion im industriellen Maßstab soweit entwickelt, dass die chemischen Industrien weltweit auf den natürlichen Salpeter verzichteten. Insbesondere die boomende Düngemittelindustrie setzte jetzt auf Ammoniak.

An die Stelle von Salpeter trat Kupfer. Chile betreibt seither die größte offene Kupfermine der Welt, Chuquicamata. Kupfer nahm dieselbe Rolle als strategischer Rohstoff ein, wie zuvor Salpeter. Nur diesmal für die boomende Elektro- und Elektronikindustrie. Und Chile gehört zu den kupferreichen Regionen dieser Erde. Als wir im Lande lebten und reisten war die Kupferproduktion wirtschaftliche Nabelschnur Chiles. Noch immer stammten fast 60% der Exporteinnahmen des Landes aus dem Kupfersektor.

Chuquicamata, größter Kupfer-Tagebau

– gut für einen Staatsstreich und eine Umweltkatastrophe

Präsident Allende wurde formal vom chilenischen Oberbefehlshaber General Pinochet gestürzt und verstarb dabei. Wie einst englische Unternehmen den Pazifikkrieg veranlasst hatten, so beförderten zu Anfang der 1970er Jahre US-amerikanischen Kupferkonzerne mit ihren Minen in Chile den Staatsstreich gegen Allende. Ihre Lobbyarbeit bei der US-Regierung und im US-Congress waren so durchschlagend erfolgreich, dass Pinochet nach dem Putsch 16 ½ Jahre regieren durfte und das Modell einer freien Marktwirtschaft im Interesse globaler Konzerne erfolgreich ausprobiert werden konnte. Das ist alles umfassend beschrieben worden, auch von mir selbst.²⁰

Aber ausser „freier Marktwirtschaft“ wurde Chile unter Pinochet auch zum Modell für eine Militärkaste, die sich mittels strategischer Rohstoffe (Kupfer) ein eigenes Parallel-Budget neben dem Staatshaushalt sichert (10% der Kupfererlöse). Und Pinochet-Chile wurde zum

²⁰ mit der Innensicht als Vertreter der Friedrich Ebert Stiftung in Chile hatte ich u.a. 1994 das Buch veröffentlicht „Chile – Modell auf Ton“, in dem die Wirkungen der Pinochet-Diktatur auf Wirtschafts, Gesellschaft und Umwelt nachgezeichnet sind

Modell für eine gnadenlose Umweltzerstörung, u.a. im Kupferbergbau.²¹

(Brief-Auszug:)

Wir planten unsere Anfahrt so, dass wir morgens Punkt 9.00 vor den Toren von Chuquicamata stehen wollten, um an einer Führung durch das riesige Areal dieser Kupfermine teilzunehmen.

In der Nacht vorher hatten wir in der nahe gelegenen Stadt Calama das Auto in einen bewachten und abgesperrten Parkplatz eingestellt und mit dem Wächter vereinbart, den Wagen am nächsten Morgen um 8.00 abzuholen. Der Wächter war nicht um 8.00 und nicht um 8.30 zur Stelle. Das Tor blieb verschlossen. Wir brauchten etwa eine halbe Stunde bis zur Mine. Im richtigen Augenblick kam ein Taxi vorbei. Wir baten um beschleunigte Fahrweise durch die Stadt und über die lange Strasse hinauf nach Chuquicamata.

Genau um 9.00 standen wir dort, wo die Führung losgehen sollte. Wäre auch noch schöner gewesen, wenn uns ein verschlafener Parkwächter die ganze Tour vermässelt hätte. Der Trichter von Chuqui ist heute rd 800 m tief und man kalkuliert, ihn innerhalb der kommenden 30 Jahre auf etwa 1.300 m weiter auszugraben. Dazu tragen die Sprengungen täglich um 17.00 Uhr bei, bei denen Tausende von Tonnen Gestein losgebrochen und weggebaggert und asin märchenhaft großen Lkws abtransportiert werden.

Allein die Reifen dieser Fahrzeuge haben einen Durchmesser von mehr als 3 m. Der neueste Truck transportiert etwa 500 Tonnen pro Fuhr. Alles ungeheuer gigantisch. Überall nur Superlative.



*Chuquicamata-Dimensionen
als Pkw-Fahrer lernt man Bescheidenheit*

Die 8.000 Arbeiter von Chuqui sind die Arbeiter-Aristokratie Chiles, die mit den besten Löhnen, mit den besten Krankenhäusern, mit den besten Schulen für die Kinder. Aber auch

²¹ 2019 ist klar: Chuquicamata wird bald aufhören, die größte offene Kupfermine zu sein. Ab der 2019 erreichten Tiefe von 1.100 m soll sie als unterirdisches Bergwerk weitergeführt werden. In Verbindung damit schieben kanadische, australische und vor allem chinesische Bergbauunternehmen – und zwar die führenden am Weltmarkt – einen ungeheuren Investitions-Tsunami in Chiles Norden an

mit der kürzesten Verweildauer an ihrem Arbeitsplatz, weil das Gestein z.B. sehr Arsenhaltig ist und somit die Lebenserwartung der Arbeiter drastisch verkürzt.

Als wir später unser Auto wieder abholten, hatte ich eigentlich ordentlichen Ärger machen wollen.

Aber der Parkwächter war aus gesundheitlichen Gründen am Morgen nicht erschienen und nach einem langen Gespräch mit ihm sahen wir sehr deutlich die ganz andere Seite von Chuquicamata. Wir sahen mindestens drei große Problemfelder:

- (a) ungeklärte Abwässer der Industriestadt Calama (Kupfer, Arsen, andere Schwermetalle) landen im Grundwasser, im Rio Loa und letztlich im Meer;
- (b) Filtration von insgesamt 56 Schlammauffangbecken dieser Bergbauregion ins Grundwasser, wobei auch hier der hohe Anteil an Schwermetallen und Arsenrückständen besonders problematisch ist;
- (c) Übernutzung der knappen Trinkwasserbestände der Wüstenregion durch den intensiven Bergbau. Unser Parkwächter war einmal Vorarbeiter in Chuqui gewesen. Jetzt litt er unter Arsenvergiftung, war nicht mehr arbeitsfähig, hatte eine Abfindung erhalten, hatte sich davon ein Taxi gekauft (mit dem inzwischen sein Sohn ein bisschen Geld verdiente) und war nur noch für den ruhigen job des Parkwächters einsatzfähig. Davon weiß natürlich niemand etwas in der größten europäischen Kupferhütte, der Hamburger Affinerie, in die sehr viel chilenisches Kupfer exportiert wird.

Wir nahmen uns für den Rückweg vor, den Giftfluß Río Loa genauer anzuschauen. Taten das auch und sahen zunächst nur einen kilometerlangen schneeweißen Sandstrand, der verführerisch in der Sonne glänzt. Aber kein einziger Mensch ließ sich blicken. Alle Einheimischen wissen, dass der blütenweiße Sand hochgiftig ist. Er wird von den Abwässern der Kupferminen gebleicht, ist nur die Fata Morgana eines Bilderbuchstrandes.



Rio Loa kreuzt die Atacama und vergiftet das Meer

Der Rio Loa ist attraktiv, weil er das ganze Jahr über Wasser aus den Schneefeldern der Anden durch die Atacama zum Pazifik führt. Aber: „**El río Loa es el más contaminado de Chile**“ („Loa am stärksten vergiftet von allen“), so die Zusammenfassung einer chilenischen Studie über

die Wasserqualität der Flüsse in der chilenischen Zeitung Uchile – 2018, fast 30 Jahre nachdem die diversen demokratisch gewählten Regierungen wieder die Politik gestalten konnten.²²

²² Diario Uchile, 29.1.2018: *El río Loa es el más contaminado de Chile. Un estudio científico*

Salpeter - Kupfer – Pinochet. Eine sehr unheilige Verbindung. Und in unseren Chile-Jahren dachten wir, sie könnte unter den neuen demokratischen Bedingungen sogar beendet sein. Später mußten wir lernen, dass die Reihe der strategischen Rohstoffe und die Denkmuster der „freien Marktwirtschaft“ sich mit neuen Namen erweitert hatten: Lithium und chinesische Unternehmen.

Doch zunächst waren wir als Reisende noch auf den alten Spuren von Salpeter-Kupfer-Pinochet unterwegs, unterwegs zu den Salpeterminen / Salpeterruinen, die Pinochet dann als **Konzentrationslager** mißbraucht hatte. Dieser Mißbrauch hat einen Namen: **Chacabuco**.

Chacabuco liegt nicht am Meer, nur relativ nah an der Hafenstadt Antofagasta und doch mitten in der Wüste. BASF hatte mit seiner Ammoniak-Produktion auch dieser damals sehr modernen Salpetermine Chacabuco den Garaus gemacht. Deswegen wurde Chacabuco Ende der 1930er Jahre als moderne Salpeter-Mine schon wieder geschlossen. Auch die meisten anderen Minen in der Atacama arbeiteten höchstens bis in die 50er Jahre hinein. Überall verfielen entsprechend die Anlagen und Gebäude – wegen des Wüstenklimas allerdings ziemlich langsam, wie wir inzwischen mehrfach gesehen hatten.

Unter Präsident Allende waren ab 1971 erste Teile des ganzen Komplexes wieder restauriert worden.

Dann unter General Pinochet verwandelte sich Chacabuco für etwa 1,5 Jahre in ein Konzentrationslager für Andersdenkende,

insbesondere aus der gesellschaftlichen Oberschicht: Ärzte, Anwälte, Lehrer, Künstler

Als wir in Chacabuco einrollten, fuhren wir beinahe Roberto über die Füße. Roberto stellte sich als Empfangskomitee vor oder als freundlicher Herr im Hause.

*Roberto,
selbsternannter
Wächter von
Chacabuco*

Roberto hatte eines der nicht ganz so mitgenommenen Holzhäuschen besetzt.

Er lebt hier und zeigt uns sofort und



examinó más de una veintena de cursos fluviales y alertó sobre la existencia de microbasurales casi en todos.

gerne, wie. Dann bot er einen gemeinsamen Gang durch das Gelände an und faßte dabei die Geschichte des Ortes noch einmal zusammen: die englischen Erbauer der Mine und Eigentümer hatten gewissermaßen brandneue Gebäude zurückgelassen. Zu erkennen war der Opernsaal, die Villen, die Tennisplätze.



Chacabuco: einst modernste englische Salpeter-Mine mit Club und Tennisplätzen und Oper in der Wüste

Es sah aus wie Flucht. Und es war Flucht - vor der BASF, die bald nach dem ersten Weltkrieg die Verfahren zur Ammoniak-synthese großtechnisch umsetzen konnte und damit die Phase des

natürlichen Salpeter beendete. Für die Engländer war es vielleicht besonders schmerzlich, dass gerade zwei deutsche Chemiker (Fritz Haber und Carl Bosch) diesem Verfahren zur Marktreife verholfen hatten – und beide dafür auch noch den Nobelpreis für Chemie erhielten. Über der modernen Anlage von Chacabuco wehte seither quasi die Fahne mit der Aufschrift "Rest in Peace".

Roberto, der Eremit, war unter Pinochet selber Gefangener in diesem Lager gewesen und sah es jetzt als seine Aufgabe an, die bestehenden Überbleibsel der Anlage vor Plünderung und weiterem Verfall zu schützen und als Mahnmal gegen jede Form von Willkürherrschaft im Lande zu erhalten. Er hatte in seinem Unterschlupf einige verblichene Fotos und Plakate an die Wände gepinnt und sagte fast nebenbei, dass damals bis zu 1.800 Oppositionelle von den Militärs in Chacabuco weggesperrt waren. So ähnlich, wie unser Parkplatzwächter in Calama hatte auch Roberto eine Liste zusammengestellt mit den Namen der wichtigen Lager und der mutmaßlichen Zahl der Opfer der Pinochet-Diktatur. Aber keiner von beiden konnte uns eine endgültige Zahl der Opfer nennen. Ich notierte mir einige Daten dieser Zusammenstellung trotzdem.....

Konzentrationslager der Pinochet-Diktatur (Auszug)

Name des Lagers	Ort	in Betrieb	Zahl Gefangener
<i>Campamento de Prisioneros de Pisagua</i>	<i>Pisagua</i>	<i>1973 - 1974</i>	<i>800</i>
<i>Campamento de Prisioneros "Chacabuco"</i>	<i>Oficina Salit Chacabuco</i>	<i>1973 - 1975</i>	<i>1.800</i>
Estadio Nacional de Chile	Santiago	1973	40.000

Campo de Concentración "Isla Riesco"	Sector Collig Valparaíso	1973	600
Campamento Tres Alamos	San Joaquín	1974 - 1976	400
Villa Grimaldi	La Reina	1974 - 1976	4.500
Isla Quiriquina	Talcahuano	1973-1975	1.000

Roberto hatte noch eine Reihe weiterer Lager notiert, dafür aber keine Zahlenangaben. Draussen, in der Wüste, waren wir an *gut erhaltenen* Friedhöfen vorbei gekommen. Wir hatten sie automatisch mit den Pinochet-Opfern in Verbindung gebracht. Aber Roberto machte uns klar, daß Pinochet-Opfer nicht so sichtbar und mit einem Kreuz begraben wurden. Die Methode der Militärs hieß eher „Hubschrauber“, wie in Pisagua. Die Friedhöfe dort draußen im Sand waren die letzten Ruhestätten der Minenarbeiter, die hier den Salpeter abgebaut hatten. Das Wüstenklima hatte ihre Körper mumifiziert und die Kreuze nun schon seit vielen Jahrzehnten „überleben“ lassen.

Mit Dieter Strauss, dem Leiter des Goethe-Instituts saß ich später in Santiago zusammen, um zu überlegen, wie man der Initiative von Roberto, dem Wächter, mehr Gewicht geben könnte. Das Goethe-Institut wird versuchen, das Lager oder die Ex-Mine in ein interaktives Kulturdenkmal umzuwidmen, mit Open-air-Konzerten und ähnlichen Aktivitäten. Ein lebendiges Mahnmal gegen Willkürherrschaft und geistige Verengung. Bonn schien dafür Wohlwollen zu signalisieren. Für das Goethe-Institut lag ein Anknüpfungspunkt auf jeden Fall in den vorhandenen Überbleibseln des Opernhauses. In seiner ganzen alten Pracht hing es vorerst nur ziemlich vergilbt an Robertos Pinwand.

Schon in Chuquicamata (Calama) hatte uns der Parkwächter motiviert, die ganze Schreckenssymphonie Salpeter-Kupfer-Pinochet intensiver zu verfolgen. Roberto in Chacabuco gab dem einen weiteren kräftigen Impuls. Beide Männer hatten auch erzählt, dass sie als Gewerkschafter unter Pinochet verhaftet waren. Die langen Jahre der Diktatur waren für sie noch immer Gegenwart. Und wir waren als Ausländer unverkennbar. Wir gehörten nicht zur Geheimpolizei. Uns konnten sie einfach mal wieder von der jahrelangen Odyssee durch die verschiedenen Lager erzählen. Das erste Lager des Parkwächsters war in Santiago die Villa Grimaldi gewesen (im selben Stadtteil La Reina, wo wir anfangs bei Klaus Schubert gewohnt hatten). Er war dort gefoltert worden. Sein Vergehen: aktiver Gewerkschafter. Der Mann hatte bis heute nicht verstanden, wie er die ganzen Torturen überleben konnte. Besonders seine Geschichte hatte uns jedenfalls so berührt, dass wir spontan in das besonders berüchtigte Lager fahren wollten, aus dem er dann gegen alle Erwartungen frei gekommen war, das Lager von **Pisagua**.

Die Richtung laut Karte hieß NordNordWest, etwa 600 Km. Eine Nachtfahrt durch die Wüste. Wie das in der Wüste so ist, sind die Nächte ziemlich kalt, weil nicht der Hauch einer Wolke am Himmel steht, dafür gehört der Himmel über der Atacama zu den klarsten dieser Erde. Wir sahen also nicht nur die Milchstrasse über uns und das Kreuz des Südens und viele andere Sternbilder (ohne immer den Namen zu kennen). Wir sahen in dieser Vollmondnacht auch den Mars neben dem Mond aufsteigen und den Sand neben der Strasse wie Schnee im Winter glänzen. Dann senkte sich zwischendurch mal der Blick auf die Benzinanzeige. Auch der Zeiger hatte sich ziemlich abgesenkt. Aber laut Karte war demnächst eine Tankstelle zu erwarten.

Hoffentlich tat dort jemand auch in der Nacht Dienst. Ich rollte etwas defensiver über die Panamericana und nahm hügelabwärts sogar den Gang raus, um Sprit zu sparen. Dann kam endlich die Stelle, an der eine Tankstelle hätte sein sollen

Später, in der Trump-Zeit, hätte ich gesagt, die Karte verbreitet „fake-news“.

Jetzt mußten wir erst einmal weiter, sogar noch manchen Hügel bergauf. Die höchste

Stelle lag immerhin noch über 2000 m hoch. Auf der Karte war noch etwas eingezeichnet, ein Ort, Pozo Almonte. Das klang zumindest nicht nach stillgelegter Mine und lag schon deutlich in Küstennähe. Auf der Strasse kam ab und zu ein Wagen entgegen, aber immer nur die grossen Lkw und die sind in Eile. Da hält keiner, um dir ein paar Liter Sprit abzugeben.



eine Atacama-Tankstelle hält nicht immer, was die Karte verspricht

Bei all dem blieb die Landschaft draussen unverändert märchenhaft, drinnen wurde es allmählich sehr still, auch das Auto schlich an manchen Stellen nur noch mit 40 Km/h. Nach Ewigkeiten sahen wir hinter einer Kurve Lichtpunkte. Im Stadtbereich

von Santiago wären die ein paar dürftige Kilometer entfernt gewesen. Die klare Luft der Wüste zeigt aber solche Lichter in 20 oder 30 Km Entfernung. Von der Kurve an ging es glücklicherweise nur noch bergab und wir rollten bis vor die erste beste Tanksäule noch weit vor der Stadt. Plötzlich war die Stimmung sehr ausgelassen. Wir hätten jetzt auch noch den Rest der Nacht durchfahren können. Aber mit vollem Tank konnte jetzt genauso gut eine entspannte Pause eingelegt werden.

Das große Antofagasta war jetzt relativ nahe. Aber wir schrieben den Hafen für die Rückfahrt auf unseren Zettel.

Unsere Straße führte jetzt weiter durch die Wüste und zeigte sehr eindeutig auf den Hafen Iquique. Auch eine wichtige Stadt, die Peru an Chile im Salpeterkrieg verloren hatte. Was die Düne von Arcachon bei Bordeaux für den Badetouristen, das ist die Steilküste von Iquique für den Autofahrer. Auf die Stadt und den Hafen rollt man unendlich lange zu, wie auf einer riesigen Sandrutsche und steht dann in den Gassen mit 100-jährigen Holzhäusern, einer zentralen Einkaufsstraße und jeder Menge einfacher und einem etwas besseren Hotel. Da das Etappenziel Pisagua hieß, schauten wir uns zwar in Iquique um, blieben aber nur für eine Übernachtung, und zwar in einem Hotel, dessen Zimmer ausrangierte Stadtbusse waren. Das Fahrer-Cockpit war erhalten, alles andere war im Inneren als Zimmer umgebaut.

Pisagua wartete dann nur noch 150 Km nordwärts, fast schon im heutigen Peru. Dieses Pisagua war einmal einer der wichtigen Häfen für den Export von Salpeter gewesen. An den vergangenen Ruhm erinnert die jämmerliche Ruine des Theaters, auf die wir automatisch zufuhren, weil es sonst keinen auffälligen Punkt in diesem von Gott und der Welt völlig verlassenem Kaff gibt. Vielleicht kann man es noch etwas freundlicher als winziges Küstendorf bezeichnen. Die Frage stand jedem ins Gesicht geschrieben: Warum hatten wir diesen enormen Abstecher auf unserer eigentlichen Route von Calama nach Chacabuco gemacht? Aus einer emotionalen Regung für den Mann aus Calama heraus. Aber auch, um irgendwie an diese traumatische chilenische Realität anknüpfen zu können,

um wenigstens durch diese Ortsbegehung ein konkreteres Mitgefühl für die hier Gefangenen des Pinochet-Regimes zu entwickeln. Und in Santiago besser zu verstehen, wovon so einige schon erzählt hatten. In Pisagua war unter Pinochet gleich nach dem Putsch ein großes Konzentrationslager eingerichtet worden, gerade weil die Stadt (die „Stadt“) so völlig abgeschieden vom übrigen Chile dahin vegetiert. Auf der einen Seite ist der Ozean. Nach Norden und Süden nur Sand und Steine. Nach Osten führt die Panamericana in 50 Kilometer Entfernung vorbei, die A 5, über die wir hierher gekommen waren. Es war wahrscheinlich genauso schwierig, von hier zu fliehen, wie von der "Insel der Pelikane" - Alcatraz - in Sichtweite von San Francisco, California.



Abfahrt hinein nach Pisagua

Pisagua-Zentrum

In Pisagua, sagt man, wurde extrem schwer gefoltert. Kaum einer derer, die hierher verschleppt wurden, tauchte je wieder auf. Es gab die Praxis, dass die Oppositionellen mit Hubschraubern aufs Meer hinausgeflogen und dort gefesselt ins Wasser geworfen wurden. Hierher wurden auch politische Gefangene aus Zentral-Chile



verschleppt und gefoltert, weil sie sich nicht der Militärdoktrin beugen wollten, weil sie nicht aus ihrem Land fliehen wollten, weil sie intellektuellen oder auch physischen Widerstand gegen die Diktatur versucht hatten. Bei uns verbreitete dieses Pisagua eine unglaublich trostlose Stimmung – und nicht, weil es so arm aussah, wie arme Dörfer im bolivianischen Hochland. Sondern, weil niemand die Geschichte dieses Fleckens ausblenden kann, der den Weg durch den Sand hierher gegangen oder gefahren ist.....

Einige Zeit später konnte ich dann das Gegenstück zu Pisagua im Süden kennenlernen, **Colonia Dignidad**. Ein Folterzentrum unter deutscher Regie. Aber diese Erfahrung stand mir zu dem Zeitpunkt erst noch bevor (s.o., S.81).

Ab Pisagua startete unsere Rückreise nach Santiago, Richtung Süden. Der Weg führte uns zunächst an der Küste entlang durch die Region, die nach den Unabhängigkeitskriegen im 19. Jahrhundert größtenteils zu Bolivien gehört hatte, aber fast ausschließlich von Chilenen bevölkert war. Das Stadtmuseum in Antofagasta ließ noch immer die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes erkennen: es war einst die Zollstation zwischen Chile und Bolivien gewesen.

Zu der Zeit als Bismarck 1870 erfolgreich gegen Frankreich zu Felde zog, um das deutsche Kaiserreich zu gründen, wurde Antofagasta offiziell als Stadt und vor allem als Ausfuhrenhafen für das in der Region entdeckte Salpeter gegründet.²³ Bolivianisch-chilenisches Salpeter hatte auch in der deutschen Siegermunition gesteckt. Für uns Deutsche ging es jetzt erst einmal darum, das Trauma Pisagua abzuschütteln. Antofagasta bedeutete jedenfalls wieder Urbanität, einer überschaubaren, einst reichen Hafenstadt, deren Konturen sich gerne im Küstennebel auflösen.



Antofagasta Panorama

Allerdings hatte die „reiche“ Phase auch nur eine Generation lang angehalten. Denn wenige Jahre nachdem der Salpeter die Stadt in eine Boom-Phase katapultiert hatte, kam es zur Weltwirtschaftskrise von 1929. Sie bedeutete auch für Antofagasta schon wieder das wirtschaftliche Aus. Später half der Export der Kupferextrakte aus Chuquicamata der Stadt erneut auf die Beine und hat ihr heute das Gesicht einer chilenischen industriellen Großstadt verliehen. Bei einigen Szeknen im Zentrum der Stadt konnte der Eindruck entstehen, als würden sich Stadt und Industrie und Infrastruktur bei der Elektrifizierung noch nicht im abgestimmten Rhythmus bewegen. Vielleicht hängt das Leitungs-Chaos aber

²³ *Mit der Chilenisierung von Antofagasta verlor Bolivien zunächst seinen wichtigsten Ausfuhrenhafen für Salpeter und andere Mineralien der Atacama. Und nur eine Generation später (ca. 1935) liessen die Engländer Bolivien noch einmal zur Ader, indem sie den Chaco-Krieg provozierten, den Bolivien dann auch verlor und mit weiterem Landverlust bezahlte. Ich hatte damals (1981) bei unserer Süd-Tour von Peru über Bolivien nach Chile diesen dramatischen Zusammenhang schon einmal festgehalten (s.Reiseband I, S.294): unsere Süd-Süd-Rundreise)*

auch nur mit dem billigen chilenischen Kupfer zusammen, das es hier im Norden im Überfluß gibt. Man kann seinen Reichtum ja auch mal zeigen :

*einer bemüht sich um den Durchblick
im Kupferchaos
(Antofagasta)*



Heutige Kreuzfahrt-Touristen werfen – genau wie wir – natürlich gerne einen Blick auf und in die Markthalle und sie werfen ebenfalls gerne einen Blick auf die Kathedrale, die während des Ersten Weltkriegs ihre heutige, neogotische Form erhielt und immer mehr von Apartmenthäusern überbaut wird.

Die Modernisierung der Stadt und der Wille dazu sind im Zentrum wie im Hafen jedenfalls an einigen Stellen zu erkennen. Aber auch der

Wandel der Zeiten. So war die heutige Markthalle (Mercado Central) einst der Bahnhof im Stil der 1920er Jahre. Zum Bahnhof gehörten Fleischerladen, Fischgeschäft, Gemüse- und Obststände, Kioske und diverse sonstige Läden. Der Bahnhofsvorplatz hatte auch Kühe zu Gast, die die frischeste aller Milchangebote direkt an den Kunden liefern konnten.



Zentralmarkt = Hauptbahnhof (Antofagasta)

Insofern ist heute nur der Eisenbahnanteil am Gesamtkomplex verloren gegangen. Denn Markt war hier ja von Anfang an. Aber ich bin sicher, jeder Besucher der Stadt hält es ähnlich wie wir: es ist Pflichtprogramm, zum ehemaligen Hauptbahnhof zu schlendern, sich die Markthalle von innen genauer anzuschauen; sich vor die Kathedrale zu stellen und die

Verzweigung des einst höchsten Bauwerks im Schatten moderner Bürotürme zu beobachten. ...

*Kathedrale gegen Bürotürme
(Antofagasta)*

Und dann haben eigentlich alle Besucher den Hauptmagneten von Antofagasta draußen an der Küste im Kopf und steuern „La Portada“ an. Das highlight, La Portada, steht am nördlichen Ende der Bucht, wie ein Triumphbogen der Natur, von den Wellen des Pazifik umspült und seit Jahrtausenden intensiv und unablässig bearbeitet

*La Portada,
Kunstwerk des Pazifik*



Kupfer hat der Stadt zuletzt Reichtum gebracht. Aber das Kupfer ist nicht nur Reichtum, sondern auch Teil des größten Stolpersteins in Antofagasta. Die Stadt ist mit großem Abstand die am stärksten durch Schwermetalle belastete Stadt Chiles. Den größten Anteil daran hat Arsen. Auch Cadmium, Blei, Zink belasten Wasser, Boden und Luft dieser Stadt um mehrere hundert Prozent stärker als in Santiago. Der hohe Preis der Kupfergewinnung und Vermarktung. Das sieht man Antofagasta nicht an. Und so fällt es auch uns ein bißchen schwer, La Portada den Rücken zu kehren und wieder zurückzufinden in unser vertrautes Santiago.....

Lithium : für Morgen nichts gelernt

Eine ähnliche Nord-Tour im Jahre 2020 hätte den inzwischen wichtigen dritten strategischen Rohstoff Chiles mit im Programm gehabt: Lithium.

Chile ist nach Australien der derzeit größte Lithium-Produzent. Und Chiles Regierung unter Sebastián Piñera setzt sich vorbehaltlos für die Privatisierung der Lithium-Industrie ein – so, wie es Pinochet schon beim Kupfer getan hatte. Und so, wie Deutschland vom ökologischen Rucksack der Kupferminen profitierte, der mit seinen ökologischen Belastungen in Chile blieb (*Río Loa*), so bleiben auch beim Lithium die ökologischen Belastungen durch den Abbau der Salzseen wieder in Chile.

Die Bewohner der nördlichen Atacama-Region mit der größten Kupfermine der Welt (Chuquibambilla) erinnern sich sehr genau an die massiven Boden-, Wasser- und Luftbelastungen mit schweren Krankheits- und Todesfolgen für Minenarbeiter und Anwohner durch die Arsen- und Schwefeldioxid-Kontamination von Luft und Wasser.

Die Proteste der regionalen Bewohner rund um die Salzseen im Norden sind daher heftig. Denn die Lithium-haltige Salzbrühe (die sog. Sole) wird mit dem Grundwasser aus grosser Tiefe hochgepumpt. Die Sole wird in großen Verdunstungsbecken aufgefangen und der Sonne überlassen, damit die Sonne das Wasser vertreibt. Am Ende einer langen Abklingphase (bis zu 12 Monate) hat sich ein Salzschlamm gebildet mit etwa 6% Lithium-Anteil.

Nachdem die Anwohner der Atacama-Siedlungen (auch Indigene) die Verwandlung ihres uralten Lebensraumes nun schon einige Jahre beobachten können, formulieren sie ihre Proteste einerseits wegen des Wasserverlustes. Denn diese Wasservernichtung in einer Wüstenregion ist das Todesurteil für die ohnehin spärliche Vegetation und damit auch lebensbedrohend für alle Lebewesen in der Atacama-Region.

Chiles Lithium-Felder in der Atacama-Wüste





Lithium-Abklingbecken. Atacama; Färbung zeigt Grad der erreichten Wasserverdunstung

Wo vor dem Lithium-Boom noch ein paar Llamas und ein paar Ziegen gehalten werden konnten, ist auch der widerstandsfähigste Bewuchs verschwunden, selbst die alten, dornigen *Algarrobo-Bäume* mit Wurzeln, die 50 m Tiefe erreichen, um ans Grundwasser zu gelangen, sind kaum mehr zu finden.

Verschwunden sind aus den chilenischen Salzseen auch die Flamingos, weil es für sie keine



Salzsee-Krebse mehr als Futter gibt (beides findet sich derzeit noch nebenan in Bolivien).

Die Proteste richten sich gegen den Extraktivismus des chilenischen Konzerns SQM (*Sociedad Química y Minera de Chile*), und noch genauer gegen die Anteilseigner an SQM aus Canada und besonders aus China. Die beteiligten chinesischen Unternehmen (vor allem *Jiangxi Ganfeng Lithium Co.*) exportieren das gewonnene Lithium-Karbonat in erster Linie nach China zur dortigen Herstellung von Lithium-Ionen-Batterien.

*Atacama
mit Schmelzwasser-Bach,
und Algarrobo-Baum
vor dem Lithium-Boom*

Protestmärsche
gegen die
Privatisierung
der Salzseen zur
Lithium-
Gewinnung,
Atacama-
Anwohner



Alles in allem lauten im Übrigen die Berechnungen zum Wasserverbrauch für die Herstellung einer Lithium-Batterie: 80.000 Liter Wasser!²⁴ Die globalen Transportwege des chilenischen Lithium von Südamerika nach Asien und dann nach Europa machen die Sache nicht besser. Systemische Schwachstellen hängen im Übrigen mit der oligopolistischen Dominanz chinesischer und anderer asiatischer Unternehmen in der gesamten Wertschöpfungskette der Lithium-Verarbeitung zusammen (Elektronikkonzerne wie Lenovo; Samsung, LG, Panasonic; aber natürlich auch Batterieproduzenten wie CATL und AES). So wie bei Salpeter und Kupfer ist Deutschland auch bei Lithium wieder mit im Spiel. Das wird an der kurzsichtigen e-Auto-Förderung der Bundesregierung deutlich. Das wird unmittelbar spürbar an der Erlaubnis, dass in Brandenburg eine TESLA „Giga-Fabrik“ gebaut werden durfte, die einen heftigen Angriff auf die Grundwasser der Brandenburg-Bevölkerung bedeutet – nicht zuletzt wegen nicht offiziell erlaubter Waldrodung für das Fabrikgelände auch einer Batteriefabrik.

Chile könnte sich beim Thema **e-Mobilität** im Übrigen an ganz anderer Stelle auch international hervortun, nämlich mit der Nutzung der **Sonnenenergie**, die in der Atacama verfügbar ist und wo Chile im Norden mit einem enormen Solar-Turm schon ein wichtiges Zeichen für nachhaltige Energiepolitik gesetzt hat. Mit der Solarenergie läßt sich schließlich **grüner Wasserstoff** herstellen, der ein sinnvollerer Exportprodukt in den globalen Norden darstellt als Lithium. Es wäre ein exzellenter Beitrag für Klimaschutz und zur Kreislaufwirtschaft.²⁵



mächtiger Solar-Turm, Atacama I, Chile
(bei Antofagasta)

²⁴ Quelle: Brot für die Welt: *Das weiße Gold*, 2018

²⁵ Der hier angesprochene Zusammenhang zwischen Lithium, Grundwassersicherung und Kreislaufwirtschaft behandle ich etwas ausführlicher in: E.R.: *Kreislaufwirtschaft überfällig*, 2021

Absage an Chiles Neoliberalismus oder den Rohstoff-Extraktivismus ?

ab 2022 - vielleicht

Bürger und Parlamentarier wehren sich heute gegen den privatisierten Lithium-Bergbau und dessen Belastungen. Anders als zu Pinochets Zeiten lehnt heute auch die Mehrheit der Abgeordneten im Parlament von Valparaiso die privilegierte Behandlung der Rohstoffkonzerne durch die Regierung Piñera ab.²⁶ Und mehr noch: im Mai 2021 wurde endlich eine Verfassungsgebende Versammlung gewählt mit einer Zusammensetzung, bei der der Diktator Pinochet ganz sicher ins Rotieren gerät:

Denn sein Nachfolger, Sebastián Piñera, hatte dem Druck des Volkes nachgegeben und die Wahl einer Verfassungsgebenden Versammlung zugestanden. Dabei blieb der Stimmenanteil seiner Rechten/Konservativen sehr deutlich hinter der Gruppierung der Unabhängigen zurück (37 : 65 von insgesamt 155 Mandaten). Abgestraft wurden allerdings auch die Vertreter der vormaligen Concertación (Große Koalition-Regierung), die es seit 1990 nicht geschafft hatten, die Pinochet-Verfassung von 1980 zu demokratisieren. Bis zum europäischen Frühjahr 2022 soll nun eine neue Verfassung ausgearbeitet werden. Wieviel Neoliberalismus bis dahin oder mit einer neuen Verfassung abgeschafft wird, ist allerdings nur schwer vorhersagbar.

NACHHALTIGKEIT IST GEFORDERT bei Chiles Rohstoffen

(Brief-Auszug:)

Was ich immer mal aufzähle, ist keineswegs unser vollständiges Programm, aber große Teile daraus und vor allem lässt sich die Ausrichtung unserer Arbeit erkennen. Ich könnte auch sagen: ich freue mich sehr, dass die FES mir so viel Freiraum für meinen Lieblingsbereich – Umweltpolitik – lässt. Denn das „normale“ Arbeitsprogramm der FES als Politischer Stiftung mit Nähe zur SPD, hat andere Schwerpunkte: vor allem Kooperation mit den Schwesterparteien (das breite Spektrum an Sozialdemokraten) und mit den Industriegewerkschaften. Solange die SPD nicht selber an der Regierung beteiligt ist, kommt der FES in jedem Land auch die Rolle einer „SPD-Botschaft“ zu, d.h. alle wichtigen gesellschaftspolitischen Entwicklungen im Gastland erkennen und die SPD darauf aufmerksam machen.

Auf bestimmte, hochsensible Maßnahmen kann ich hier nicht näher eingehen, etwa die Unterstützung von workshops zwischen aktiven Militärs und Vertretern der neuen Administration, in denen es um die Behandlung strategischer Fragestellungen geht (z.B. Militärhaushalt). Natürlich sind das keine öffentlichen Veranstaltungen und ich selber bin auch zu diesen Treffen gar nicht zugelassen. Aber wir machen einen solchen Dialog möglich in der Hoffnung, damit etwas ähnliches, wie den „Bürger in Uniform“ für Chile zu schaffen. Mit Unterstützung der deutschen Botschaft soll auch das Konzept vom Bürger in Uniform über Einladungen chilenischer Militärs in die BRD vermittelt werden. Vielleicht hilft das dann ja auch, dass nicht wieder in unserem Büro eingebrochen wird. So wie der christdemokratische Bürgermeister von Santiago - Ravinet - bei uns Unterstützung in der

²⁶ La Tercera (Stgo), 24.3.2021: Diputados aprueban proyecto que crea nuevo **royalty al cobre y al litio**, pero gobierno hace reserva de constitucionalidad. Según el oficialismo, la facultad de crear nuevos tributos está entregada por la Carta Magna exclusivamente al Ejecutivo. Pese a ello, la iniciativa se aprobó por **91 votos a favor**, 36 en contra

Kommunalpolitik gesucht hat, so sucht auch der christdemokratische Gewerkschaftsführer Manuel Bustos bei uns Unterstützung gegen die letztlich unsoziale Steuerpolitik der neuen Koalitionsregierung und für eine langfristige Sicherung chilenischer Arbeitsplätze im Land. Genau die hängen m.E. aber vom klugen Umgang mit den chilenischen Rohstoffen ab. Überausbeutung der Minen, der Wälder, der Meeresküste, wie unter Pinochet betrieben, wird das Land zwangsläufig ärmer machen. Worüber wir dann gerne auch perspektivisch reden, weil ich durch unsere diversen Reisen auch selber den einen und anderen konkreten Einblick gewonnen hatte.....:

Kupfer:

Jedermann schaut zuerst auf die Kupferminen, wenn von Chiles Rohstoffen die Rede ist. Unsere Besuche im Tagebau von Chuquicamata wie auch mit Teo in den Stollen von El Teniente hatten sehr deutlich die sozialen und die ökologischen „Nebenkosten“ in der Kupfergewinnung gezeigt. Nicht ahnen konnte ich in den 1980er und 1990er Jahren, wie stark sich diese Probleme bis in die Gegenwart verstärkt haben. Vor allem durch das strategische Interesse Chinas an seiner führenden Rolle in der Weltwirtschaft. Chinas Strategie beginnt bei den weltweiten Rohstoffquellen (in Chile nicht anders als in Afrika oder Europa), schließt die Produktion aller nur denkbaren Waren ein, ebenso den globalen Handel über das System der Seidenstraßen und vergisst nicht den Einfluß auf Ausbildung und Forschung durch wissenschaftliche Kooperationen, Stipendien bis hin zur direkten Industriespionage durch Hacker-Angriffe. Im Norden Chiles, bei den Kupferminen, überrascht es daher auch 2020 nicht, dass neben den US-Amerikanern und Australiern inzwischen zusätzlich die Chinesen Chiles wichtigstes Exportgut kontrollieren.²⁷

mit 1.100 m Tiefe noch als Tagebau betrieben; ab 2019 wird Chuqui als unterirdisches Bergwerk weitergeführt, wie El Teniente



Die Brutalitäten im Kupfertagebau sind optisch nicht vergleichbar zwischen Chile und z.B. einem afrikanischen Rohstofflieferanten, wie dem Kongo. Bei den Auswirkungen auf Anwohner und Natur schon eher.

Auf die maßlose Ausbeutung der Rohstoffe und die massiven Folgen für das eigene Land wollte ich mit unserem Arbeitsprogramm in Chile hinweisen. Das

²⁷ Die sozial- und wirtschaftspolitische Sprengkraft des Themas China und Lateinamerika spiegelt sich in solchen Untersuchungen, wie sie lange vor D. Trump und anders als von D. Trump wahrgenommen wurden, z.B.: *American University - School of International Service: Chinese Engagement in Latin America and the Caribbean, Implications for US Foreign Policy, Washington, December 2012.*

Auf Chinas Neokolonialismus und seine Seidenstraßen-Strategie gegen Europa bin ich genauer in anderen Büchern eingegangen: ER: SKANDINAVIEN – nachhaltig + demokratisch = machbar, 2018 und KREISLAUFWIRTSCHAFT – überfällig, 2021

waren damit automatisch Hinweise auf die großen Herausforderungen für die neuen demokratischen Regierungen nach Pinochet. Am besten würden auch andere lateinamerikanische Regierungen sich in diese Richtung weiter entwickeln. Denn Chile allein würde den Globalisierungstrend nicht stoppen. In diesen frühen 1990er Jahren schwebten mir und meinem FES-Team Politiken vor, wie sie bei einem anderen Thema – Regenwald gegen Erdöl - nur die ecuadorianische Regierung unter Präsident Correa eine kurze Zeit ab 2007 versuchte und sich dabei gegen US-Öl-Konzerne und gegen die chinesische Petrochina stemmte.

Aber mangels internationaler Unterstützung vergebens. Gerade auch die schwarz-gelbe Bundesregierung mit Angela Merkel als Kanzlerin und Niebel (FDP) als BMZ-Minister hatte Ecuador die kalte Schulter gezeigt und letztlich den Schutz des dortigen Regenwaldes vor weiteren Ölbohrungen blockiert. Einer von vielen schweren strategischen Fehlern der Merkel-Politik, bei denen auch keinerlei Lerneffekte erkennbar wurden.²⁸

Wie der christdemokratische Gewerkschaftsführer Bustos beklagte ich auch selber, dass die neue Regierung eine „Politik der Mitte“ ohne klare Akzentsetzungen betrieb und dabei immer eindeutiger unter „Entwicklung“ und „Modernisierung“ nur die Wachstumsrate des BSP und nicht auch die Weiterentwicklung der Lebensqualität der Bevölkerung verstand. Akkumulation von individuellem Reichtum hieß offenbar das Ziel in allen politischen Lagern.

Ähnlich wie im europäischen Modell-Land Deutschland vertiefte sich im lateinamerikanischen Modell-Land Chile der soziale Auseinanderfall der Gesellschaft und die Prekariisierung der Mittelschichten.

Seefrüchte:

Die Tausende von Kilometern lange Küste Chiles ist eine ökologische und zugleich Nahrungsschatzkammer, die traditionell in den unterschiedlichen Regionen Chiles auch zum Erhalt der kulturellen Vielfalt im Lande erheblich beitrug. Mit der Politik der globalisierten „freien Marktwirtschaft“ wurden die Türen für ausländische Fabrikschiffe so weit aufgerissen, dass die regionale und die nationale Fischerei immer mehr ins Hintertreffen gerieten. Oft genug war das unser Gesprächsthema, angefangen beim Schweizer Piraten in Los Molles bis zu den Fischern auf Chiloe. Wenn wir selber nicht das chilenische Spitzengericht Ceviche (in Limonensaft eingelegter roher Fisch) bestellen konnten, versuchten wir es am liebsten mit chilenischem Lachs, am allerliebsten mit Wildlachs.

Das Chiloe-Archipel im Süden ist das Lachsfang- und inzwi-schen vor allem Lachszuchtgebiet Chiles. In den 1980er Jahren war unter Pinochet dieser Lachs als „Atlantischer Lachs“ in Chile eingeführt worden, also die Spezies, die eigentlich in Norwegen zu Hause ist. Nur logisch, dass seither der norwegische Lachszucht-Champion, John Frederiksen, mit seinem Imperium „Marine Harvest“ Chile zum zweitgrößten Lachs-Erzeuger gemacht hat.

²⁸ Es gab diesen doppelten Merkel-Fehler: sie ließ nicht erkennen, dass sie versteht, welche lebenswichtige Bedeutung tropischer Regenwald für den Erhalt der Artenvielfalt besitzt. Und sie hatten einen FDP-Minister akzeptiert, der sich vor allem mit seiner Vetternwirtschaft und als Lobbyist der Rüstungsindustrie einen Namen machte



die traditionelle Küstenfischerei wurde unter Pinochet den internationalen Fabrikschiffen geopfert

.... und die Fabrikschiffe zerstören bis heute mit ihren Schleppnetzen massiv die Meeres-Flora und Meeres- Fauna:

Schleppnetz vor Chiloe



Chile: a semanas de terminar el año, aún no se concretan compromisos adoptados en pesca de arrastre

„romantische“ Lachszucht im Süden Chiles



Aber, was an ökologischen Rundumbedingungen so romantisch und friedlich bei untergehender Sonne erscheint, ist extrem problematisch.

Auf Chiloe hatte man mir erzählt, dass etwa fünf

bis acht Kilogramm Fischfutter benötigen werden, um ein Kilogramm Lachs zu erzeugen. Die chilotischen Fischer könnten wahrscheinlich mit diesem irrationalen Verhältnis sogar dann noch leben, wenn sie selber den finanziellen Mehrwert für sich einnehmen würden. Aber *Marine Harvest* ist Eigentümer der Zuchtbetriebe, aus deren Lachskäfigen jedes Jahr Hunderttausende Lachse in die chilenischen Fjorde entfliehen. Sie sind Raubfische und

dezimieren sehr stark die lokalen Fischarten und sind eine echte wirtschaftliche Bedrohung für die einheimischen Küstenfischer.

Und was mir auch durch spätere internationale Berichte bestätigt wurde: die Überfütterung, die enge Käfighaltung, die hohen Pharmaka-Dosierungen, die *Marine Harvest* bei seiner Lachszucht anwendet, schaffen massive ökologische und damit soziale Probleme in der gesamten Region Chiloe.

Für eben diese Zuchtlachse wurde zwischenzeitlich vom wichtigsten Abnehmermarkt – USA – ein Importverbot für den chilenischen Lachs verhängt – weil er als schwer belastetes Lebensmittel eingestuft wurde. Obwohl ich nie ausschließen würde, dass die US-Lachsfischer gleichzeitig erfolgreiche Lobby-Arbeit gegen die chilenische Konkurrenz betrieben haben...²⁹

Die sozialdemokratische Präsidentin Bachelet hatte zwar am Ende ihrer ersten Amtszeit (2010) die Einrichtung von Chiles größtem Nationalpark unterzeichnet, *Kawésqar*, um den Forderungen der Mapuche und der Fischer in Patagonien entgegenzukommen. Davon waren aber die Fjorde der Lachsfarmen ausgenommen! Mein persönliches Bedauern über solche politischen Entscheidungen steigert sich noch, wenn ich sehe, dass 2019 die desaströse Lachszucht von der Pazifikseite jetzt auch noch auf die Atlantikseite erweitert wird. Im Beagle-Kanal (antarktische Grenze Chile-Argentinien) soll wieder mit norwegischer Begleitung Lachszucht im industriellen Maßstab eingeleitet werden. Denn das Beagle-Wasser ist auf seinen 240 Kilometern Länge noch absolut sauber. Im März 2018 war sogar das norwegische Königspaar extra nach Feuerland geflogen, um der Unterzeichnung dieses Lachszuchtprojekts zwischen Argentinien und Norwegen Glanz zu verleihen. Und dann waren im Juli 2021 Pressemeldungen zu lesen, wie diese: „ein Sieg für den Umweltschutz – die argentinische Provinz verbietet die Einrichtung industrieller Fischfarmen. Die Entscheidung hat Auswirkungen über die Region hinaus“ (TAZ, 5.7.2021).

Diese komplexe Entwicklung fand erst nach meiner FES-Zeit in Chile statt. Aber die Anzeichen waren immer gegenwärtig gewesen, weil auch die Große Koalition an der neoliberalen „Marktwirtschaft“ festhielt. Trotz der erkennbar weiter zunehmenden Verwerfungen für das Fischereiwesen konnte ich mit meinem FES-Team dieses Thema aus Kapazitätsgründen nicht bearbeiten. Wir mußten uns auf einen Schwerpunkt konzentrieren. Wir entschieden uns für den Komplex Wald-Forst-Holz.

Wald – Forst – Holz :

Mehr als ein Drittel Chiles ist traditionelles Waldland. Vereinfacht gesagt: der Süden und noch vereinfachter: der Lebensraum der Mapuche-Völker. Auch in Deutschland wissen wir, dass Wald und Forst zwei sehr unterschiedliche Dinge sind.³⁰ Wald ist mit seiner ökologischen Vielfalt Lebensraum einer gewaltigen Fülle an Pflanzen, Tieren, Pilzen, deren Existenz sich gegenseitig bedingt. Hinzu kommt die unschätzbare Bedeutung als Produktionsstätte unseres Trinkwassers. Wald ist in Chile die Existenzgrundlage der indigenen Bevölkerung im Süden.

Forsten dagegen sind in heutiger Zeit nicht viel mehr als Holzfabriken. Alle anderen genannten Funktionen eines Waldes zählen hier nicht oder stören sogar. Auch bei diesem Thema wurden unter Pinochet die Türen vor allem für ausländische Investoren so weit aufgerissen, dass ehemalige Wälder sich in riesige Kiefern- und Eukalyptus-Plantagen

²⁹ Vgl. z.B. Le Monde Diplomatique , September-2018: „Atlantische Lachse im Südpazifik. In Chile ist die industrielle Aquakultur ein wichtiger Wirtschaftszweig – und sie produziert massive ökologische und soziale Probleme“

³⁰ Waldbericht der Bundesregierung 2017

verwandelten. Die Holzernte wurde dann zum großen Teil zu Spänen zerschreddert. Führende Aufkäufer der zerschredderten chilenischen Forsten waren über viele Jahre die USA, gefolgt von Japan. Seit den 2000er Jahren hat China mit immer größerem Abstand die Führung übernommen und die USA auf den zweiten Platz verdrängt. 2018 lag der Wert der Holzexporte in diese 3 Länder bei 2.400 zu 1.000 zu 450 (in Mio US \$).³¹

Mit meinem FES-Öko-Team hatten wir schon Anfang der 1990er Jahre einen Run auf die chilenischen Rohstoffe erwartet, weil auch die neue Große Koalition keine wesentliche Abkehr vom Ausverkauf chilenischer Rohstoffe erkennen ließ. Wir hatten beschlossen, uns auf den Wald-Holz-Sektor und die dort verursachten ökologischen Schäden dieser Politik zu konzentrieren. Die dort anzutreffenden gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Probleme reichten allemal, um jeder demokratischen Regierung die Augen zu öffnen. Dachten wir. Unser Ausgangspunkt war der reine Kiefernforst. Er fordert etwa 160 bis 170 % des Wasserbedarfs verglichen mit Naturwald. Im früher walddreichen Süden Chiles hatte der überhöhte Wasserbedarf der Holz-Plantagen schon in den 1990er Jahren zu Bodenerosionen für 45 % der gesamten Fläche geführt. Hinzu kam die ökologische Belastung der Seen und Flüsse durch die angesiedelten Zellulosefabriken. Dann wurden einige Regierungskreise sich dessen bewußt, dass die Politik des ökologischen Ausverkaufs auch die wirtschaftlichen Grundlagen des chilenischen Entwicklungsmodells zerstört. In Studien zur Entwicklung des Naturkapitals legte sogar die Zentralbank eine Berechnung der volkswirtschaftlichen Bedeutung des „Ökokapitals Primärwald“ vor.³² Danach hatte sich ein Ökokapitalverlust von bis zu 900.000 ha Primärwald über den Zeitraum von 1985 bis 1994 ergeben. „Wenn man allerdings nur die wirtschaftlich nutzbare Fläche betrachtet, liegt der Verlust von Waldfläche noch beträchtlich höher.“ In ihrer Hochrechnung kam die Zentralbank sogar zu dem tristen Ergebnis, dass bei einem angenommenen Einschlagszuwachs von 5 % jährlich in 20 bis 25 Jahren aller Primärwald in Chile verschwunden sein wird, mit Ausnahme einiger gesetzlich geschützter Flächen in den Nationalparks. Die Ursache dafür liegt in der Praxis des *Floreo*: Dabei werden systematisch die besten Bäume geerntet, was dazu führt, dass der Wald auch genetisch schnell degeneriert, ganz abgesehen von den Sekundärzerstörungen durch die Holzfäller, ihre Maschinen und den Wegebau im Wald.

Dennoch behielten private Unternehmerinteressen auch während der Großen Koalition größeres Gewicht als solche Erkenntnisse. Zwischen 1990 und 1993 entstand aus einem Zusammenschluss von kanadischem, neuseeländischem und US-Kapital die Gesellschaft *Forestal Trillium Ltda*. Allein auf der chilenischen Seite von Feuerland hatte der Konzern 256.000 Hektar Primärwald erworben. Im Rahmen des Projekts *Rio Cóndor* war Trillium bereit, 150 Mio \$ in die Ausbeutung der Wälder zu investieren. Darin waren der Aufbau von Sägewerken, Anlagen zur Holz Trocknung, Anlagen zur Energiegewinnung, ein eigener Flughafen und ein Exporthafen für das Holz enthalten, und offensichtlich auch viel Geld für Öffentlichkeitsarbeit. In einem offenen Brief Trilliums an die chilenische Bevölkerung heißt es unter anderem: „Die chilenische Öffentlichkeit kann darauf vertrauen, dass unsere forstwirtschaftlichen Aktivitäten in Feuerland voller Respekt für die Umwelt und mit allen erforderlichen Schutzmaßnahmen durchgeführt werden.“

Wir in der FES, unsere Partnerorganisationen und die übrige kritische Öffentlichkeit hätten allerdings lieber eine klassifizierte Umweltverträglichkeitsprüfung (UVP) für Rio Cóndor gesehen. Nur war die Regierung nicht an obligatorischen UVP interessiert. Sie beließ es bei der Freiwilligkeit der Trillium (erinnert sehr an Freiwilligkeitsappelle der

³¹ <https://wef.infor.cl/comercio/comerciointernacional.php>, 2019

³² u.a. wurde diese Studie publiziert: N° 138 Depreciación del Capital Natural, Ingreso y Crecimiento Sostenible: Lecciones de la Experiencia Chilena, 1997

neoliberalen Merkel-Regierungen....).

*Chiles Bio-
Holzfabriken alles,
nur kein Wald...
und das export-
orientierte
Holzprodukt Astillas*



Rund 30 Jahre später ist der Großunternehmer und Chiles Präsident **Sebastián Piñera** – ähnlich wie Pinochet - der Regierungschef in Lateinamerika, der der Ausbeutung der einheimischen Rohstoffe die Türen weit öffnet

und vor allem für chinesische Investitionen. Ende 2018 hatte Piñera seine Bereitschaft erklärt, dem Beispiel Perus und anderer lateinamerikanischer Staaten zu folgen und sich dem chinesischen Globalprojekt „Seidenstraßen“ anzuschließen. Am zweiten **Seidenstraßen-Gipfel** in Beijing, im April 2019, nahm Piñera entsprechend teil und verkündete - mit dem Volumen der Handelsbilanz Chile-China vor Augen (2018: ca 43 Mrd US \$) : „Wir wollen Chile in ein maßgebliches Handelszentrum für chinesische Unternehmen für ganz Lateinamerika umwandeln“.³³

Politiker, die so massiv gegen die Interessen der eigenen Bevölkerung agieren, müssen eigentlich auch juristisch zur Verantwortung gezogen und vor Gericht gestellt werden.

Marktmässiger Naturschutz durch Großunternehmer, oder: weil Tompkins die Natur erhält, haben Militärs & Konzerne ein Problem

Douglas Tompkins hatte 1989 sein Modeimperium Esprit und anderes verkauft und war

³³ "Queremos transformar a Chile en un verdadero centro de negocios para las empresas chinas, para que ustedes puedan, desde Chile, llegar también a toda América Latina"

seither dabei, gezielt enorme Waldflächen zwischen Puerto Montt und Chaitén aufzukaufen, um ein grosses zusammenhängendes Gebiet vor dem weiteren Raubbau der nationalen und internationalen Holzfirmen zu schützen.

Ich kannte nicht die katastermäßig eingetragenen Daten, aber man sprach von mindestens 300.000 ha, die Tompkins in einen privaten Naturschutzpark zwischen der Pazifikküste und der argentinischen Grenze verwandeln wolle. Die lautesten Gegner waren zunächst die Militärs. Denn der Tompkins-Park ("Parque Pumalín") riegelt praktisch den patagonischen Süden Chiles vom Rest des Landes ab und reicht zudem über die Landesgrenze hinein nach Argentinien. Für die Militärs stand daher ihre Sicherheits-Ampel auf rot. Eigentlich genauso stark protestierten die Holzfirmen, die sich jetzt an einer "betriebswirtschaftlich sinnvollen" Nutzung genau der borealen Regenwälder gehindert sahen, von denen wir bei unserer Süd-Tour so beeindruckt waren. Da Tompkins bzw. seine Stiftung ("Fundación Parque Pumalín") nicht nur den Waldschutz als solchen betreibt, sondern auch die verschiedenen Höfe und Güter in seinem Gebiet wirtschaftlich nutzt oder reaktiviert und damit den dort wohnenden Menschen zukunftsfähige Arbeitsplätze schafft, war Tompkins eigentlich ein extremer Neoliberaler, der genau in die Lücke stieß, die ökonomisch, sozial und ökologisch vom neoliberalen chilenischen Staat freigemacht worden war. Der Staat zieht sich aus seinen klassischen Lenkungen zurück und die freien Unternehmer sollen den Markt bilden. Tompkins tat das, aber mit den Kriterien von nachhaltiger Entwicklungspolitik. Das war absolut neu in Chile - sowohl für die bisher herrschende Rechte und die Militärs als auch für die neuen Demokraten der Linken.

Welche Bedeutung Tompkins für Chile, für seine Kultur, seine Umwelt, seine Rohstoffe und damit für den Erhalt von Chiles Identität hat, wird erst deutlich, wenn man sich - sehr komprimiert - sein langjähriges Engagement für den Naturschutz in Chile vor Augen hält, das für mich selber die größte Motivation für unsere eigenes FES-Programm wurde. Angelpunkt von Tompkins' Engagement war 1991 der Ankauf eines weitgehend ungenutzten Waldstücks auf der Höhe von Chiloé, wo der Río Reñihué in den Fjord gleichen Namens mündet. Die 17.000 ha Primärwald wollte er vor den Holzfirmen schützen, d.h. erhalten. Systematisch kaufte der Amerikaner weitere Wald- und Landflächen dazu. Darunter vor allem vernachlässigte oder verlassene Bauernhöfe und deren Areale. Die Gesamtfläche umfaßte schließlich mehr als 350.000 ha und wurde vom sozialdemokratischen Präsidenten Ricardo Lagos 2005 offiziell zum „Nationalpark Pumalín“ erklärt. Nicht allein das bei reichen Amerikanern bekannte soziale Engagement in Form einer Stiftung, in die ein Großteil ihres Vermögens verlagert wird, war in Chile weitgehend unbekannt und wurde nicht nur von den Militärs misstrauisch betrachtet.³⁴ Zunächst wirkte auch Tompkins' Gesamtkonzept in der Region befremdlich: denn er schuf ein öffentlich zugängliches riesiges Gelände mit Wanderwegen, Übernachtungshütten, Biwak-Plätzen und einem Zustrom an naturinteressierten Besuchern, die kein 5-Sterne-Hotel erwarteten. Die einen sahen zum ersten Mal in ihrem Leben 2000 Jahre alte Bäume, insbesondere die unter Naturschutz stehende Alerce. Andere waren sehr angetan von der jetzt umsichtig geförderten Ökolandwirtschaft in Pumalín, die sich an den lokalen Bedingungen ausrichtete, die Biodiversität sicherte und dennoch betriebswirtschaftlich stabil blieb.

³⁴ Es gibt zwar nur eine Stiftung, die von Bill & Melinda Gates, die über ein so gewaltiges Vermögen von 43 Mrd US \$ verfügt, dafür aber viele weitere mit einer Ausstattung von jeweils mehreren Milliarden.



Tompkins-Programm: Ausschnitt des Pumalín-Parks mit Primärwald und revitalisierten Landwirtschaftsflächen im Süden Chiles

Ich freute mich für Chile, dass das Durchhaltevermögen, das Geldvermögen und vor allem die Weitsicht von Tompkins im Laufe der Jahre bei einigen führenden Politikern so viel an Bewußtseinswandel bewirken konnten, dass die nächste sozialdemokratische Präsidentin, Michelle Bachelet, im Februar 2018 gemeinsam mit der Witwe von Douglas Tompkins den Erlaß zur Schaffung des „Pumalín National Park – Douglas R. Tompkins“ unterzeichneten. Damit wurde Pumalín Kern eines ganzen Nationalpark-Netzes in Patagonien mit 5 Mio ha Gesamtfläche. Der Höhepunkt der Tompkins-Vision, die er selber leider nicht mehr erlebte, weil er in seinem Park bei einer Wildwasserfahrt mit seinem Kayak Ende 2015 ertrunken war.

Öko-Landwirtschaft als Teil des Pumalín- Nationalparks

Die Debatte um den vormaligen globalen Unternehmer und anschließenden Naturschützer Doug Tompkins hielt auch die nächsten Jahre noch an und reichte bis in die Lateinamerika-Kreise in Deutschland. Tompkins hatte das hohe Risiko erkannt, dem Chiles Süden nach den neuen neoliberalen Spielregeln ausgesetzt wurde. Nur



wollten die Länder des Nordens in der Inbesitznahme der Rohstoffe des Südens kein

großes Problem sehen, auch nicht in Deutschland. Chile hatte ja den Ruf, Modell zu stehen für eine selbsttragende Ökonomie eines Schwellenlandes.

Ich mischte mich in diese Modell-diskussion auch dann noch ein als wir schon längst wieder in Bonn zurück waren und ich meiner Referententätigkeit in der FES wieder nachging. Außer dem Buch „Chile – Modell auf Ton“ konnte ich unterschiedliche kürzere und längere Beiträge zum Chile-Prozeß in verschiedenen Medien publizieren, wie z.B. in der Wochenzeitung *Freitag* oder in der *Frankfurter Rundschau*).

Kultur des Naturschutzes : bei den Pehuenche

Die Pehuenche sind eines der Völker der indigenen Großfamilie der Mapuche. In ihrer Sprache, dem Mapudungun, ist „pehuén“ das Wort für Araukarie und „che“ bedeutet Mensch oder Volk. Sie sehen sich also als das Araukarien-Volk.

Ihr absoluter Lebensmittelpunkt sind bis heute eben diese Araukarien. Sie kochen und essen deren Samen, die aussehen, wie der Kern der Paranüsse. Sie mahlen diese Samen und pressen dann das Nussöl aus und benutzen den trockenen Rest wie Mehl. Sie trocknen die Samen an langen Schnüren in ihrer Hütte für die schneereichen Winter. Dann sind die getrockneten Nüsse ihre eigene Hauptnahrung und die ihres Viehs. Natürlich sind ihre Häuser aus dem Holz der Araukarien gefertigt, eben- so wie die Dachschindeln und wie das Brennholz. Die neue, demokratische Regierungskoalition hatte die Araukarien nach 1990 unter Natur-schutz gestellt. Das begrüßen alle meine Umweltfreunde. Über Eduardo Astorga, unseren Öko-Juristen, konnten wir bei der Novellierung von Gesetzen zur Luftreinhaltung oder zum Forstmanagement, aber auch zur Neubewertung und Respektierung der indigenen Lebensweise der Pehuenche-Indianer im Süden Chiles beitragen. Diese Ur-Bewohner des chilenischen Südens hatten in der Zeit der Conquista erfolgreich Widerstand gegen die Spanier geleistet. Sie wurden erst entscheidend durch die deutschen Einwanderer ab Mitte des 19. Jahrhunderts weiter nach Süden und in die Berge abgedrängt. Und sie kämpften unter Pinochet - ohne Chance - gegen die meist ausländischen Holzkonzerne um den Erhalt ihrer Araukarienwälder.

(Brief-Auszug:)

Um mir selber ein klares Bild von den Existenzbedingungen der Pehuenche zu machen, war ich einige Male in den Araukarienwäldern im Süden unterwegs. Diese Wälder sind immer eine Reise wert. Dazu die Vulkane, auf denen sie wachsen und unter deren Ascheregen sie gelegentlich auch verschwinden – wie zuletzt beim Ausbruch des Llaima in meiner Lieblingsgegend um Lonquimay. Wenn ich es eilig habe und nicht den Weg über den Llaima-



Paß nehmen will/kann, fahre ich gern durch den Tunnel „Las Raices“, ein Tunnel, der kurz nach dem Ersten Weltkrieg mühsam gegraben wurde. Er war zunächst für die Holzfuhrwerke gedacht, die kaum den Paß schaffen konnten. Später fuhr einspurig eine Eisenbahn hindurch. Und die Schienen dieser Bahn liegen noch immer dort, d.h., heute ist die Fahrt mit dem Auto ein Balanceakt auf den Schienen, denn Platz nach rechts oder links vom Schienenstrang bietet der Tunnel nicht. Und wenn, dann würden die Stoßdämpfer nicht lange mitspielen. Es ist eine Einbahnstraße. Folglich gibt es auch eine Rot-Grün-Ampel und einen Ampelwärter. Wenn der dann auf grün schaltet, wird die Fahrt am spannendsten bei offenen Fenstern. Von den Felswänden und der Decke tropft das Wasser. Der Motor wirft sein Echo von beiden Wänden auf dich zurück und den Höhepunkt dieses kleinen Abenteuers erreicht man genau in der Mitte des Tunnels. Dort sollte man den Wagen anhalten. Motor aus. Licht aus. Es herrscht absolute Finsternis und absolute Stille – bis auf das tok-tok der Wassertropfen aufs Autodach. Nur ein paar Meter weiter gewinnt man die Illusion, in Richtung vorne gäbe es einen winzigen hellen Punkt. Beim Fahren vergrößert der sich allmählich - es ist wirklich das Licht am Ende des Tunnels. Jede dieser Fahrten ist wie die allererste immer wieder tief beeindruckend.

Dazu die heißen Quellen für ein Entspannungsbad nach der langen Autotour. Dazu der See Galletué, aus dem der BioBio entspringt, der wasserreichste Fluss Chiles, dessen Name in Mapudungun "grosses Wasser" bedeutet. Bei normalem Wetter ist der Weg auch mit einem normalen Pkw zu schaffen. Bei starkem Regen wird es schon schwierig, und im Winter bei Schnee, der gerne auch zwei Meter hoch liegen kann, hat selbst ein guter Jeep kaum eine Chance durchzukommen.

Bei einer der Touren hatte ich mir vorgenommen, ein bißchen genauer hinzuschauen bei dem neuen Gesetzestext: „die Araukarien stehen unter Naturschutz“. Ich hielt vor einem der Sägewerke beim Dorf Curacautín an und zeigte mich interessiert an einem Gartentisch aus Araukarienholz. Durchmesser der Tischplatte sollte mindestens 1,20 m, besser 1,50 betragen. Der Besitzer sah mir an, dass ich diesen Auftrag auch bezahlen könnte. Er bedauerte nur, dass er eine so große Baumscheibe in diesem Augenblick nicht vorrätig hätte. Aber in 2 Wochen bestimmt, dann kommt frische Ware. Auf eine Anzahlung ließ ich mich nicht ein, weil ich erst das Holz sehen wollte. Auch gut. Ich hatte den Beweis, dass die großen Araukarien illegal gefällt und die Klagen der Pehuenche dagegen zu Recht erhoben werden. Damit war auch klar, dass es nicht reichte, in Santiago auf das neue Gesetz zu verweisen. Es ging um die Wirklichkeit.

Wenn wir den Pehuenche zu ihrem Recht und zu ihrem kulturellen Überleben helfen wollten, dann brauchten wir mehr Verbündete, ein Netz unterschiedlicher Vertreter der Gesellschaft.

Als FES versuchte ich über die schon engagierten NRO hinaus unterschiedliche Kräfte zusammenzubringen: Politiker unserer befreundeten Parteien, weitere NROs, Entwicklungshelfer, die weit im Süden, in der Region um den Ort Lonquimay ohnehin schon arbeiteten, natürlich auch Journalisten und sogar den Rektor der Universität von Temuco (Heinrich v. Baer) suchte ich auf – obwohl er sehr im Verdacht stand, Anhänger Pinochets zu sein ...

In Lonquimay („Hauptstadt der Pehuenche“) hatte ich sehr schnell einen wichtigen Verbündeten gefunden – was mich selber überraschte. Denn Richard lebte mit seiner chilenischen Frau hier als US-Entwicklungshelfer in einem kleinen Holzhaus mitten im Ort. Ich war von mir selbst überrascht, weil ich alles andere als ein Freund der US-Entwicklungshelfer (US Peace Corps) bin. Aber Richard und Gloria standen so eindeutig auf Seiten der Pehuenche, dass ich ungemein viel von den beiden über unsere Zielgruppe lernen konnte. Und ich durfte bei jedem Besuch bei ihnen duschen und sie hatten sogar heißes Wasser und kochten

einen ordentlichen Kaffee. Sagen wir: alles paßte. Wir besuchten zusammen eine der Clangemeinschaften, einen Lof, und dort vor allem den spirituellen Kopf, eine Machi. Mir ging es um Maßnahmen, die auch die Pehuenche für sinnvoll hielten und um Personen oder Institutionen, denen sie vertrauten. Gemeinsam entwickelten wir eine Handlungsstrategie. Danach durften wir noch der vielleicht wichtigsten Zeremonie der Pehuenche beiwohnen, dem **Nguillatun**, der symbolstarken Pflanzung einer neuen Araukarie.

Nguillatun ist wie Geburt und Auferstehung, wie Weihnachten und Ostern zusammen. Tanz und Gesang und die Musikbegleitung der Trommel gelten der Bitte um Regen und Gesundheit und ausreichend Nahrung und Vermeidung von Feuersbrunst durch Vulkanausbruch, und um gesunde Kinder..... Wenn die Liste lang ist, kann ein Nguillatun schon mal 4 Tage dauern. Wir blieben als Gäste nur einen Tag.



beim Nguillatun der Pehuenche

Ich sah jetzt die Chance, einen Prozeß mit anzustossen, der auch der neuen Regierung zeigt, dass eine deutsche sozialdemokratische Institution nicht nur auf die unmittelbaren Interessen chilenischer Sozialdemokraten oder Sozialisten oder PPD schaut, sondern das Soziale und das Demokratische der gesamten Gesellschaft ebenso im Blick hat. Für mich zeigte sich die Wirkung, als in einem Teil der Gemeinde Lonquimay, in der Pehuenche-Siedlung Quinquén, so etwas, wie ein Test-Protest gegen Jahrhunderte alte Unterdrückung durch Santiago Gestalt annahm. Die neue Regierung der Großen Koalition wollte (und mußte) jetzt zeigen, dass sie die „Indianerfrage“ anders als ihre Vorgänger angehen wollte. Das Jahr 1992, 500 Jahre nach Kolumbus, bot sich an, um ein politisches Zeichen zu setzen. Aber bitte keine geheimen Abkommen. Wir erreichten, dass Journalisten einer landesweiten Zeitung unter dem Titel "Pehuenches unterzeichnen Abkommen (mit der Regierung)" über neue Garantien der Regierung Aylwin für den Erhalt des indigenen Lebens-raumes berichteten und durch diese Medien-Öffentlichkeit mehr Aufmerksamkeit und mehr Schutz für die Bedürfnisse der Pehuenche erwirkt wurde.

öffentlicher Vertrag zwischen Pehuenche und Chiles Großer Koalition, Quinquén, 1992

Ich war mit dieser Entwicklung natürlich sehr zufrieden, auch wenn ich immer hoffte, dass es kein *fake-Vertrag* ist, wie zwischen den US-Regierungen und den First Nations in den USA oder den australischen Regierungen und den Aborigines. Wir



sollten wachsam bleiben.....

*ER unterwegs
in den Araukarienwäldern
im Pehuenche-Land*

20 Jahre später zeigten die Mapuche-Völker allerdings, dass sie im Laufe der Jahre politischer geworden waren und gelernt hatten, sich zu organisieren, um für ihre Identität und für ihre Lebensgrundlagen auch öffentlich nachdrücklich einzutreten. Sie waren 2011-12 sehr aktiv an den monatelangen Protesten gegen die rechte Regierung Piñera beteiligt, bzw. gegen die Zerstörung der südchilenischen Lebensräume durch die gewaltigen Staudammpläne unter dem Projektnamen „**Hidroaysén**“. Die Ordnungskräfte der Regierung Piñera reagierten durch Verhaftung, die Gerichte mit Gefängnisstrafen. Die Mapuche protestieren nun erst recht. Und vor allem fragten sie nach den nächsten Wahlen vom Dezember 2013: was wird sich unter der neuen, sozialdemokratischen, Präsidentin Bachelet bei der Energiepolitik, bei der indigenen Menschenrechtspolitik wirklich und endlich ändern. Das blieb zunächst eine offene Frage.³⁵



Interessant, sogar sehr erfreulich, war für mich dagegen die ganz andere Begegnung mit Pehuenches im chilenischen Sommer 2017. Zusammen mit Miriam und Dani sowie seiner Freundin Jenni hatten wir uns mal wieder gemeinsam in den Süden Chiles aufgemacht. Mich selber hatte besonders stark die aktuelle Lage im Mapuche-Land interessiert. Wir liessen also Santiago mit seinen Konsumtempeln (*Parque Arauco, Jumbo....*) ebenso hinter uns, wie die 64 Stockwerke des höchsten Turms Lateinamerikas (*Gran Torre Santiago*) und fuhren - fast wie früher - nach Süden, in Richtung der großen Latifundien. Als alte Perubewohner mußten wir allerdings an dem Latifundium eine Pause einlegen, das heute zu den wahrscheinlich wichtigsten chilenischen Museen indigener Kultur und Geschichte der Incas zählt, dem **Inca-Museum in Sta Cruz**. Dabei wäre der Besuch dieses großbäuerlichen Wohnsitzes auch ohne den anthropologischen und kulturhistorischen Inhalt den Stop wert gewesen: Das Museo Colchagua war die richtige Einstimmung um noch viel weiter nach Süden, ins chilenische Indianerland zu fahren. Auch wenn es da diesen Beigeschmack gab: der Gründer und Financier des Museums war schließlich niemand anderes als *Carlos Cardoen*, der wohl wichtigste, einflußreichste Waffenhändler der Pinochet-Ära. Er hatte also einen Teil seines Vermögens der Gesellschaft in Form dieses Museum zurückgegeben! Ich behielt diese Geschichte für mich, weil jedem der Gruppe die Ausstellung

³⁵ immerhin wurde Michelle Bachelet auch aufgrund ihre „Indianerpolitik“ in Chile dann 2018 zur Menschenrechtskommissarin der Vereinten Nationen praktisch einstimmig gewählt

gefiel und sie für sich gesehen wirklich gut aufgebaut ist.

*kulturhistorisches Museum
(Museo de Colchagua) in
Sta Cruz*

Unsere Tour ging weiter nach Süden, durch die Araukarienwälder parallel zu den überhaupt nicht eingeschlafenen Vulkanen nach Lonquimay und Quinquén, am BioBio entlang und hinunter nach Icalme und Pucón. Richtig schöner Tourismus. Araucanía, Indianerland mit endlos vielen, ganz unterschiedlichen Naturräumen, von denen wir einige mehr, andere weniger schweißtreibend erwanderten.

*Landschaft bei Icalme:
friedlich wie immer*



Am Ende stand als Belohnung das Beste, das die Vulkane anbieten: natürliche Thermalbäder. Nicht irgendeines. Das schönste in ganz Chile: die *Termas Geométricas*, rd 2 Stunden Fahrt von unserem Hotel in Pucón.

*im
Pehuenche-Land*

*jeder von uns freut sich, dass die
Lava des Llaima schon gut
abgekühlt ist*

*jeder freut sich noch einmal, wenn
schwierige Strecken wieder einmal
heil überstanden sind.....*



..... und

wir einsteigen können in die

Termas Geométricas

Die Termas sind kein Warmwasser-Pool, sondern eine Schlucht, ein Felseinschnitt, wo aus dem Boden bis zu 85 Grad heißes Wasser brodelt und in kleinen Becken eingefangen ist. Insgesamt sind es 17 unterschiedlich heiße und 2 kalte Becken. Über Holzstege sind sie miteinander verbunden. Am



Ende der Schlucht wartet sogar ein Wasserfall. Dort stürzt das kalte Wasser des Río Estero vielleicht 15 m in die Tiefe und kann als Dusche mißbraucht werden.

Wie gesagt: richtig schöner und friedlicher Tourismus im Land der Pehuenche. Darüber hinaus wollte ich aber sehen, in welche Richtung sich die Dinge im Land der Pehuenche weiter entwickelt haben. Dafür nahm ich mir von unserer Gruppe eine Auszeit und den gemieteten Jeep. Ein Abstecher in Richtung argentinische Grenze war jetzt der Plan, also in die Region weiter östlich, hinter den klassischen Urlaubsorten der Chilenen, wie Villarica oder Pucón. Von Pucón zur argentinischen Grenze liegt auf halbem Weg der Flecken Curarrehue.

*Mapuche-Kirche in
Curarrehue, 2017*

Bis hierher war ich früher nie vorge-
drungen. Dabei hat
dieser kleine Ort
eine sehr komplexe
Geschichte.

Zunächst wollte ich
wissen, weshalb die
Pehuenche diesen
Flecken „Ort des
steinernen Altars“
nennen. Das hätte
ich gerne in der



attraktiven Holzkirche nachgefragt. Nur, es ließ sich niemand blicken, der eine Antwort hätte geben können.

Dann fand sich bergauf ein Mapuche-Museum mit all dem attraktiven Silberschmuck ihrer Frauen, mit Kleidung und Waffen und den verzierten Trommeln – und mit den Erläuterungen über die Bedeutung der Araukarien, vor allem der Samen dieser Bäume. Die Dame des Museums hatte Zeit, denn es hatte sich kein anderer Besucher hierher verlaufen. Sie erzählte von den zwei großen Migrationswellen, die Curarrehue zum heutigen Ort hatten anschwellen lassen: Noch vor dem Ersten Weltkrieg hatten europäische Siedler mit Unterstützung des chilenischen Militärs bestimmte Waldgebiete für Ackerbau und Viehzucht besetzt und damit automatisch die „First Nation“, die Mapuche, in das heutige Gebiet vertrieben.

Der nächste Migrantenstrom hatte mit der Weltwirtschaftskrise um 1929 zu tun und jetzt suchten zahlreiche chilenische Familien im Raum Curarrehue eine Überlebenschance. Das hing auch mit dem Bau der Straße nach Argentinien zusammen, auf der ich gerade unterwegs war. Die Dame im Museum gab mir am Ende die wichtigste Information überhaupt. Sie zeigte mir ein Café, nur ein paar Minuten Fußweg entfernt, das von einer Mapuche betrieben wird. Dort lohne es einzukehren. Ich tat es und sah, wohin sich Mapuche auch als Unternehmer weiterentwickelt hatten: Die Chefin im Café machte praktisch alles aus den Piñones: Suppen, Kuchen, Törtchen, Marmelade und vielleicht auch Schnaps. Jetzt hatte sie gerade ein riesiges Brot aus Piñones-Mehl gebacken, das ich anschneiden und probieren sollte.

*"piñones"
Samen der Araukarien*



*Piñones-Brot in Curarrehue: die Ehre des
Anschnitts*



Hier wurde mir noch klarer als zuvor, dass die Samen der Araukarien mindestens die kulturelle und biologische Bedeutung für die Pehuenche besitzen, wie die Quinoa im traditionellen Andenhochland von Peru und Bolivien.

Natürlich kaufte ich der Mapuche einen Teil ihres exquisiten Brotes ab. Schließlich hatte ich ja noch einige Stunden bis zur Grenze vor mir – und wieder zurück. Von den Fußmärschen durch die Wälder am Fuß des Vulkans Lanín und dem Bad im Vulkan-See Quilleihue ganz zu schweigen.

*Pfadfinder sucht Zugang
zum Vulkan Lanín
im Schutz einer uralten
Araukarie, 2017*

Der Lanín ist für uns Reisende und für die Politiker und die Militärs eine sehr markante Landmarke. Er steht genau auf der Grenze Chile-Argentinien. Für die Mapuche eher eine Gottheit, die Leben spenden kann (die Schmelzwasser speisen jede Menge Flüsse und Seen ringsum). Und der Vulkan nimmt auch Leben, wenn er seine Lavaströme über das Land ergießt.



Ich war genau bis zur argentinischen Grenze gefahren, parkte den Wagen etwas abseits auf einem Holzweg und versuchte, quer durch den Araukarienwald auf den Grenz-Vulkan zuzugehen. Alles andere als einfach, weil die Blätter der Araukarien scharfkantigen Widerstand gegen solche Eindringlinge entfalten, selbst wenn man Pfadfinder ist. Aber, es gibt sie noch, die Araukarienwälder. Und das ist entscheidend.....

Buen Vivir - auch für Chile sinnvoll

Besonders in Ecuador und Bolivien, auch in Peru wurde von den indigenen Völkern und einigen mitdenkenden Weißen etwa ab 2007 ein Prozeß in Gang gesetzt, der den Erhalt und die sinnvolle Nutzung von Naturräumen über Profitgier setzt. In Ecuador war vor allem die Gier nach Öl die Ursache für die Zerstörung und Vergiftung des wichtigsten Ökosystems, das wir auf der Erde haben: des tropischen Regenwaldes. Ecuadors Regierung hatte es zwar geschafft, das Thema „Öl gegen Regenwald“ unter dem Namen **Yasuní-ITT-Initiative** bis September 2013 auf die Agenda der Vereinten Nationen zu setzen. Einige Staaten hatten sich der Initiative auch angeschlossen und finanzielle Unterstützung zugesagt. Aber gerade die deutsche CDU-FDP-Regierung mit Kanzlerin Merkel würgte die internationale Diskussion um den Erhalt des Regenwaldes im Yasuní-Nationalpark ab (s. Reiseband I, S.147).

Die Indigenen in Ecuador sprechen bei dieser Initiative von **Buen Vivir**, was weniger ein Projekt benennt als ihre Lebensphilosophie zum Ausdruck bringt.³⁶ Auch die chilenischen Mapuche stehen hinter dem Buen-Vivir-Ansatz und seiner Umsetzung in Alltagspraxis. Und sie haben auch dahinter gestanden als ich als FES-Vertreter mit ihnen in Süd-Chile zusammen arbeiten konnte. Zwar hatten sie und wir als FES noch nicht die Überschrift *Buen Vivir* gefunden, aber wir verfolgten gemeinsam genau diese Philosophie. Besonders die massiven Demonstrationen zwischen 2010 und 2013 zeigten allerdings, dass sich der Wind seit Beginn der 1990er Jahre nie entscheidend gedreht hatte und *Buen Vivir* in Chile von Regierungsseite weder unter Pinochet noch unter den Concertación-Regierungen eine politische Zielgröße im Sinne nachhaltiger Entwicklungspolitik war. Immerhin hat Präsidentin Bachelet am Ende ihrer zweiten Amtszeit (2014-18) mit der Dekretierung des erweiterten „**Pumalín Nationalparks**“ einen wichtigen und richtigen Schritt zum Erhalt der patagonischen Regenwälder getan – und hat damit die erste Pumalín-Initiative von Präsident Lagos konsolidiert (s.o., S.117).

Noch ein weiterer Schritt mußte getan werden, und zwar um den Unternehmer-Präsidenten Piñera auszubremsen. Der hatte in seiner ersten Amtszeit, im Mai 2011, ziemlich autoritär die Errichtung von Staudämmen und Stauseen im patagonischen Süden von Aysén beschlossen, um die Kupferindustrie im Norden mit Energie zu versorgen.³⁷ Dafür

³⁶ Das indigene Wort im ecuadorianischen Quetchua lautet *Sumak kawsay* und bedeutet:
Miteinander und mit der Natur in Harmonie zusammen leben

³⁷ Die Süddeutsche Zeitung malte bei der Amtsübernahme Piñeras mit knappen Strichen ein klares Profil des neuen Präsidenten, mit dem 20 Jahre nach Pinochets Rücktritt endlich das Bündnis aus Militär und Kapital wieder an der Macht ist: *Allende hatte die Kupfer-Minen im Norden seinerzeit verstaatlicht, Piñera wird sie vorläufig wohl kaum privatisieren, obwohl es solche Bestrebungen gibt. Ansonsten glauben seine Anhänger, dass der Milliardär genau der richtige Mann ist, um Chile so erfolgreich zu führen wie seine Firmen. Seine Anteile an der Fluglinie Lan sowie einer Luxusklinik verkauft der Krösus zögerlich, noch immer gehören ihm 11,3 von zunächst 26 Prozent von Lan. Den Fußballklub Colo Colo und den Fernsehkanal Chilevisión behält*

hatte das staatliche Energieunternehmen ENDESA Voruntersuchungen geleistet und als Argument ins Feld geführt:

.... irgendwann nach 2020 werde Chiles Energiebedarf so angestiegen sein, dass die in Hidroaysén geplante Installation von 2.750 MW mit der dadurch möglichen Leistung von 18.500 GWh/Jahr absolut erforderlich sei. Und die Wasserkraftwerke in der Region Aysén seien zudem klimafreundlich. ...



intakte Region Aysén ohne Staudamm

Ähnlich wie in Deutschland seit 2010 / 2011 argumentieren die Umweltschützer heftig gegen die Trassen der Überlandleitungen, die aus Chiles Süden in Chiles Zentrum und weiter in den Norden geführt werden müssten, um den Aysén-Strom zu den Kupferminen zu transportieren. Andere Stimmen aus der Protestbewegung ergänzten diesen Aspekt durch den Hinweis, dass es überwiegend privatwirtschaftliche ausländische Konzerne sind, die diesen Strom benötigen, um ihre Gewinne anschließend außerhalb Chiles am globalen Markt zu realisieren. 30.000 Menschen waren allein im menschenleeren Süden zusammengekommen, um gegen „Hidroaysén“ zu protestieren. Allerdings war die Kritik an der Regierung Piñera umfassender angelegt. Im Süden traten die Mapuche nicht nur wegen Hidroaysén in den Hungerstreik und nicht nur „wegen ein paar Bäumen“.

Wie auch in Santiago richteten sich die Demonstrationen auch gegen die privatisierten und dadurch teuren Bildungseinrichtungen des Landes und gefordert wurden lebenswerte Städte und soziale Sicherung, wie Mindestlohn, sozialverträgliche Renten, öffentliche Krankenversicherung. Dieser Themenpalette mußte sich dann nach ihrer Wiederwahl die neue Staatspräsidentin Bachelet ab März 2014 stellen. Denn alle vorherigen Regierungen

er, verwalten soll sie eine Stiftung. Sein Kabinett füllen vor allem konservative Technokraten, Anwälte und Geschäftsfreunde aus Eliteuniversitäten und Konzernen, Außenminister Alfredo Moreno z.B. stammt aus dem Großmarktimperium Falabella (SZ,11.3.2010)

der Concertación hatten diese Themen ausgespart.³⁸

Bachelet wollte ein klares Zeichen setzen und entschied die definitive Absage des Staudamm-Komplexes „Hidroaysén“. Sie verkündete diese Botschaft am 17. November 2017. Klingt wie ein Geburtstagsgeschenk für mich.....



*Mapuche-Proteste
gegen Polizeiwilkkür,
2012, Santiago*

Die immer massiver auftretenden Gegner dieser Wasserkraftwerke konnten sich inzwischen auf Untersuchungen und Hochrechnungen der Universidad de Chile und andere stützen, wonach um

das Jahr 2025 das mögliche *Einsparpotenzial* an Energie und *erneuerbare Energien* in der Summe erheblich mehr erbringen können als das, was Hidro-aysén erbringen sollte.

An dieser Entwicklung hatte mich beides gefreut: dass hier Entscheidungen zugunsten des Umweltschutzes von der Gesellschaft nachdrücklich gefordert und dann auch politisch getroffen wurden, für die wir uns als FES schon viele Jahre zuvor eingesetzt hatten; und dass die Zivilgesellschaft, einschließlich Mapuche, sich so den Kapitalinteressen widersetzt hatten, wie ich mir das von den NROs schon bei dem Rio-Gipfel 1992 und von den Pehuenche erhofft hatte.

Und als drittes kam - spät - genau das Sonnenkraftwerk „Atacama I“ als Alternative zu Hydroaysén dazu, das ich fast 30 Jahre zuvor dem Energieminister Toha vorgeschlagen hatte. Aber zurück in die 1990er Jahre.

UNSERE ÖKOLOGISCHEN SELBSTVERSUCHE IN CHILE

Douglas Tompkins bedeutete also eine starke Motivation, um mit persönlichem Engagement im Rahmen der eigenen Möglichkeiten an der Überwindung des chilenischen Neoliberalismus mitzuarbeiten. Dazu starteten wir auch auf privater Ebene ganz unterschiedliche Initiativen.

Bio-Eier der Mapuche

Mit dem deutschen Deutschlehrer an der Deutschen Schule und späteren Rektor der

³⁸ R. Agacino, „Anticipando el futuro“, *Rebellion.org*, 1. September 2011 und J. Massardo, „La significación histórica del movimiento estudiantil“, *Rebellion.org*, 25. August 2011

chilenischen Thomas-Morus-Schule, Stefan Berg, und seiner Frau Frauke verband uns außerordentlich viel an gleichgesinnter Interpretation der Verhältnisse im Lande und was man selber noch tun könnte, um auf die Verhältnisse einzuwirken. Stefan war überzeugt, dass seine Arbeit als Lehrer und Rektor schon einen spürbaren Einfluss auf das Konsumdenken der nachwachsenden Generation hin zu mehr Nachhaltigkeit bewirkt, einschließlich solcher Kategorien, wie vernetztes Denken und vernetztes Handeln anstelle der Ich-Philosophie des gegenwärtigen Liberalismus. Ich hoffte eigentlich auf eine vergleichbare Wirkung meiner Arbeit in meinem gesellschaftspolitischen Umfeld. Dennoch fehlte uns irgendwie dieser weitere Schritt, der sichtbare Selbstversuch. Stefan und Frauke und ihre Kinder wollten in Chile bleiben und hatten daher vor einigen Wochen eine alte Farm südlich von Santiago, Richtung Calera de Tango, erworben. Kein riesiges Anwesen, aber Platz für ein paar Kühe, ein paar Pferde, freilaufende Hühner und Ackerland, das eben ökologisch genutzt werden sollte. Im Übrigen auch noch Platz, um bei jedem Besuch zusammen mit allen Kindern eine Runde Fußball zu spielen. Wir wollten jetzt im Rahmen dieser neuen-alten Farm ein Projekt starten, das sowohl der indigenen Bevölkerung im Süden wirtschaftlich nützen sollte als auch attraktiv für die umweltbewußte Mittelschicht in Santiago wäre. Und das ohne allzu große Investitionen als Versuch gestartet werden konnte. Wir kamen auf die sehr besonderen Hühnereier der Mapuche, weil deren 2 Rassen Cholesterin-arme Eier legen. Im Aussehen, wie große Wachteleier. In Santiago gab es schließlich die öffentlich geführte Diskussion, dass die täglichen Frühstückseier einer Mittelstandsfamilie den Cholesterin-Spiegel in problematische Höhen treiben und u.a. Gallensteine erzeugen.

(Brief-Auszug:)

Stefan und Frauke hatten das Land und wir wollten das alternative Produkt organisieren. Für meine nächste Dienstreise in den Süden hatte ich mir dafür Stefans robusten Pick-up ausgeliehen, weil ich bei der Gelegenheit auch zu einigen der verstreut und abseits liegenden Mapuche-Höfe vorstoßen wollte, um von ihnen frische Eier zu kaufen. Klingt ein bisschen merkwürdig, dass jemand 700 Km hin und dann wieder 700 Km zurück fährt, um ein paar frische Eier einzusammeln. Der Grund sind aber diese besonderen Hühner der Mapuche, die aussehen wie Perlhühner, deren Eier die bläulich schimmernde Farbe von Wachteleiern besitzen und die - und darum ging es - extrem Cholesterin-arm sind. Ich war dann nach meinen Terminen über Temuco ins Mapuche-Hinterland gefahren, fuhr dort auf irgendwelchen Feldwegen an einige einsame Indio-Hütten heran, wenn ich irgendwo ein Mapuche-Huhn herumlaufen sah und marschierte das letzte Stück zu Fuß, um den Bauern nicht zu sehr zu erschrecken.

*Mapuche Gehöft,
Süd-Chile, 1991*

In aller Regel war nur die Bäuerin und ihre kleineren Kinder zu Hause. Der Mann wahrscheinlich bei den Holzfällern im Wald, um ein bißchen Bargeld zu verdienen. Die Verständigung war jedes Mal äußerst schwierig. Erstens



sprachen die Frauen meist nur gebrochen Spanisch. Die Spanisch lernenden Schulkinder waren nicht im Haus. Der besser Spanisch sprechende Mann war irgendwo als Hilfsarbeiter unterwegs.

Das zweite Problem war auch überall dasselbe: wieso kommt so ein reicher Mann mit seinem Auto hierher, um unsere Eier abzukaufen. Der hat doch genug Geld, um in der Stadt in einen Supermarkt zu gehen und dort alle Eier der Welt zu erwerben. Großes Misstrauen! Verständlich. In ungefähr 15 Fällen kamen wir nach einer Weile dann aber doch ins Gespräch und dann zeigte sich das dritte Problem. Es waren wirklich Lauf-Hühner. In 3 von 4 Fällen habe ich mindestens eine halbe Stunde gewartet bis die Bäuerin wieder aus irgendeiner Ecke des Waldes oder hinter einem Hügel hervorkam und dann ein Ei in der Hand hielt oder vielleicht zwei. Nirgends habe ich mehr als drei auf einmal erhalten können. Am Ende waren es genau 19. Ich habe den Preis bezahlt, der für die "Luxuseier der Stadtmenschen" im Supermarkt bezahlt wird. Jede Bäuerin hat sich über das Bargeld gefreut. Nur, verstanden hat mich keine.

Meine Dienstgeschäfte an der Uni von Temuco und vorher in Concepción und Talca hatte ich alle auf der Hinfahrt erledigt. Jetzt ging es so schnell wie möglich über die A 5 zurück nach Santiago bzw. zu Stefans Farm. Alle Eier kamen heil an und Frauke legte sie ihren eigenen Hühnern sofort unter. Jetzt waren wir äußerst gespannt, welche der beiden araukanischen Alt-Rassen aus den Schalen kriechen würden, die im Süden Collonca oder Quetra genannten. Beide haben jedenfalls nicht die uns vertrauten Schwanzfedern. Beide legen diese bläulichen Eier, wobei die Collonca sogar ein bisschen grün-bläulich schimmern – auch wenn sie frisch sind.

Ich konnte aus dienstlichen Gründen erst wieder nach 3 Wochen bei der Berg-Farm vorbei schauen. Alle Küken waren geschlüpft – und alle hatte der Schäferhund tot gebissen. Warum??

Als Mara uns zusammen mit ihrem Julius besuchte und wir gemeinsam zur Berg'schen Farm hinaus fuhren, war sie sehr gespannt auf unser Eier-Experiment gewesen und hatte nur genau diese triste Nachricht von Frauke erfahren. Dieses Projekt war also zunächst am Schäferhund gescheitert. Wir waren natürlich sehr betroffen. Aber ich wollte deswegen nicht grundsätzlich die ökologischen Selbstversuche aufgeben. Da schob mir mein Teil-Mitarbeiter Guido Girardi die Idee über den Tisch, eine eigene kleine Öko-Farm zu betreiben. Er kannte auch jemanden, der bereit war, rd. 5 ha Land zu verkaufen. Ungefähr 1 Stunde außerhalb von Santiago.

Mit Guido zusammen machte ich mich an einem passenden Tag auf den Weg.

Unsere Öko-Parzelle „El Maqui“

Die Parzelle liegt etwa 1,5 Autostunden von Santiago zuerst nach Norden, um dann irgendwo nach Westen über einen Paß, Richtung Meer, abzubiegen. Es ist besser, man weiß, wo das Fleckchen Erde liegt, denn es ist nicht auf jeder Karte verzeichnet. Ziemlich hügeliges Gelände. Eigentlich ein langgezogenes Tal, die Quebrada Alvarado (erinnerte mich sofort an den UNESCO-Einsatz in Peru, weil damals der Regierungschef General Velasco Alvarado hieß, der Kopf der „linken“ Militärs). Wir fuhren ein paar Kilometer bergauf. Wir kamen zu der Parzelle. Zu sehen war ein einfaches altes Lehmhaus unter Bäumen. Am Grundstücksrand fließt ein Bach. Der alte Mann wohnte hier allein mit seinem Pferd, mit ein paar Obstbäumen, mit eine paar Gemüsebeeten. Im Inneren war sein Lehmhaus und sein kleiner Stall einigermaßen in Ordnung. Aber er schaffte die Arbeit hier nicht mehr. Er hatte seinen Grund "El Maqui" genannt. Der Name klingt

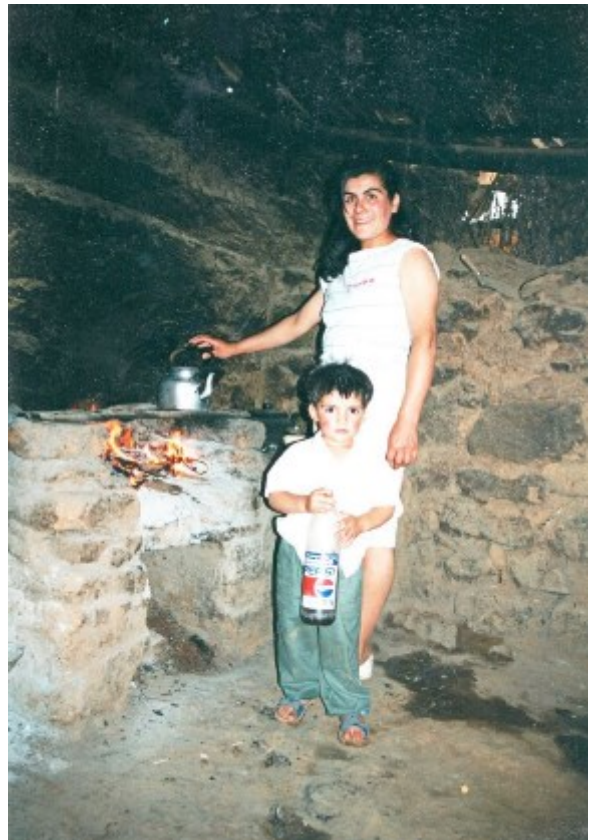
chilenisch. Er soll bleiben, obwohl Guido und ich nicht in Erfahrung bringen konnten, ob damit diese in Chile häufige Pflanze gemeint ist oder etwas anderes.

Das Gespräch verlief ohne Schnörkel. Einfache, klare Worte. Besichtigung des Areals. Alles schlicht, authentisch. Ein bißchen Geld muß schon noch reingesteckt werden. Wir handeln einen erträglichen Preis für angeblich 5 ha Gesamtfläche aus. Die Grundbucheintragung ist dann ein Ding für sich. Dazu werden Naturmerkmale eingetragen: Bachlauf, großer Baum. Aber das ist kein wirkliches Problem. Alles wird im Kataster der nächsten Kleinstadt, Limache, irgendwie festgehalten und notariell abgesichert.

In dem Lehmhaus und der winzigen Küche mit dem selbstgebauten Lehmofen gab es noch Kristian. Und Kristians Frau Viviana und die 2 kleinen Söhne. Sie alle halfen irgendwie dem alten Mann, seinen Tag zu bewältigen.

*Küche unserer Landarbeiter-Familie,
bevor wir die Parzelle gekauft und
investiert hatten*

Diese Beziehung zu der jungen Familie wollte ich beibehalten. Gleichzeitig ging es mir bei diesem zweiten ökologischen Selbstversuch nicht in erster Linie darum, mit diesem Stück Land Geld zu verdienen. Das mußte ich Kristian behutsam klar machen. Kristian ist selber einer der Kleinbauern in diesem Tal. Für diese Bauern dreht es sich immer und verständlicherweise darum, mit ihrem Land ihren Lebensunterhalt zu sichern. Die Quebrada Alvarado ist ihr Geburtsort, ihr lebenslanger Arbeitsplatz (meistens), damit identifizieren sie sich wie mit nichts anderem. Aber das Überleben wird immer schwieriger, vor allem, weil durch die jahrzehntelange „freie Marktwirtschaft“ ihre traditionellen Märkte drastisch geschrumpft sind. Es sind Supermärkte entstanden, die großen Ketten gehören und von anderen großen Ketten mit Obst und Gemüse etc versorgt werden. Der Spielraum der Kleinbauern schrumpft beim Hinsehen.



(Brief-Auszug:)

Wie sich leicht vorstellen lässt, bin ich in letzter Zeit des Öfteren zu dieser Parzelle gefahren. Ich mußte mit Kristian besprechen, was wir gemeinsam aus diesem Land machen werden. Schnell stiegen wir in unser Arbeitsprogramm ein: zuerst mußte ein Zaun um die Parzelle gezogen werden. Den Maschendraht dafür schaffte ich nach und nach in vielen Rollen aus dem „Baumarkt“ der nächsten Kleinstadt – Olmué – in unserem VW-Passat heran. Dabei galt es immer, sehr nüchtern und sehr zielsicher die beiden Planken zu treffen, die als Brücke über den breiteren Unterlauf unseres Baches gelegt waren. Als nächstes sollte ein größeres Wasserbecken gebaut werden. Natürlich habe ich auch dafür die Zementsäcke herangefahren. Und dann kamen noch ein paar Ladungen dünne Wasserschläuche, und einige Fuhren Setzlinge dazu. Denn das Ganze sollte eine Plantage für Zitronen-, Avocado- und ein paar Chirimoya-Bäume werden. Kristian war zwar noch ein junger Mann, aber Bauern / Kleinbauern sind in Chile nicht weniger konservativ als in Deutschland oder

sonstwo. „Das haben wir immer so und so gemacht“

Neu, aber verständlich war für ihn der große Wasserspeicher, den wir gemeinsam mauerten und verputzten. Er sollte die rd. 400 Bäume, die wir gepflanzt hatten, unabhängig von einem trockenen Sommer sicher bewässern helfen.

unsere Parzelle
"El Maqui" 1991 :
Arbeits-
besprechung mit
Kristian

Nebenbei bot ich Kristian und seiner Frau Viviane an, ihren beiden Söhnen darin das Schwimmen beizubringen. Unser Grenzbach durchfließt das ganze Tal. Ihn zapfen



eine ganze Reihe anderer Kleinbauern ebenso an, wie wir. Längst nicht jeder hat einen Vorratsbehälter gebaut. Im Sommer, wenn es trockener wird, können durchaus Konflikte mit den Nachbarn entstehen. Denn anders als ich es aus den Andendörfern von Peru her kenne, gibt es hier kein Wasser-Komitee der Anwohner, um das Wasser gleich-mäßig zu verteilen. Auf diesen Punkt kam ich etwas später zurück, nachdem die nächste Neuerung eingeführt war, nämlich die Tröpfchenbewässerung für unsere jungen Bäume, die ich von den Israelis übernehme. Dafür dienten die vielen Meter Schlauch, die wir im ehemaligen Stall gelagert hatten. Das Wasserbecken steht am höchsten Punkt der Parzelle. Die Schläuche wurden von dort zu jedem Baum verlegt. Das Gefälle reichte aus. Wir brauchten keine Pumpe. Aber neben jedem Baum wurde ein kleines Loch in den Schlauch gebohrt. Diese Bewässerungstechnik hatte bisher niemand in der Quebrada.

Für die Arbeit erhält Kristian von mir ein kleines Gehalt und dann fällt immer mal ein Geschenk mit ab. So hatte ich ihm beim letzten Besuch auch das Gewehr mitgebracht, das er so gerne haben wollte - zum einen, um unser Gelände von unerwünschten Nagern frei zu halten (sagt er), aber in erster Linie wohl, um weiter oben in den Bergen zu jagen und die Speisekarte für seine Familie zu erweitern. Mir ist wichtig, dass Kristian Vertrauen in mein Konzept gewinnt und die Grundgedanken unseres Projekts seinen Nachbarn weiter erzählt.

Der nächste, der politische, Gedanke heißt dann „**Raiffeisen**“.

Denn als Friedrich Wilhelm Raiffeisen da hinten im Westerwald seine Genossenschaftsideen umsetzte, lebten diese deutschen Kleinbauern nicht viel anders als meine chilenischen Nachbarn im Tal. Sie sollen sich daher auch möglichst schnell zu so etwas wie einer Produktions- und Vermarktungsgenossenschaft zusammenschließen, um nicht eines Tages eine überschuldete Parzelle an ein größeres Unternehmen verschleudern zu müssen. Denn „unser“ Tal ist eingerahmt und geschützt von schnell ansteigenden Bergen, hat im Prinzip Wasser zur Verfügung und liegt in nicht allzu grosser Entfernung von Santiago. Potenzial ist damit vorhanden und sicher auch spekulative Blicke. Ich glaube daher, die größte Anstrengung wird beim Versuch liegen, die Kleinbauern des Tals von der Öko-Idee

zu überzeugen und nachzuweisen, dass unsere Zitronen und Avocados ohne Chemie ebenso ihren Zugang zum Markt finden, wie die intensiv gespritzten, Zitronen, Avocados etc im Supermarkt. Denn die Mittelschicht greift den Öko-Gedanken auf.

Tompkins hat das in anderem Zusammenhang und mit seinem Durchhaltevermögen erkennen lassen. „Das haben wir immer so und so gemacht.“ Ja sicher, sage ich, aber die Zeiten haben sich dramatisch geändert....

Die gepflanzten Zitronen sind für diese Gegend Klasse A. Wir werden sie genauso wie unsere drei Zitronen im Vorgarten in Santiago mit Tabaksaft gegen Insektenbefall behandeln. Das Nikotin ist ein starkes Gift, dringt aber nicht in die Pflanze oder die Früchte ein. In dem Sinne ökologisch.



unsere erste Zitronenernte in El Maqui

Ein paar Hektar Land sind nicht gerade sehr viel gegenüber den großen Gütern der Weinbauern oder der Viehzüchter im Süden. Aber die Rolle, die ich hier spiele, ist dennoch ein bisschen ähnlich. Alles Mögliche wird mit dem "patrón" (ich) abgesprochen oder sein Rat eingeholt. Vor allem freuen sich die beiden Jungen, wenn ich komme und sie mir ihre Tests aus der Schule oder ihre Hausaufgaben zeigen. Für einigermaßen ordentliche Noten (ab befriedigend) habe ich immer etwas dabei. Der Schulweg der beiden Jungen führt von weiter oben in diesem Tal – wo sie selber im eigenen Holzhaus wohnen - an unserer Parzelle vorbei und etwa drei Kilometer bis zu einer Strasse, an der drei Häuser stehen, eines davon ist ihre Schule. Also eine Mittelpunktschule, zu der die Kinder auch aus anderen Tälern herbeiwandern. Ob es mehr als eine Lehrerin gibt, kann ich gar nicht sagen. Ich sehe immer dieselbe. Wenn eines guten Tages die Avocados und die Zitronenbäume tragen, müssen sie natürlich lautstark als ungespritzt, als ökologisch verkauft werden und dann wird auch die Lehrerin in die PR-Kampagne mit eingebaut.....

Auch die Rahmenbedingungen unseres kleinen ÖkoProjekts finde ich durchaus spannend. Mich reizt jedes Mal schon die Fahrt an sich zur Quebrada genauso wie das Wirken vor Ort, das Einkaufen der Materialien oder die Schularbeiten mit den Kindern, die Besprechung mit Kristian, die kleinen Unterhaltungen in den Läden von Olmué oder Limache.

Man kann unterschiedliche Wege zur Quebrada Alvarado nehmen. Der kürzeste führt über eine Serpentinstraße hoch zu einem kleinen Paß (1.300 m) und dann in entsprechend vielen Kurven direkt bis vor die genannte Mittelpunktschule. Wenn es stark geregnet hat und der Bach entsprechend viel Wasser führt, ist es ein ganz besonderes Vergnügen, die zwei Planken anzuvisieren, um den Pkw auf die andere Bachseite zu dirigieren. Das ist das Problem des Fahrers. Für das Auto selbst ist wohl der steinige, enge Feldweg nach oben das größere Problem. Nach jeder Auf- und Abfahrt schaue ich nach,

ob die Reifen es diesmal noch geschafft haben oder ob die Ölwanne tropft. Der eigentliche Wehrmutstropfen liegt für uns allerdings an anderer Stelle. Chile hat so viel mehr an Attraktivität mit seinen endlosen Küsten, seinen Bergen, seinen Wäldern und der Wüste zu bieten, so dass wir in Wirklichkeit gar nicht genug Zeit finden, die Freizeit in der Quebrada Alvarado zu verbringen und sie zu einem Teil unseres Wochenendlebens zu machen. Das Ganze ist also eine Öko-Idylle, die wir als Familie bisher nur einmal zum Übernachten in unserem Bus genutzt haben und der wir mehr idealistisch als sonstwie verbunden sind.

Mit dem Auto in erreichbarer Entfernung wohnen durchaus ein paar interessante "Nachbarn". Eine deutschstämmige ältere Dame, die Blumenzwiebeln und selbstgeschüttelte Walnüsse und selbstgekochte Marmelade verkauft. Ihr kaufe ich in der Regel irgendetwas davon ab und sie lädt mich dafür in der Regel zu einer Tasse Kaffee ein. Wenn jemand von der Familie mitgefahren ist (eher die Kinder als Moni) findet zwangsläufig ein paar Kilometer weiter der Besuch eines Cafés in Olmué statt, in dem ausgezeichnetes selbstgemachtes Lucuma-Eis verkauft wird. Das müssen die Kinder dann aber nicht alleine probieren.

Kurz gesagt: es gibt noch dieses klassische ländliche Chile, das sich gegenüber meiner allerersten Chile-Reise in den 70er Jahren (für die EZE) kaum verändert hat. Es hat das, was mein Partner der ersten Stunde, Manfred Max-Neef, *Ökonomie nach menschlichem Maß* nennt. Dominant ist allerdings das moderne Chile. In Santiago stehen modernste gewaltige Glaspaläste, es verkehrt in der Hauptstadt die zur Zeit modernste und attraktivste U-Bahn des Kontinents, es gibt die Computerwelt in den schicken Betonburgen der Oberstadt. Aber mit ein bisschen modernem Management könnte dieses traditionelle Gesicht Chiles, wie Quebrada Alvarado, lebensfähig gehalten werden – hoffe ich zumindest....

Unser Öko-Wald in Isla Negra

Neben Mapuche-Eiern und El Maqui hatten wir ein drittes privates Öko-Projekt. Es befand sich in der kleinen, aber sehr berühmten Gemeinde Isla Negra am Meer. 1,5 Autostunden von Santiago entfernt. Bekannt sind hier die Holzhäuser und das kleine Restaurant am Strand, der Tante-Emma-Laden „im Zentrum“ und das Sägewerk etwas abseits der Straße. Berühmt ist der Flecken durch das ehemalige Sommerhaus von Chiles zweitem Nobelpreisträger für Literatur, Pablo Neruda. Er war Freund und Unterstützer von Allende (obwohl die Kommunistische Partei ihn damals als Gegenkandidaten zu Allende für die Präsidentschaft aufgestellt hatte, verzichte Neruda zugunsten von Allende).

Er war als Konsul im diplomatischen Dienst in Südost-Asien und Europa unterwegs gewesen; war aktiver Antifaschist; war aber vor allem Dichter, Kunstsammler und durchaus bon vivant (wie auch Allende).

Neruda war klarer Gegner der Militärdiktatur und ist wenige Tage nach Pinochets Putsch wegen einer längeren Krankheit, aber auch an seiner inneren Verzweiflung gestorben (sag ich mal). Jedenfalls ist sein ehemaliges Sommerhaus heute Kultur-museum. Es kann besichtigt und begangen werden. Nerudas Sammelleidenschaft von den Spitzenprodukten vieler Trödelmärkte fällt dabei ins Auge. Wir haben ein zufälliges Angebot für eine kleine Parzelle aufgegriffen und einen halben Hektar bewaldetes Land dort in Isla Negra gekauft.



Nerudas Haus in Isla Negra

(Brief-Auszug:)

Wäre Neruda noch am Leben, wären wir jetzt Nachbarn und vielleicht würde er dann schon mal bei einem nachbarschaftlichen vino tinto ein paar erläuternde Bemerkungen zu seinem bedeutendsten Werk, dem „Canto General“ fallen lassen. Diese 15.000 Verse, die er vor allem schrieb als die

chilenische Polizei anderthalb Jahre nach ihm suchte, weil er den konservativen Präsidenten öffentlich mehrfach heftig kritiert hatte und ihn seine Parteigenossen alle paar Tage in einer anderen Wohnung versteckten. Ich denke, der „Canto“ ist einer der wichtigsten literarischen Beiträge zur lateinamerikanischen Identitätsfindung. Wahrscheinlich besaß Neruda auch deswegen die feinen Antennen für die kulturellen Eigenheiten bei seinem und anderen Völkern, weil er selbst aus Chiles Süden stammte und gerade auch das Indianerland um Temuco intensiv erlebt hat. Wie auch immer, diese Nachbarschaft lässt sich leider nicht mehr herstellen

Erstaunlich war für mich nie, daß das ausgewiesene Mitglied der Kommunistischen Partei Chiles ein so reiches politisches, historisches Gedicht über 500 Jahre lateinamerikanischen Stress geschrieben hat, über die Leiden der gnadenlos vernichteten Indios, über die Ausbeutung der lateinamerikanischen Rohstoffe durch ausländische Konzerne, über eine mehrheitlich kollaborierende katholische Kirchenleitung und natürlich über die Statthalter der ausländischen Interessen, Diktatoren, wie Pinochet. Erstaunlich ist dagegen schon, dass Neruda im Canto General nicht vergaß, auch die Schönheiten Lateinamerikas zu beschreiben, die phantastischen Naturbilder vom Meer zu den höchsten Gipfeln, von der Wüste zum tropischen Regenwald. Und dieses Gesamtgemälde in all seinen Facetten hat beim Publikum den Eindruck eines Evangeliums für Völkerfreundschaft und Gleichberechtigung bewirkt und ihn zum Nobelpreisträger werden lassen. Der Mann hätte also unser Nachbar sein können. Vielleicht hätten wir auch neugierig nach seinem enormen Engagement für die wohl 2000 republikanischen Flüchtlinge des spanischen Bürgerkriegs gefragt, für die er ein Schiff organisiert hatte, um – gegen den Widerstand der konservativen chilenischen Elite - diesen Franco-Gegnern Exil in Chile zu ermöglichen. Viel vielleicht....

Wir werden jetzt erstmal mit ein paar normalen Nachbarn Kontakt aufnehmen, die bisher noch keinen Nobelpreis gewonnen haben, um herauszufinden, wie viel nachhaltige Waldnutzung sich eventuell durch vernetztes Handeln auf unserem gemeinsamen Hügel oberhalb von Nerudas Strandhaus erreichen lässt. Einen Nachbarn habe ich sogar schon gefunden.... Aber da wir auch in Isla Negra nur zum Aufräumen des Waldes und um den vorgeschriebenen Zaun zu ziehen hinführen, weil Chile so viele weitere Attraktionen bietet, blieb es im Wesentlichen bei den Visionen, die ich mit unserem Nachbarn ausspinnen konnte, wenn wir in seinem Holzhaus auf dem nächsten Hügel einen neuen chilenischen tinto probierten und überlegten, mit welchen anderen Nachbarn sich eine ökologische Isla Negra absichern lassen könnte, sprich: nachhaltige Waldnutzung, alternative Energie-

erzeugung, etwa Absprachen mit bestimmten Schulen (z.B. die von Stefan Berg), damit die Schüler hier in den Ferien ein aktives Waldcamp gestalten können und manches andere. Mein Nachbar, Martin Bruggendieck, hat einen deutschen Vater und eine chilenische Mutter; ein idealer Brückenbauer zwischen den Kulturen. Manchmal arbeitet er als Dolmetscher für uns, wenn wir eine Besuchergruppe aus Deutschland betreuen müssen.

Ein bisschen hatte unsere Entscheidung für Isla Negra auch mit dem weiteren Ausbau der Autobahn und der Schnellstraße von Santiago hierher zur Küste zu tun. In dem gesamten Waldbereich kommen dadurch zunehmend mehr Familien auf die Idee, auf einem solchen halben Hektar ihren eigentlichen Wohnsitz zu errichten und die Wohnung in Santiago ganz aufzugeben. Denn die Fahrzeit von der Hauptstadt hierher kann - mit etwas Glück - bald nur noch eine Stunde betragen. Damit deutet sich auch ein sozialer Umschichtungsprozess an: Mitglieder der Mittel- und unteren Mittelschicht mussten bei ihren aktuellen finanziellen Verhältnissen notgedrungen Abschied nehmen von der klassischen Tradition der Stadtwohnung für den Winter und des Sommerhauses für die endlos lange Ferienzeit von drei Monaten. Sie müssen sich inzwischen aus finanziellen Gründen für die eine oder die andere Variante entscheiden: ganz hier wohnen oder ganz dort. Und genau das konnten wir von unserem Waldhügel aus beobachten. Wir selber hatten ja keine Baupläne für Isla Negra, und wollten im Gegenteil durch den Walderwerb gerade auch die Zersiedelung der Waldlandschaft erschweren, die durch die Santiago-Migranten drohte.

Miri räumt unermüdlich auf in unserem „Öko-Wald“ in Isla Negra, auch noch 10 Jahre nach unserer Rückkehr nach Bonn

Dennoch gab es einen Nutznießer: Wir hatten unserer früheren Haushilfe Patricia angeboten, wann immer sie mag, die Parzelle für die Camping-Urlaube ihrer Familie zu nutzen. Sie nahm es begeistert an und wir hatten eine echte win-win-Situation: die Familie von Patricia freute sich über den „Camping-Platz“ und wir waren zufrieden, dass dieses Stück Wald als Wald erhalten bleiben konnte, nicht bebaut wurde und dennoch des Öfteren "Bewohner" auf der Parzelle erschienen und nicht jemand auf die Idee kommen konnte,



diesen halben Hektar seinem eigenen halben Hektar hinzuzufügen oder mit unseren Bäumen seinen Kamin zu füttern.

Ein bisschen hatte unsere Entscheidung für Isla Negra auch mit der vagen Idee zu tun, dass Dani vielleicht eines Tages von Deutschland hierher in sein Geburtsland zurückkehren möchte. Dann wäre ein solches Stück Land die erste Möglichkeit, ohne Stress seinen Fuß irgendwohin zu setzen.

Zugegeben: diese Variante war nicht sehr wahrscheinlich. Denn gerade Dani sprach immer von **den** Chilenen und von **uns** Deutschen (darin war er selber eingeschlossen). Und das war ja gut so.

Nicht zu vergessen war die interessante Nachbarschaft zu Chiles größtem Hafen, Valparaíso.

Die Besuche in dieser Halbmondstadt mit ihrer Steilküste waren schon immer etwas Besonderes. Von den 7 Hügeln (wie Rom oder Istanbul) liessen sich die Schiffe in der großen Bucht beobachten und die Massen von Pelikanen. Mit der Seilbahn bzw. den verschiedenen Zahnradbahnen oder Aufzügen läßt sich in die oberen Etagen der Stadt fahren – oder man nimmt sportlich manche der kunstvoll bemalten endlosen Treppen hinauf. Im Touristen-Cafe Turri ist allein wegen der tollen Aussicht ein cafecito ein Muss.



*Valparaíso,
Chiles
größter
Hafen*

Und abends rücken einem in einer der zivilen Kneipen im Zentrum Gitarre, Schifferklavier oder Tango-Pärchen auf den Pelz. Alles war interessant im *Paradies-Tal (Valparaíso)*, sogar im Regen.

Abgesehen von der generellen Begeisterung ist da bei mir noch die Erinnerung an die allererste Phase der neuen Demokratie, als die politischen Partner und Freunde 1990 zum ersten Mal in das neue Parlament in Valparaíso einzogen und ich selber bei manchen Treffen und Besprechungen der sozialistischen Fraktion (PS und PPD) dabei war. Als FES waren wir in dieser ersten Phase in vielerlei Hinsicht beratend und materiell für diese neuen Abgeordneten und Senatoren noch immer eine große Stütze, fast so wie zu Oppositionszeiten.

Und abgesehen von solchen politischen Erinnerungen gibt es die netten kleinen politischen Romane von Roberto Ampuero, wie: "*Der Schlüssel liegt in Bonn*", dessen Anfang und Ende und dessen Meta-Ebene hier in Valparaíso, Robertos Geburtsstadt, spielen. Und jetzt beim Schreiben dieses Kapitels erinnere ich mich gerne an den hintergründigen politischen

Humor in Robertos Romanen. Ich erinnere mich auch bestens an ihn als Person. Denn in Bonn haben wir ein paar Jahre lang zusammen in der Fußballmannschaft der Bundespressekonferenz gespielt. Das waren die Turniere gegen die Ministerien, die Post und andere größere Organisationen in der Hauptstadt Bonn, auch mal in Bayern, auch mal in Holland. Es waren aber nach dem Duschen auch die Diskussionen, die wir in unserer Stammkneipe in der Rheinaue führten. Es gab unter den Journalisten-Kollegen dieser Mannschaft mehrere, die auch eine Zeitlang im Ausland gearbeitet hatten oder beim SPIEGEL mit hochinteressanten Recherchen betraut waren, so wie Hans-Jürgen Schlamp, der dann später u.a. das SPIEGEL-Büro in Brüssel leitete oder von Rom aus für SPIEGEL-online arbeitete. Damals im Fußballteam hatte Roberto in meinen Augen vielleicht die interessanteste Biographie anzubieten: nach Pinochets Putsch musste er aus Chile flüchten. Er fand Aufnahme in Cuba, und zwar sowohl an der Universität von Havanna als auch in den Trainingslagern zur Guerrilla-Ausbildung. Er war dann einige Zeit in der DDR - bis man ihn dort wegen seines nicht angepassten politischen Denkens über die Grenze nach Westen abschob. So kam er nach Bonn. So wurde er dann schließlich in Bonn als Journalist akkreditiert und arbeitete vor allem für die Deutsche Welle. Und lange nachdem schon sein autobiografischer Roman „*Nuestros años verde olivo*“ (2000) erschienen war, konnte ich ihm 2012 meinen Glückwunsch zur Ernennung als Botschafter Chiles in Mexico senden. Der dicke Wermutstropfen dabei war allerdings die Tatsache, dass er als Botschafter der ersten Regierung Piñera sein Land in Mexico vertrat und in der letzten Phase dieser Regierung 2013 noch zum Kulturminister ernannt wurde ... In der zweiten Regierung Piñera war Roberto dann sogar Piñeras Aussenminister. Für einen Freund eines demokratischen Chiles, für das er als junger Mann sogar sein Leben riskiert hatte, eine äußerst überraschende und enttäuschende Entwicklung (egal, wie viel Mitverantwortung dabei seine prestigebewußte Frau - ebenfalls Botschafterin - haben mochte)!

Uns bot dieses Valparaiso jedenfalls immer wieder neue Anknüpfungspunkte.

Als Miriam und ich 2002 wieder einmal in Chile unterwegs waren und in Valparaiso unten im Stadtzentrum am O'Higgins-Platz ankamen, waren diese Bündel an Erinnerungen schlagartig präsent. Am O'Higgins-Platz fing es gerade an zu nieseln. Aber wir übersahen das einfach und stiegen die endlosen Treppen hinauf zum Cerro Alegre, dem Künstlerviertel mit den kleinen Bars und Cafés. Seit wir 1993 Chile verlassen hatten, hatte es kein neues Erdbeben in Valparaiso oder am anderen Ende der Bucht, in Viña del Mar gegeben. Deswegen stand auch ein paar Ecken weiter der frühere Haupt-wohnsitz von Pablo Neruda,

unserem Beinahe-Nachbarn aus Isla Negra, noch unbeschädigt. Auch in Valparaiso ist sein Haus heute Museum, Neruda-Gedenkstätte und bietet dem Besucher denselben vollen Blick über die Bucht, wie ihn der Dichter einst genossen hatte.

Neruda-Blick auf Valparaiso



Gegenüber früher war eigentlich inzwischen nur der Verkehr unten im Zentrum dichter geworden und am Strand von Viña standen jetzt mehr große Schilder mit dem Hinweis, dass das Baden hier verboten ist wegen Kolibakterien und allgemeiner Wasserverschmutzung! Dabei sind die reichen Familien im Sommer traditionell in ihr Sommer-Appartement nach Viña gereist und die weniger Begüterten haben sich eine Ferienwohnung gemietet - natürlich auch, um an diesem Strand zu baden. Wegen der Warnschilder blieben wir selber auch auf dem Sand, vermieden die Wellen und das Meer und fuhren mit der Nachmittagssonne über Quinteros und das Modebad Zapallar am Strand entlang nach Norden und auf die A 5, die für die nächsten 500 Kilometer immer wieder den Blick auf den Pazifik frei gibt und erst deutlich hinter La Serena landeinwärts abknickt und bis zur Bergbaustadt Copiapó mit ihren Obst- und Weingärten durch Sand und Felsen und Wüste führt und für uns 2 Tage später mal wieder im Atacama-Dreieck endete. Und wie es dort zugeht, habe ich schon an anderer Stelle erzählt

ERFAHRUNGEN FESTHALTEN UND WEITERGEBEN

Das Jahresende 1992 läutete allmählich das Ende der Chile-Mission ein. Am Anfang der Stiftungsarbeit in Santiago hatte ein etwas ungewöhnliches Ereignis gestanden - der Einbruch des Geheimdienstes in unser Büro. Jetzt, gegen Ende der Mission ging mir merkwürdigerweise mehrfach die Buchprüfung durch zwei Vertreter unserer Zentrale durch den Kopf. Vor meiner Ausreise hatte ich ja mit dem zuständigen Referatsleiter im BMZ vereinbart, dass wir in Santiago nicht die standardmäßige Buchführung beachten müssten, die in falsche Hände gelangen und dann einigen unserer Partner Schwierigkeiten bereiten könnte (was der Einbruch der Geheimdienstleute dann auch bestätigte). Dazu gehörte auch das Eintauschen unserer Projektmittel über die Botschaft und nicht bei einer chilenischen Bank. Das hinterließ zwar keine Spuren für die Militärregierung, erschwerte allerdings die eigene Verwaltungsarbeit und schaffte der Verwaltungsassistentin Mireya wohl ein paar graue Härchen. Aber wir taten unser Bestes und empfingen also unsere beiden deutschen KollegInnen unmittelbar vor Weihnachten. Der eine Kollege nahm seine Aufgabe dann in einer Weise wahr, die mich als geborenen Ostdeutschen frappant an einen Stasi-Offizier erinnerte. Seine Methode bestand vor allem in Einzelverhören der Mitarbeiter und im Stellen von Suggestivfragen, die irgendetwas aufdecken sollten. Meine Mitarbeiter waren ziemlich entsetzt und dadurch fing ich selber allmählich an zu kochen. Das Fass lief über als der Kollege eines Tages bei unserer chilenischen Buchhalterfirma (von Chile auferlegt) aufkreuzte und bewusst falsche Behauptungen über irgendeinen Abrechnungsvorgang in den Raum stellte, für den ich verantwortlich sein sollte. Der externe Buchhalter war so verblüfft, dass er mich noch im Beisein des deutschen Kollegen anrief und - obwohl das strikt unterbleiben sollte - mir am Telefon diese Situation und sein starkes Befremden über diesen "Kollegen aus der Zentrale" ausdrückte. Der Kollege entschuldigte sich später mit "Missverständnis" etc. Aber er hatte erheblichen Schaden im Team der FES-Chile verursacht, weil hier alle froh waren, dass die Spitzelmethoden endlich vorbei waren und nun wurden sie ausgerechnet innerhalb der Stiftung wieder ins Land getragen. Das Gespräch darüber mit dem Kollegen aus der Zentrale fand hinter verschlossenen Türen in meinem Büro statt und war wahrscheinlich dennoch auch hinter der Wand gut zu hören Die Buchprüfung an sich war allerdings sehr richtig und wichtig gewesen, denn sie hatte aufgedeckt, dass unsere verkürzten Abrechnungsformen über die Jahre zu Unstimmigkeiten geführt hatten. Wir hatten

buchmäßig einen Überschuss von fast 17.000 DM erwirtschaftet. Nur, es gab sie nirgends. Alle waren der gleichen Meinung: besser so als wenn das Geld gefehlt hätte. Und mit der inzwischen wieder offiziell registrierten FES wurde auch das Abrechnungssystem wieder offiziell und transparent. Die anderen Eindrücke und Erfahrungen mit diesem Land auf dem Weg zur Demokratie hatte ich in einer Reihe von offiziellen Berichten und privaten Briefen immer wieder festgehalten. Einen systematischen Summenstrich unter die Erfahrungen in Chile wollte ich jetzt allerdings nicht sofort formulieren und Antworten auf die Frage wagen, wie viel an Modellhaftigkeit in dem ganzen Prozess seit 1970 steckt. Ich wollte auch vor allem für unser deutsches Publikum, weniger für die Chilenen schreiben. Die Antworten habe ich dann in der Folgezeit auf verschiedene Weise geliefert. Eine Form ist das schon zuvor genannte Buch *Chile - Modell auf Ton* von 1994. Aber auch in diversen Vorträgen bzw. im Rahmen meines Lehrauftrags an der Bonner Uni im Bereich Politische Wissenschaften, zwischen 1994 und 1998 spielten die Chile-Erfahrungen eine genügend große Rolle, um sie akademisch aufzubereiten und über die Seminare weiterzugeben. Das Titelbild des Buches hatte mir mein Verlag vorgeschlagen und ich hatte mich sofort dafür entschieden. Denn es sind viele Masken, die derzeit auf ganz



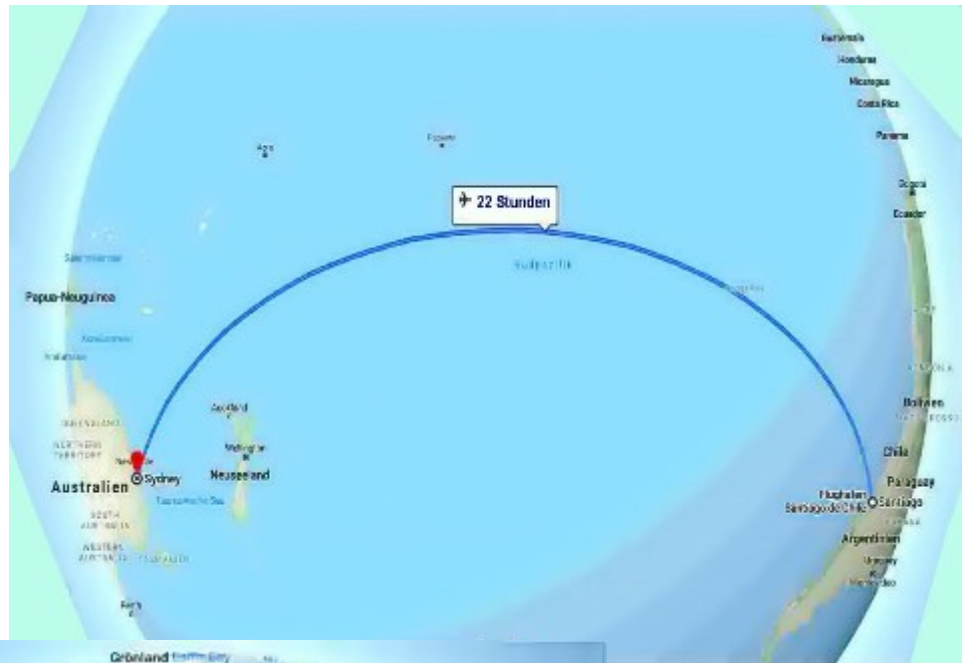
unterschiedlichen Schauplätzen in Chile tanzen, ohne dass immer erkennbar wird, wer oder was hinter der Maske steckt. Und der Titel spricht die nur relative Stabilität der neuen Verhältnisse an, so scheinbar wie *Quick-Ton*, der berühmte kanadische quick clay, den Desmond Bagley in seinem Roman *Landslide* so plastisch verarbeitet hat. In meinen Augen steht das Modell Chile auf solchem Ton. Zurück in Deutschland bildeten die Studenten an der Bonner Uni eine wichtige Zielgruppe für diesen Erfahrungstransfer. Aber auch ein breiteres und weniger spezialisiertes Publikum interessierte sich zu der Zeit noch für das „Modell Chile“. Dafür gab es die anderen Beiträge in (entwicklungs-) politischen Fachzeitschriften, aber auch längere Artikel, wie in der Frankfurter Rundschau, worin einige der wesentlichen Säulen des modernen Kapitalismus in Chile und tendenziell in Lateinamerika leserfreundlich festgehalten sind.³⁹

Ganz persönlich hatte ich noch die Kleinigkeit gelernt, dass die gut gemeinten Öko-Selbstversuche nicht in einen Zeitrahmen gepresst werden können, wie einen solchen begrenzten Auslandseinsatz. Ein guter Freund bemerkte später: da habt ihr euch verzettelt. In meinen folgenden Auslandseinsätzen gab es daher keine privaten Bio-Projekte, dafür engagierte Förderung lokaler Initiativen, um so deren Nachhaltigkeit zu sichern.....



³⁹ Die Bibliothek der Friedrich Ebert Stiftung hat dieses Buch und insgesamt weitere 40 Titel erfaßt und zugänglich gemacht, die ich selber gar nicht mehr alle vorliegen habe (Bücher, Aufsätze)

AUSTRALIEN ALS ABSACKER



*einmal
um die
Kugel
herum*

INHALT

Was wir über die Traumzeit der Aborigines wissen wollten	145
Ad-hoc-Schwerpunkte unseres Down-Under trails	149
Auf zum Herzen Australiens, zum Uluru	153

Der Chile-Auftrag für die Friedrich Ebert Stiftung war im chilenischen Sommer, im Februar 1993, beendet. Die Heimreise stand an. Monika wollte noch einige Dinge in Chile abwickeln. Für mich und die Kinder organisierte ich den Flug über die Osterinseln und über Bora Bora nach Sydney, um einen Filter zwischen die Arbeit in Santiago und die neuen Aufgaben in Bonn zu legen. Sozusagen ein Absacker. Dabei hatte ich gehofft, dass Australien auch für die beiden Halbwüchsigen so attraktiv sein würde, dass ihnen der Sprung aus dem chilenischen Sommer in den deutschen Winter etwas leichter fallen könnte. Die Ansichten von Australien, die wir in Chile vor Augen hatten, waren zwar stereotyp, aber doch auch einladend.



das Segel- oder Muschel-Panorama von Sydneys Opernhaus

das lebende Wappen Australiens



und die Welt am Great Barrier Reef



Werbung hin oder her, etwas davon wollte ich schon gerne in natura sehen. Mir war dabei nicht ganz klar, ob Miri und Dani wenigstens einen Teil meines Interesses teilten oder ob der Abschied von Chile, von Land und von bestimmten Personen alles andere überwog.

Jedenfalls machten wir uns einfach mal auf die Reise. Mit zwei spektakulären Zwischenlandungen. Zuerst auf den Osterinseln. Von Santiago hatten wir diesen Abstecher hinaus in den Süd-Pazifik bisher nie unternommen, obwohl es ja ein Inlandsflug gewesen wäre. Warum nicht, konnte ich selber nicht sagen, da wir doch im Handwerkerzentrum von Los Dominicus einen guten Holzschnitzer von den Osterinseln

kannten und ihm schon ein paar der typischen hölzernen Mohai abgekauft hatten. Ich glaube, es waren um die 5 Stunden Flug nach Mataveri. Ich sehr gespannt, wieviel wir bei unserem Nachtflug überhaupt von den Inseln und vor allem von den Mohais erkennen würden. Tatsächlich war es nur genau so viel, das direkt am Flughafen jedem Transit-Passagier klar wurde, wo er jetzt gerade seinen Fuß hinsetzte.



*Mohai bewacht Mataveri,
den Flughafen der Osterinseln*

Der Stop in Mataveri war kurz, so wie noch einmal Luftholen vor dem langen Flug auf die polynesischen Inseln mit ihrem Flughafen Bora Bora, was für mich noch exotischer klang als die Osterinseln.

Etwas von diesem Atoll, dem Berg mit seinem Korallenkranz ließ sich dann beim

Anflug dieses zweiten highlights mehr erahnen als wirklich sehen. Auch das Inselinnere war nur als schwarzes Loch auszumachen. Das Schimmern der Küstenlinie war so zu erkennen, wie man eine Nachtautobahn von oben sieht, auf der sich kein Fahrzeug bewegt. Es spielte nur die Phantasie, jetzt mitten im polynesischen Pazifik zu stehen, eigentlich in Europa, schließlich gehört dieser Teil Polynesiens zu Frankreich (!). Als wir aussteigen durften stolperten wir vor die Wand von schwüler tropischer Nachtwärme. Das war sicher nicht Europa. Die australische Quantas-Maschine hatte bequeme Sitze und ein sehr freundliches Personal. Aber es war schon sehr entspannend, nach so vielen Flugstunden die Beine ein bißchen bewegen zu können – in Polynesien. Selbst jetzt in der Nacht bewegten sich neben uns noch ein paar junge Frauen mit Blumenkränzen um den Hals oder einer Hibiskusblüte im Haar. Da kann man ja nur an Gaugin und seine Bilder denken. Und soll es vielleicht auch. Schließlich ist Tahiti quasi nur einen Steinwurf weit die Nachbarinsel und Gaugin war auch gerade erst vor hundert Jahren hier unterwegs gewesen

Das, was mir jetzt auf der Zunge gelegen hätte, schluckte ich einfach runter: die Frage, ob die Polynesier sich als die Vorfahren der Osterinsulaner oder als die Entdecker der Osterinseln sehen und ob sie vielleicht – ähnlich, wie die Osterinsulaner – auch über den versinkenden Kontinent MU nachdenken, der erst die Entstehung der Anden ermöglicht hatte etc.....

Quantas rief schon nach gut einer Stunde zum Weiterflug auf. Über den gewaltigen Pazifik und über die Datumsgrenze weiter nach Westen.

Jetzt kamen unsere beiden Reiseführer zu Australien allmählich in den Blick. Weder die beiden noch ich selber hatten in Chile Zeit gehabt, mehr zu tun als im Reiseführer kurz zu blättern. Die Arbeit und der wieder anstehende Umzug hatten verhindert, uns auf Australien, seine Menschen, seine Natur, seine Geschichte gut vorzubereiten. Es gab eigentlich nur diese drei Stichworte: Tauchen am *Great Barrier Reef*; die Reise ins tropische Cairns und den Vorstoß mit einem Mietwagen ins Herz Australiens, zum Ayers Rock. Dort interessierte mich der Kontakt zu den Aborigines, die vor irgendwelchen 50.000 oder 60.000 Jahren (oder noch früher?) von Asien kommend in Australien eingewandert sind. Kamen sie ursprünglich auch aus Ostafrika, wie die anderen Gruppen von homo

sapiens? ... Die verbleibenden 14 Stunden Flugzeit nach Sydney boten endlich genug Zeit, um einiges über das eigentliche Reiseziel zu lesen und den beiden Nachgeborenen ein bisschen den Mund wässrig zu machen. Trotzdem ließ sich jetzt während der letzten Etappe nicht alles im Eiltempo in uns hineinstopfen. Deswegen war die Konzentration auf wenige wichtige Themen angesagt. Da wir auch in Chile mit Indigenen zu tun hatten (vor allem Mapuche im Süden) und ja auch früher schon am Ucayali in Peru, war das auch für Miriam und Dani ein fassbares Thema. Ich konzentrierte mich also beim Vorlesen auf Kapitel zu den Aborigines. Das war auch für mich selber ziemlich neu und so fanden wir eine gute gemeinsame Ausgangsbasis für uns drei, indem wir im Flieger die Reiseführerlektüre mit leckerem Essen (für Dani besonders wichtig!) und dem Lernen englischer Vokabeln mischten - und dann das Ganze wieder von vorn.

Was wir über die Traumzeit der Aborigines wissen wollten (ungefähr dieses:)

*„Während der letzten Kaltzeiten bestand für die Menschen Südostasiens die Möglichkeit, sich nach Süden auszubreiten und das australische Festland zu besiedeln, da durch die **Eiszeit** der Meeresspiegel stark zurückgegangen war und somit nur eine schmale Meerenge die asiatische Inselwelt vom australischen Kontinent trennte. Das reichhaltige Nahrungsangebot des tropischen Nordens und die Unbewohntheit Australiens veranlassten die Aborigines, sich schnell auf dem gesamten Kontinent auszubreiten. Später, als der Meeresspiegel infolge der abklingenden Eiszeit wieder anstieg, wurde das Urvolk auf natürliche Art und Weise isoliert und konnte sich nicht mit anderen Rassen vermischen.“*

....

Ich bin selber zu wenig Fachmann, um die noch immer laufende wissenschaftliche Debatte über die Wanderbewegungen des frühen homo sapiens von Ostafrika durch Arabien und SO-Asien bis nach Australien zu bewerten. Wir nahmen daher auch keinen Besuch in Canberra in unser Programm auf, um dort die Überreste des „Mungo-Man“ zu besichtigen, der wahrscheinlich vor rd. 40.000 am Mungo-See bestattet worden war. Interessiert hätte mich am ehesten, ob die Aborigines durch diesen Fund ihre eigene Schöpfungsgeschichte neu denken. Denn - soweit ich gelesen hatte – sehen sie sich *schon immer* als Bestandteil von Australien und nicht als Abkömmlinge afrikanischer Zuwanderer (egal wie eng sie dadurch mit Afrikanern und Europäern genetisch verwandt sind).

*„Die Nomadenstämme lebten in einfachen Hütten oder unter Windschirmen, die aus Zweigen oder Rinde aufgebaut waren. Zur Jagd wurden Langspeere, Bumerangs und Speerschleudern verwendet. Die Frauen trugen oft eine aus Hartholz gefertigte Keule (Nulla Nulla) bei sich, die sie als Waffe verwendeten. Der **Bumerang** wurde neben der Jagd zum Kampf, als Werkzeug und für sportliche Wettkämpfe verwendet. Man unterscheidet den zurückkehrenden und den nicht zurückkehrenden Bumerang.“*

*„Ihre anfängliche Zahl wird auf 750.000 bis 1,5 Mio. geschätzt. Sie lebten (und leben zu einem kleinen Teil noch heute) als **Jäger und Sammler** und zogen als Nomaden durch das Land. Die Entwicklung zur Sesshaftigkeit wurde von ihnen nie vollzogen, angesichts des Reichtums und der Größe des Landes war dies auch nie notwendig - das Land gab ihnen, was sie brauchten. Ihre gesellschaftliche Organisation ist entwickelt, aber nur bis zum Niveau des Stammes. Jedem Stamm gehörte ein bestimmtes Stück Land, von dessen Ertrag gelebt wurde. Die Ureinwohner kannten den Begriff des Eigentums nicht, stattdessen sahen sie sich als Hüter des Landes.“*

Das war natürlich im neoliberalen Chile genau umgekehrt.

*„Mit dem Eintreffen der ersten **Sträflingstransporte der Briten** und der dann folgenden*

Siedler nach 1788 begann das traurigste Kapitel in der langen Geschichte der Aborigines. Die Besiedlung durch den weißen Mann hatte einen verheerenden Einfluss auf die Ureinwohner, sie wurden gejagt und als Untermenschen behandelt (wie die Indianer während der spanischen Eroberung Lateinamerikas oder die Hottentotten während der deutschen Kolonialzeit in Namibia). Dabei hätten sich die Siedler viel von dem Wissen, das die Aborigines über die Geographie und Naturräume des Landes besaßen, zunutze machen können. Versuche, Stämme umzusiedeln, beschworen Konflikte herauf, denn auch die religiösen Bindungen zu jeweiligen Siedlungsgebieten waren stark. Von den zu Anfang des 18.Jh. geschätzten 300.000 Aborigines waren 1947 nur noch rund 75.000 übrig geblieben.“

*„Erst in den späten 1950er Jahren wurde eine menschenwürdigere Behandlung der Ureinwohner in Australien zum politischen Thema, allerdings unterbrochen von Ereignissen, wie den **Atombombenversuchen von Maralinga**, die die Briten von 1953 bis 1964 in der Wüste Südaustraliens durchführten. Ein Schutz bzw. eine Umsiedlung der dort lebenden Aborigines fand damals nicht statt (!).“*

Jedem von uns dreien entfuhr ein „unglaublich“

Ähnlich wie beim Mungo-Nationalpark hätte mich als Atom-Gegner die Region um Maralinga und die heutige Lage der dortigen Aborigines interessiert. Von Maralinga (fast Südküste) hätten wir direkt nach Norden ins Zentrum Australiens vorstoßen können, um nach Alice Springs zu gelangen, das auf unserem Reisezettel stand. Aber nicht nur das doppelte Jungvolk an meiner Seite, sondern ich selber auch, wir wollten doch noch lieber an die Ostküste, nach Cairns, um von dort das gewaltige Barrier-Reef zu besuchen. Und so schwer viel diese Entscheidung dann nicht.....

Wegen Maralinga unterbrach ich die Lektüre an dieser Stelle und versuchte, bei den Kindern die Erinnerung daran zu wecken, wie wir mit ihnen Ende der 1970er Jahre am Händchen oder auf der Schulter bei den Anti-Atom-Märschen gegen Cattenom an der Mosel oder im bayerischen Wackersdorf mitmarschiert waren, und welche extreme Schweinerei das bedeutete, was ich gerade zur Verstrahlung der Aborigines vorgelesen hatte. (Tschernobyl sagte ihnen nichts und Fukushima war noch weit weg). Danach nutzten wir die Pause noch für einen kleinen gag. Die Quantas- Maschine war nicht sehr voll. Die Stewardess entspannt und freundlich. Mit Miri und Dani verabredete ich, dass sie mir in genau dem Augenblick hörbar zum Geburtstag gratulieren sollten, wenn die Stewardess wieder einmal vorbei ging. Es klappte gut. Die Botschaft kam an. Ein paar Minuten später kam das nette Begleitpersonal mit zwei Flaschen australischem Wein und zwei Gläsern zurück, um mir herzlich zu gratulieren. Ich war natürlich überrascht und voll des Lobes über die australische Airline. „Wir werden jetzt bestimmt öfter mit Ihnen fliegen!“ Alle drei hatten wir unseren Spaß an diesem kleinen fake.

Ich las noch ein bißchen weiter: „1960 wurden den Ureinwohnern Bürgerrechte und das Wahlrecht zuerkannt, aber erst 1967 ermöglichte eine Verfassungsänderung, dass sie bei Volkszählungen erfasst wurden! Durch das 1976 beschlossenen "Aboriginal Land Rights Act" wurden den ursprünglichen Besitzern bedeutende Stammesterritorien zurückgegeben. 1983 wurde ihnen ein wichtiges Heiligtum, der Uluru (Ayers Rock), übergeben.“ Vom Ayers Rock, der wie ein gewaltiger Meteorit rot glühend mitten in Australien liegt, hatten wir mehrere Abbildungen vor uns.

Es wurde beschlossen, auf jeden Fall auch dorthin zu fahren.

Uluru (Ayers Rock)
aus der Ferne



Und dann wurde es ein bißchen politischer: „Die von den Ureinwohnern geforderte und von liberal gesonnenen Politikern schon mehrfach

versprochene **Selbstbestimmung** ist bis heute vertraglich nicht bestätigt worden. Ebenso wenig eine Geste der Entschuldigung von Seiten der weißen Gesellschaft.“

Hier musste ich mein Vorlesen wieder unterbrechen und Miri und Dani ebenso neugierig machen, wie ich selbst schon durch eine Rede des australischen Regierungschefs Paul Keating geworden war. Denn durch unsere gute Zusammenarbeit mit den chilenischen Mapuche hatte ich von Keatings aufsehenerregender Rede gehört, die er Anfang Dezember 1992 in Sydney zugunsten der Aborigines gehalten hatte. Zum ersten Mal nämlich hatte sich der katholische Labour-Führer Keating als höchstes Regierungsmitglied in das Aborigines-Viertel Redfern-Park in Sydney begeben, um *im Jahr der Indigenen Völker* öffentlich Sätze zu sagen, wie diesen:

“More I think than most Australians recognise, the plight of Aboriginal Australians affects us all. In Redfern it might be tempting to think that the reality Aboriginal Australians face is somehow contained here, and that the rest of us are insulated from it. But of course, while all the dilemmas may exist here, they are far from contained. We know the same dilemmas and more are faced all over Australia.”

Kaum zu glauben! Vor der Abreise hatte ich in Santiago noch die ganze Rede gelesen, aber besonders diesen Satz für mich festgehalten und wollte jetzt in Australien sehen, wie ernst Keating tatsächlich mit dem angesprochenen Problem umging. Miriam und Dani sollten ihre Augen mit aufhalten, um sich selber ein Bild von den Ureinwohnern und ihrer Lage zu machen.

Als die beiden im Kampf gegen das zu lange Sitzen ihren Marsch durch die Qantas-Maschine antraten, stieß ich allerdings auf andere Textstellen, die die Perspektiven der Aborigines schnell relativierten. Zusammengefaßt blieb es bei dem Bild einer kritischen Lage für die Eingeborenen:

59 Prozent verfügen über ein Jahreseinkommen von weniger als 12.000 australische Dollar und 55 Prozent leben größtenteils von staatlicher Sozialhilfe. „Hohe Arbeitslosigkeit, Alkoholismus und der Widerwille im Wirtschaftssystem des weißen Mannes zu arbeiten, stellen die heute zu überwindenden Probleme dar. Auch über die Ausbildung der Aborigines wird noch debattiert - sie soll Aspekte beider Kulturen enthalten.“

Im Reiseführer waren also ein paar wichtige Stichworte festgehalten. Und es hieß dort weiter: „Ein staatliches Förderprogramm unterstützt die soziale und wirtschaftliche Entwicklung der Aborigines. Gemäß dem Motto "Hilfe zur Selbsthilfe" werden finanzielle Mittel und günstige Kredite zur Verfügung gestellt, die den Aborigines zur Gründung von

Existenzen verhelfen sollen. Besonders im Kunstgewerbe gelang es vielen, sich selbständig zu machen und durch den Verkauf von *Didgeridoos* und den traditionellen *Dot-Paintings* den Lebensunterhalt zu bestreiten. Auch einige Einkaufszentren und Rinderfarmen stehen unter der Leitung von Aborigines.“ Da waren die ersten wichtigen australischen Worte gefallen: **Didgeridoo** und **dot-painting**. Natürlich gab es eine kurze Erklärung. Auf dieser 2 m langen, dicken Flöte erzeugen die Aborigines mittels einer speziellen Atemtechnik einen dauerhaften dunklen Ton, der so lange gehalten werden kann, wie der Spieler es möchte. Das genau ist das Geheimnis: der Spieler atmet gleichzeitig durch die Nase und presst die Luft aus dem Mund in sein Flötenrohr. Ursprünglich natürlich aus dem Baum aller australischen Bäume, aus Eukalyptus gearbeitet. Jetzt wurde es langsam spannend

*Didgeridoo- Flöte
aus Eukalyptus*



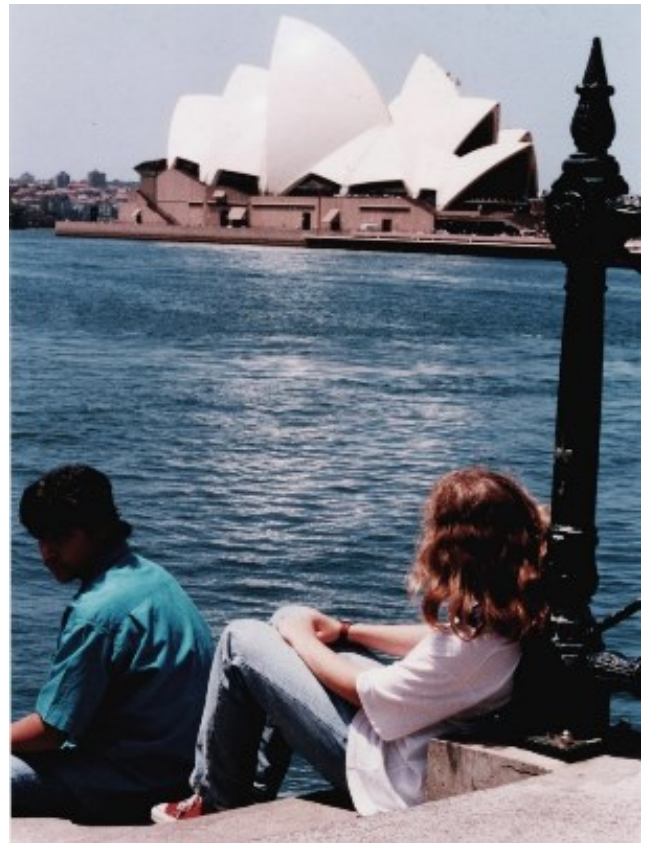
Dot-painings erzählen aus der Traumzeit



Ich selber hoffte sehr auf schöne dot-paintings, die Punkt- und Strichmalerei der Aborigines, die wir manchmal als eine Art Karte verstehen können, in die auch ihre Mythologie mit eingespeist ist, ihre *dreamtime*.

Sydney empfing uns erst einmal mit zweisprachigen Straßennamen - englisch und japanisch. Die Mischung aus tropisch-warmem Ambiente und weitgehend europäischstämmigen Bewohnern war ebenso überraschend. Und es war für uns, die wir gerade die Südhalbkugel für längere Zeit verlassen würden, eine sehr angenehme, lässige Mischung an Lebenshaltungen, mit denen wir ab jetzt die Leute von *Down Under* identifizierten. In Sydney marschierten wir natürlich über die Hafenbrücke, sahen von dort auf die berühmte Oper mit ihrem Segeldach. Später, nach der Exkursion ins Barrier Reef hätte ich bei der Dachform eher an die Riesenmuscheln gedacht.....

Wir schauten uns das Schmuckstück auch aus der Nähe an und hörten von einem spanischsprachigen Reiseführer, wie er in seiner Gruppe ein bisschen darüber her zog, dass diese Oper zwar über viele hundert Räume verfügt, aber einen eigentlich zu kleinen Opernsaal besitzt. Wir konnten das leider nicht nachprüfen.



*Miri und Dani schauen auf Sydneys Oper,
träumen aber noch von Chile*

Dafür waren wir in diesen ersten Sydney-Stunden beim Gang zu den Sehenswürdigkeiten wie auch in den normalen großen und kleinen Straßen, den großen und kleinen Geschäften und den Malls überrascht von so vielen asiatischen Gesichtern um uns herum.

Die Interessen der drei Rös waren trotz oder wegen der Fülle an unerwarteten Eindrücken nicht leicht unter denselben Hut zu kriegen. Die beiden Nachwachsenden suchten überall noch nach Chile und das hier war nicht ihr Santiago.....

Sydney, Government House

Selbst die europäischen Spuren in Südamerika, etwa die englischen Bauten des 19. Jahrhunderts sahen anders aus als diese neugotische Burg, das



Government House, Sitz der Gouverneure der Provinz New South Wales.

Ad-hoc-Schwerpunkte unseres Down Under trails

Also setzten wir uns zum Ad-Hoc-Kriegsrat zusammen, um die Schwerpunkte für unseren Australientrip zu überdenken.

Sydney war kurz, ganz sicher zu kurz, aber schon abgehakt. Es sollte mehr „richtiges Australien“ sein. Unsere Reiseführer (Plural!) wurden jetzt gemeinsam gelesen. Informa-

tionen genug boten sie an, dazu Karten und viele anschauliche Fotos. Die nächste Etappe sollte auf jeden Fall **Cairns** in der Provinz Queensland heißen. Denn von dort konnte man offensichtlich direkt auf das **Great Barrier Reef** blicken. Die Fotos dazu versprachen weißen Strand, blaues Wasser, tauchen, schwimmen, Sonne. Richtiges Australien geht allerdings nicht ohne Outback, ohne die Steppen und Wüsten, durch die die Kängurus ziehen und die Aborigines. Damit wurde auf jeden Fall auch in **Ayers Rock** ein Pflock eingeschlagen.



unsere Australien-Tour mit 5 Höhepunkten: Sydney, Cairns, Barrier-Riff, Alice Springs, Ayers Rock (Uluru)

Also zuerst nach Cairns. Ich wäre zwar gerne mit einem Mietwagen die Strecke nach Norden gefahren, um diesen Kontinent zu erfahren. Aber das sind 2.500 Km Straßen, auf denen wir 30 Stunden mindestens unterwegs gewesen wären. Wir buchten

also den Direktflug. Der dauerte nur 3 Stunden.

Miri und Dani waren an spontanes Reisen gewöhnt, und daran, dass am Flughafen nicht immer der richtige shuttle-bus zum reservierten Hotel steht. Wir nahmen ein normales Taxi vom Flughafen Cairns ins Stadtzentrum. Schauten uns ein bisschen um, einigten uns schnell auf ein kleines Holzhaus-Hotel in einer Seitenstraße. Die Besitzer zeigten sich überaus freundlich und hilfsbereit. Sie besorgten uns alle Informationen für die See- und Tauchfahrt hinaus zum **Great Barrier Reef**.

Das wichtigste war ein T-Shirt und Sonnencreme. Den Rest würde dann unsere Bootsmannschaft organisieren. Nun gut. Insgesamt versammelten sich 9 oder 10 Fahrgäste auf dem ursprünglichen Fischkutter. Der prötelte mit uns zunächst 2 Stunden bis zu einer himmlisch schönen, blendend weißen Sandbank. Festland war schon lange nicht mehr zu sehen. Beim Aussteigen kamen kleine Fische auf unsere Füße zugeschwommen, um zu sehen, ob sich da etwas abknabbern ließ. Das Wasser hatte bestimmt 25 Grad und war extrem durchsichtig und extrem türkis. Der Bootsmann hatte schon so viel über das Barrier Riff erzählt, dass wir wussten, dass da unter unseren Füßen konnte es noch nicht sein. Nach einer weiteren Stunde Fahrt sahen wir dann, wie sich die Wellen leicht brachen und die Wasserfarben irgendwie anders leuchteten, aber in unserer Nähe war keine Insel. Das Boot ankerte, der Käpt'n versicherte vorsichtshalber, dass er genau weiß, wo sein Anker hinfällt, ohne Korallen zu zerstören. Das musste er auch sagen, denn die ganze Seereise hatte er nur für 2 Dinge genutzt: uns die passenden Schwimfflossen und Tauchermasken aussuchen zu lassen und uns den Charakter des Riffs ein bisschen zu erklären. Jeder hatte danach verstanden, dass dieses 2.300 Kilometer lange Riff kein geschlossenes Bauwerk der Natur ist, sondern aus beinahe 3000 einzelnen Riffen besteht, dazu mehrere Hundert Inselchen und das Ganze dann eine Fläche etwa von der Größe unseres Deutschlands umschließt.

Das Wichtigste war allerdings, jedem der Fahrgäste klar zu machen, dass es sich bei den Korallen dort im Wasser um Lebewesen handelte, auf jeden Fall bei allen Teilen des Riffs, die farbig waren. Vom Boot aus sahen wir schon jede Menge exotischer Fische. Als wir dann selber unter Wasser näher an die Korallenburgen und die Pflanzen heran schwammen, war alles nur eine unglaubliche Explosion aus Farben und Formen, Fischen, Pflanzen, Muscheln. Alles dicht unter der Oberfläche. Wir drei blieben natürlich ganz dicht zusammen und sahen daher auch immer dasselbe Schauspiel. Jetzt zahlte sich übrigens aus, dass wir in unserem Pool in Santiago so viele Tauch-Wettkämpfe bestritten hatten. Schwimmen und tauchen war für keinen der Rös ein Problem. Faszinierend waren für jeden von uns z.B. die Riesenmuscheln, die solange offen standen bis man die Hand hineinsteckte. Bei Dani verschwand der ganze Arm zwischen den Schalen, aber das Zuklappen tat nicht weh. Es fühlte sich an, als seien die beiden Muschelhälften mit Schaumstoff ausgepolstert. Aber dann sahen wir zwei Haie. Sie kamen zwar nicht auf uns zu, aber 10 Meter entfernt ist auch ganz schön nahe. Der Tauchlehrer machte Zeichen, dass sie keine Gefahr bedeuten. Wahrscheinlich kannten sie den Tauchlehrer schon beim Vornamen. So ganz entspannt waren wir danach jedenfalls nicht mehr. Als dann alle wieder an Bord waren, war die Erklärung die, dass die Bootsleute oder andere Kollegen die Haie zuvor gefüttert hatten, so dass wir keine Attraktion für die Tierchen darstellten. Alles also wunderbar. Oder fast alles. Denn ich bedauerte unendlich, keine Unterwasserkamera zu besitzen. Auf diesen Fall war unser Bootsführer vorbereitet. Bei ihm konnte man die Fotos kaufen, die er selber während der 100 Male geschossen hatte als er selber unter Wasser unterwegs war.

*was uns am Great Barrier Reef
schwer beeindruckte:*



Wenigstens etwas. Die Rückfahrt nach Cairns verlief ohne Pause. Das war auch gut so, denn die meisten hatten sich trotz T-Shirt einen ordentlichen Sonnenbrand geholt. Die Gespräche und Fragen gingen jetzt stärker in Richtung, wie dieses gewaltige Riff mit seiner ungeheuren Artenvielfalt den immer weiter steigenden Schiffsverkehr verkraftet, die Ölspillagen der Tanker, den ganzen Plastikmüll auf dem Meer, aber auch die Einschwemmungen aus den australischen Flüssen, die jede Menge Düngerreste, Pestizidrückstände etc aus der Landwirtschaft ins Meer einspülen. In der Tat, so der Käpt'n, das ist ein Riesenproblem für das Riff und ein bißchen auch für uns. Denn wir machen diesen job sehr gerne. Aber nur so lange, wie das Riff seine Attrak-

tivität behält..... Wir haben euch ja nicht die Stellen gezeigt, an denen die bunten Korallen schon weiß geworden sind. Das heißt, dort sind sie schon abgestorben..... Anders ausgedrückt bedeutete das für uns, dass wir unendlich viel von dieser Exkursion mitnehmen konnten. Denn 20 Jahre später machten die Nachrichtensendungen mit Überschriften auf, wie „**Das Barrier Riff stirbt**“. Da waren im Laufe der Jahre einige Schiffsunglücke passiert, insbesondere ein chinesischer Öl- und Kohlefrachter war 2010 am Riff aufgelaufen und drohte diesen einzigartigen lebenden Organismus von rd 345.000 Km² zu zerstören. Die "Shen Neng 1" war weit außerhalb der festgelegten Fahrinne unterwegs gewesen. Warum? Weil sie Chinesen waren und sie das Riff nicht interessierte?

CAIRNS taz | Das Barrier-Riff vor der Ostküste Australiens hat seit Mitte der achtziger Jahre etwa die Hälfte seiner Korallen verloren. Zu diesem Schluss kommen australische Forscher. Eine stärkere Konzentration von Kohlendioxid im Wasser und der Zufluss von landwirtschaftlichen Düngemitteln in das empfindliche Riffsystem seien maßgeblich für die Entwicklung verantwortlich, sagte der Riffexperte Ove Hoegh-Guldberg. Schaden an den Korallen richteten zudem eingeschleppte Tierarten an, allen voran ein sich rasant vermehrender Seestern, der sich von Korallenpolypen ernährt.

Anlass für die Kampagne ist die Entscheidung der australischen Regierung, den Ausbau eines Hafens an der Küste von Queensland zu genehmigen. Drei Millionen Kubikmeter Schlamm sollen aus dem bestehenden Hafenbecken ausgebaggert werden und im Gebiet des Great Barrier Reefs entsorgt werden, das die Unesco zum Weltkulturerbe erklärt hat – dabei ist die Substanz teilweise schwer mit Giftstoffen belastet.

Australiens Regierung reagiert auf absterbendes Great Barrier Reef zwischen März 2014 und Januar 2015

Schon während wir noch weiter in Australien unterwegs waren, hatten einige Forschungsprojekte begonnen, Metallgestelle im Riff abzulassen, damit sich dort neue Korallen ansiedeln und der Charakter dieses *Achten Weltwunders* (UNESCO) erhalten bleibt. Und der größte natürliche Stressfaktor für die Korallen, die Dornenkronen-Seesterne, begannen das Reef erst Jahre später zu überschwemmen.....



CANBERRA taz | In Australien darf Schlamm und Meeresboden aus der Erweiterung von Häfen nicht mehr im Great Barrier Reef entsorgt werden. Das erklärte Umweltminister Greg Hunt am Samstag. Experten warnen seit Jahren, die Praxis gefährde die Flora und Fauna des mit 2.500 Kilometern Länge größten Korallengebildes der Welt, das vor der Küste des Bundesstaates Queensland liegt.

2013 hatte Hunt einem Plan des indischen Kohlegiganten Adani zugestimmt, drei Millionen Tonnen Schlamm aus der Erweiterung des Kohleverladehafens Abbot Point im Riff zu „entsorgen“. Nach Protesten prüft er nun die Endlagerung in einem als gefährdet eingestuften Gebiet.

Dornenkronen-Seesterne sollen für 42 % des Korallensterbens am Riff verantwortlich sein. (Foto: WILDLIFE)

Diese Problemstellen sind weiter weg von Cairns und werden den Touristen ohnehin nicht vorgeführt. Wie alle Touristen wollten auch wir drei eigentlich genau das sehen, was wir gesehen hatten.

Port Douglas, nördlich von Cairns war mit seiner tropisch feuchten Umgebung nach dem Sonnenbrand vom Barrier Reef das gegebene Erholungsziel. Wer schon gegenüber in Indonesien oder in Guayana am Orinoco oder in Peru am Ucayali im Regenwald unterwegs gewesen war, dem bleibt der Mund im tropischen Norden Australiens nicht mehr offen stehen, wenn er dort ankommt. Aber man kann sich immer wieder neu begeistern.

Wohnen im tropischen Port Douglas

Und bei uns dreien kam entsprechend keine Hochnäsigkeit auf (im Sinne von „kennen wir doch alles“). Im Gegenteil, es stellte sich ein bisschen das Gefühl von der Tiefe des Raumes auf diesem Kontinent ein. Da war die kosmopolitische, attraktive Großstadt Sydney gewesen, das faszinierend schöne und gefährliche und gefährdete Barrier Reef, die gut erhaltenen Holzhäuser und der Sand, der durch die Straßen von Cairns getrieben wurde. Und jetzt ein grünes, tropisch feuchtes Hotel und Krokodil-haltige Flüsse und Schlangen im Gebüsch und tropischer Regen, der keinen Faden trocken lässt. Aber anstelle der Fliegenschwärme von Cairns konnten wir uns endlich anderen netten Kleintieren widmen: jede Menge Moskitos. Und die Neugier auf weitere Stichworte, die im Reiseführer gestanden hatten, wuchs. Eigentlich wollten wir noch mehr von den stereotypen Bildern Australiens sehen; Kängurus und große Viehfarmen; weite, trockene Landschaften und vielleicht etwas von dem nicht-weißen Australien, vom Aborigines' Country. Das ging nur, wenn wir uns dem größten Heiligtum der Aborigines näherten, dem Uluru.



Aber anstelle der Fliegenschwärme von Cairns konnten wir uns endlich anderen netten Kleintieren widmen: jede Menge Moskitos. Und die Neugier auf weitere Stichworte, die im Reiseführer gestanden hatten, wuchs. Eigentlich wollten wir noch mehr von den stereotypen Bildern Australiens sehen; Kängurus und große Viehfarmen; weite, trockene Landschaften und vielleicht etwas von dem nicht-weißen Australien, vom Aborigines' Country. Das ging nur, wenn wir uns dem größten Heiligtum der Aborigines näherten, dem Uluru.

Auf zum Herzen Australiens, zum Uluru

Von jetzt an sagten wir auch nicht mehr „Ayers Rock“ zu diesem roten Steinmassiv im Herzen des Kontinents. Denn wir hatten in unserem sehr guten Reiseführer einiges über die Traumzeit und die mythologische Bedeutung des **Uluru** für die Aborigines gelesen – und hatten vor allem gelernt, dass es sich keineswegs um einen Meteoriten handelt, sondern um jahrmillionenlange geologische Dynamik der dortigen Erdkruste, die sich auffaltete, in einem riesigen See versank, sich erneut aufwölbte, von der Erosion wieder geschliffen wurde und so über Hunderte von Millionen Jahren. Als wir uns dann mit einem Inlandflug von Cairns nach Alice Springs dem Uluru auf Sichtweite näherten, glühte das Felsmassiv bei untergehender Sonne allerdings tatsächlich wie ein gerade eingeschlagener Meteorit. Es sind die Eisenanteile in der Quarz- und Basaltmischung des Felsens, zum

Glück für Australien kein inneres Feuer.

Als wir in **Alice Springs** aus dem Flieger steigen, ist der Uluru allerdings hinter den Gebäuden der Stadt verschwunden und unser unmittelbares Interesse war einzig und allein auf die mörderische Hitze konzentriert, vor die wir wie vor eine Wand liefen. Dani löste sich förmlich in alle seine Wasserbestandteile auf. Miri und mir ging es nur wenig besser. Zum Glück sahen wir sehr schnell das Schild „Public Showers“ und alle drei holen wir unser Gepäck und sind erst einmal unter den Duschen am Flughafen verschwunden. Ein toller Service, tausendmal sinnvoller als wenn wir als erstes in einen McDonald's-Laden hineingestolpert wären oder uns Coca Cola Automaten eingekreist hätten. Staub- und Schweiß-frei und ganz entspannt fand sich schnell wieder eines von diesen kleinen attraktives Holzhaus-Hotels und wir machten uns auf den Weg zum Einkaufen, zum Eisessen, zum Kaffee trinken. Am Stadtrand winken die ersten der mächtigen weißen

Eukalyptusbäume.



Eukalyptus und ganz alte Kolonialspuren am Rande von Alice Springs

Nicht zu übersehen waren die zahlreichen Hinweise auf die alteingesessenen Australier, die Koalas: *verhalten Sie sich bitte rücksichtsvoll gegenüber diesen netten Geschöpfen ...* Natürlich tut das auch jeder.

In einer luftigen Kneipe erklärte ein netter Tischgenosse, dass es neben den gewaltigen weißen **Eukalyptus**, die wir nachmittags bestaunt hatten, noch weitere 250 Arten gibt, manche bestens für die trockene Steppe geeignet, andere zum Trockenlegen von Sumpflandschaften, weil sie das ganze Wasser über ihre Blätter verdunsten. Hinter mir brummte einer nur: *double that figure, at least...*

Ob 250 oder 500 oder noch mehr Arten von Eukalyptus war uns jetzt eigentlich nicht so wichtig.

Wichtig war es nur für die Koala-Bären, auf die uns schon das erste Straßenschild aufmerksam gemacht hatte. Wir sagten Coala-Bears und der Mann hinter mir brummte noch einmal: *it's no bear, it's a wombat. But if you guys like to see one, step down into the garden, you'll see also a joey ...* Was sollte der oder das Joey sein? Natürlich gingen wir kurz hinters Haus. Der "Garten" war ein Eukalyptus-Wäldchen und an einem der Bäume hing eine Koala-in mit ihrem Jungen. Joey nannten sie hier offenbar das Junge. Trotz dieser knapp gehaltenen Konversation hatten wir schon 2 Dinge gelernt: Es gibt viele, richtig viele Eukalyptus-Arten und Joeys können recht groß werden bevor sie den Bauchbeutel ihrer Mutter verlassen.



Joey mit Mutter

Die anderen alteingesessenen Australier sahen wir in Nebenstraßen und auf kleinen Plätzen in kleinen Gruppen zusammen hocken, von vielen leeren Bierdosen umrahmt und keineswegs so pittoresk, wie wir das durch den Reiseführer erwartet hatten. Hier gab es ganz offensichtlich ein paar ungelöste soziale Fragen. War die Rede des Ministerpräsidenten Keating etwa gar nicht bis in das eigentliche Siedlungsgebiet der Aborigines vorgedrungen?



*Aborigines, wie sozialer Müll
am Stadtrand von Alice Springs;
extrem deprimierend*

Ich hatte noch eine ganz angeregte Diskussion mit den beiden gentlemen am Tisch. Miri und Dani stürzten sich derweil mit großen Jubel auf einen Air-hokey Tisch und schossen die Metallplatte dauernd viel zu kräftig hin und her. Sie flog ständig über den Tischrand hinaus, krachte zu Boden und fing (glaube ich) langsam an, die übrigen Gäste zu nerven. Aber auch in dieser Kneipe waren sie vor allem nette Gastgeber und ergaben sich ihrer eigenen Toleranz. Vielleicht verdrehten einige Gäste ihre Augen auch nur, weil sie schon seit ein paar Stunden die Hitze und

die Fliegen mit einer ansehnlichen Batterie von Fosters-Flaschen bekämpften. Und dann gab der Tischgenosse noch den Tip des Tages: gegen die Hunderte von Fliegen, die jeden pausenlos umschwärmen, helfe am besten ein Strohhut, an dessen Rand man sich eine Handvoll Flaschenkorken bindet und baumeln lässt. Bei jeder Kopfbewegung bewegen sich die baumelnden Korken automatisch mit und verscheuchen ebenso automatisch jedesmal 5.500 Fliegen. Wir fanden einen Laden, der die Korken schon angebracht hatte und nahmen den Hut seitdem nur noch unter der Dusche ab.

Etwas später suchten wir uns einen Mietwagen, kauften einiges zum Essen und vor allem sehr viel zum Trinken und machten uns dann auf die 470 Km Strecke zum heiligen *Uluru-Kata Tjuta Nationalpark*. Jetzt rollten wir mitten hinein in das Bilderbuch-Australien, in den **Outback**. Einige der gewaltigen Road-Trains (Trucks mit 2 Anhängern) kamen uns entgegen. Kängurus sahen wir nur ganz wenige. Sie wissen offenbar, dass diese Fernstrasse für sie gefährlich ist.

An einem der ruhigen Straßenabschnitte mit kilometerlanger Fernsicht ließ ich Dani und Miri ein paar Meter das Auto steuern - wegen des eigenen „feelings“. Wir landeten erstmal im Sand. Kamen aber schnell wieder raus und fuhren dann wieder etwas zügiger auf dem

Highway No 87 nach Süden. Miriam hatte die Straßenkarte fest im Blick, damit wir die Abzweigung auf die Staatsstraße No.4 in Richtung Uluru nicht verpassten. Ein Navi gab es noch nicht und ein Smartphone auch nicht. Man musste noch selber schauen.....

Keine Kangurus. Keine Wombats. Dann plötzlich wilde Pferde im Busch. Sie hatten ein Wasserloch besetzt, waren aufmerksam, liessen sich aber nicht durch das Auto vertreiben. Vielleicht doch nicht ganz wild.....Was wir erkennen konnten, ließ sich auch so zusammenfassen: den Pferden geht es hier im Outback eindeutig besser als den Aborigines in der Stadt Alice Springs.

Wilde Pferde im Outback



Jetzt wieder der Blick auf die Karte und die Frage:

Wo, bitte, geht's denn endlich zum Uluru?

Es wurde ziemlich schnell dämmerig. Und dann sahen wir in der klaren Wüstenluft zum ersten Mal die Umrisse des heiligen Bergs, des Uluru. Er sah zum Greifen nah aus. Aber wir kennen ja die Atacama und wir wissen, wie man sich hier draußen in den realen Entfernungen zwischen A und B täuschen kann. Das Wichtigste: wir waren auf dem richtigen Weg. Und der Himmel sah jetzt aus, als wäre ein

Meteorit gerade gelandet und die gesamte Atmosphäre glüht noch ein bißchen nach..... Dass die frühen Bewohner sich bei solchen Anblicken viel Weltentstehungsmythologie zurecht legten, war mehr als nachvollziehbar.....



Uluru-Dämmerung im Outback

Ein bisschen ausgepumpt erreichten wir einen Traum von Hotel, das "Sails in the Desert Hotel", schon in deutlich näherer Entfernung zum Uluru. Mit Miri und Dani waren wir ja schon in so manchem Hotel abgestiegen, früher in Peru, manchmal in Chile, im gewaltigen *Nacional* in Havanna und in Rio und vielen anderen. Aber die *Segel in der Wüste* rissen uns jetzt alle drei zu lauten Begeisterungsrufen hin. Vielleicht auch, weil wir alle dachten: hat sich die lange Anfahrt doch gelohnt

*unser Hotel
„Sails in the Desert“
im Schatten des Uluru*

In arabischen Ländern hätte ich früher gesagt: bei dieser Hitze und der Wüste und Steppe ringsum: das ist eine Fata Morgana.

Und so wie es von außen erschien, so toll war auch unser Zimmer. Miri und Dani waren sofort im Pool. Ich schlenderte erst einmal durch die Halle, die der Lage am Eingang zum Uluru - Nationalpark entsprach: Kunst und Kultur

der Aborigines standen im Vordergrund. Wunderschöne *didgeridoos* und *dot-paintings*. Kopien der Bilder hingen auch in unserem riesigen Zimmer. Am Pool mußte ich nicht mehr auf "die Kleinen" aufpassen. Sie schwimmen wie die Fische. Ich las noch einmal ein paar Abschnitte über die eigentlichen Herren dieses Landes.



Da standen dann solche Sätze wie: „der Uluru-Mythos ist die Entstehungsgeschichte der Landschaft: Auf der Sonnenseite des Uluru wohnten die *Mala*, die Hasenkänguruh-Menschen, und auf der Schattenseite die *Kunia*, die Teppichschlangen-Menschen, in Harmonie und Frieden. Die entfernten *Windulka* luden die Mala zu einer Initiation ein, doch die *Mala* sagten ab, da sie selbst Initiationen durchführen wollten und die *Kunia* nahmen gerne an und verliebten sich auf ihrer Anreise in die Sleepy-Lizard-Women (die blauzüngige Tannenzapfenechse) und reisten nicht weiter. Daraufhin wurden sie durch einen *Kulpunya* bestraft, ein Hund mit riesigen Zähnen und ohne Haare, der bösartiger als ein Krokodil war, aber auch die Kunia wurden durch die *Liru*, die Giftschlangen-Menschen und weitere Kämpfer, die am Katu Tjuta lebten (= Uluru), bestraft. In der fürchterlichen Schlacht mit Toten, Schwerverletzten und Feuer bebte die Erde und der Uluru hob sich aus der damals ebenen Erde hervor und damit wurde der Geist der *Mala* und *Kunia* zu Stein und die Spuren und die Geschichte des Kampfes können die Anagu am Uluru ablesen und erzählen.“ Das also ist Teil ihrer *dreamtime*, ihrer Schöpfungszeit, worin Felsen und Flüsse und Wolken und Wind lebendige Wesen sind, mit denen man deswegen auch kommunizieren kann

Und was einem dann bei einem eisgekühlten Saft im Schatten eines Luxushotels im Schatten des Uluru so durch den Kopf geht, ist dieses Zauberwort *Dreamtime*.

Dreamtime-Gedanken: . ihre *Dreamtime* ist Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich, also ein deutlich anderes Zeitverhältnis als bei unserem linearen Geschichtsverständnis. Dabei wird jeder Aborigine in seinem Clan wieder in eine besondere Seinsweise von *dreamtime* hineingeboren. Das kommt dann nach ausreichender Lebenserfahrung wiederum in den Mustern und der Symbolik der dot-paintings zum Ausdruck. Ich dachte automatisch an die Erkennungszeichen unserer mittelalterlichen Geheimgesellschaften oder auch an die Zeichen der Freimaurer, die wir von ihren Häusern im heimatlichen Deutschland oder auch in Chile kennen. Aber es war klar: diese Zeichen jetzt in diesen wenigen Tagen verstehen zu wollen, wird nicht möglich sein. Dennoch war so viel deutlich geworden: die Gemälde zeigten immer eine Perspektive von oben, sie erläuterten immer auch Wanderungen. Es ging in Vergangenheit und Gegenwart um die Beweglichkeit zwischen wichtigen (heiligen?) Orten. Aber alles, was wir bisher zu Australien gehört hatten, war ein radikaler Eingriff in diese Wanderkultur. Überall wurde privater Farmbesitz eingezäunt, zerschnitten Straßen und Eisenbahnen das Land und zerschnitten damit die Wanderwege der Ur-Völker dieses Kontinents. So schlimm es für Aborigines wahrscheinlich ist, dass solche Touristen wie wir in ihren heiligen Bezirk um den Uluru ständig eindringen, so hilfreich könnte gerade auch ein aufgeklärter Tourismus sein, um der Identität der Aborigines mehr Chancen zu geben als nur Sozialhilfeempfänger, wie da draußen in Alice Springs ... Wir wollen jetzt einfach mal diese Schizophrenie ertragen, diesen Spagat aus Empathie für die ihre eigene Identität sichernden Aborigines und unsere gewöhnliche touristische Neugier.....

Am nächsten Morgen nach dem Besuch der Frühstücksbar, die wieder bestens zum Hotel passte, wurde dann beraten, ob wir eine Kameltour zum großen roten Felsen mitmachen sollten oder uns mit dem Mietwagen ein bisschen weiter umsehen sollten. Dani kamen die Kamele schon ziemlich gewaltig vor, vor allem nachdem wir gesehen hatten, wie leicht ein Reiter ins Wanken kommen kann, wenn sich so ein Kamel zu ruckartig von den Knien erhebt. Also Auto. Aber dann dachte ich an den heiligen Ort Uluru und die Wanderwege und die besondere Bedeutung, die das gesamte Gebiet um den Uluru für die Aborigines

besitzt und wir liessen uns ganz normal mit einem Shuttle-Bus hinausfahren zum großen Felsen, auf einer festgelegten Route zu einem festgelegten Parkplatz. Hier wurde das schlechte Gewissen dann noch einmal angestachelt. Oder die Empathie. Denn Vertreter des lokalen Clans ermahnten uns und die übrigen Touristen, keinesfalls von dem vorgezeichneten Aufstieg zur Uluru-Plattform abzuweichen. Es durfte auch nicht jede Stelle des Berges fotografiert werden.

Bei Strafe!

Der „japanische Wanderverein“, der mit uns gleichzeitig am Berg ankam, zog sich jetzt erstmal weiße Handschuhe über. Wir waren uns nicht einig, ob dies aus hygienischen Gründen gegenüber dem Gelände geschah, das an einigen steilen Stellen angebracht und schon von Tausenden anderer Bazillenträger berührt worden war oder um dem heiligen Ort ihren Respekt zu erweisen. Vor der Abreise aus Chile hatte ich noch gedacht, wir würden mitten in Australien auf einem Felsbrocken aus dem Weltall stehen können. Diese Sensation gab es jetzt nicht mehr. Aber oben auf dem Uluru entlang zu laufen, war auf jeden Fall Sensation genug.



Aufstieg auf der Schattenseite des Uluru, auf der Seite der Kunia

Am letzten Tag hier draußen wollten wir dann endlich auch das „outback-feeling“ in uns aufnehmen. Und im richtigen Augenblick wurde für eine ganz kleine Interessentengruppe von einem der Uluru-Stämme angeboten, uns zu einem **Aborigines-Lagerplatz** zu fahren, der zumindest noch so aussah, wie zu Zeiten der großen dreamtime Wanderungen. Natürlich machten wir gerne mit. Es war ein ganz entspanntes Hocken um das Feuer der Clan-Mitglieder irgendwo draußen im Busch. Ein bisschen gingen sie auf die Fragen ein, die ihnen natürlich auch schon andere Weiße gestellt hatten: Was, bitte, muss ich unter dreamtime verstehen und wie kann ich die Botschaften der dot-paintings entschlüsseln. Wir sind keine Aborigines und wir werden die Botschaften nie verstehen. Eines dieser dot-paintings, lehnte dort „zufällig“ an einer vertrockneten Akazie.

Die Clan-Mutter ließ erkennen, dass sie es gemalt hatte. Sie verriet sogar den Titel des Werks: „Snake and Emu travelling north – only snake game back underground.“ (Schlange und Emu wandern nordwärts – nur die Schlange kommt unterirdisch zurück). Und dann sogar noch ihren Namen oder Künstlernamen: Nugarra. Ich kaufte ihr das Werk ab:



Wir hatten uns zurückhaltend und respektvoll gegeben, hatten uns ein wenig über die Mischung aus selbstgeschnitzten Holztellern und Plastikeimern gewundert, die den Lagerplatz der Aborigines zierte. Hatten auch versucht, ein bisschen small talk mit unseren Gastgeber zu leisten. Dabei entwickelte sich nicht sehr viel. Dafür kam dann die Einladung zu einem **Festessen**. Es gab geröstete Engerlinge, dick wie ein ausgewachsener Männer-Daumen, fein in Scheiben geschnitten und auf einem sehr formschönen, geschnitzten Holzteller serviert. Jeder von uns gab bei dem Festmahl sein Bestes und hielt einfach durch:

Die Küche, die Feuerstelle, die gebratenen Engerlinge in der Schale und die Parole: wir schaffen das



Den Ausgleich bot am Ende wieder die australische Linie Qantas, die uns über Bangkok und Mumbay (wie die Inder inzwischen ihr Bombay nennen) nach Frankfurt flog - diesmal ohne den Ge-burtstagstrick ... Der Ausgleich war in der Tat nötig geworden, denn auch nach den Kreuz- und Quer-Reisen durch diesen Kontinent, hatten wir

wichtige Kleinigkeit zu wenig beachtet: so hatte ich beim Gang vom Hotel zum Flughafen in Cairns gefragt, wie lange es bis zum Flughafen dauert.
„Oh, it’s just 5 minutes“. „Gut, Kinder, das können wir auch laufen.“ Der Australier meinte ganz selbstverständlich 5 Minuten mit dem Auto. Für uns wurden es gefühlte 5 Kilometer zu Fuß mit Gepäck und australischen Temperaturen. Und wieder das Positive: der Flughafen bot noch immer seine gut funktionierenden Duschen für genau solche Fälle an. Erst als wir wirklich und endlich im Flieger saßen, gepflegt wurden; keiner sich krank oder verletzt meldete – da merkten wir, dass die Hitze und der Staub und überhaupt alles uns doch ein bisschen zugesetzt hatten: denn keiner von uns hatte an unsere beiden tollen Reiseführer gedacht. Die entspannten sich jetzt im Handschuhfach im Mietwagen in Alice



ERSTER UMWELTBEAUFTRAGTER DER FES



Umwelt-Beratung in der Provinz Pastaza, Ecuador

INHALT

ROT – GRÜNE AKZENTSETZUNG	163
Einsatz Ecuador	165
Einsatz Brasilien	165
Einsatz Albanien	167
Round Table zur Biodiversität	170

Die Rückkehr aus Chile in die Bonner Zentrale der FES hatte mich einerseits wieder auf meinen alten Stuhl als Lateinamerika-Referent zurückgeführt. Andererseits wollte ich die Arbeitslinie Umwelt, die ich auch zuvor schon in Bonn bespielt hatte und die durch unser Chile-Programm noch mehr an konkretem Profil gewonnen hatte, jetzt systematischer betreiben. Die Abteilungsleitung entsprach meinem Wunsch, neben der Referententätigkeit auch die Rolle des Umweltbeauftragten für unsere gesellschaftspolitische Arbeit zu übernehmen. Der bezahlte Job hieß also Lateinamerika-Referent. Der Hobby-Job, den ich freiwillig zusätzlich übernahm und aufbaute, hieß Umweltbeauftragter der FES. Ich war der erste in der Stiftung, der systematisch im Namen der Stiftung das Thema Umweltpolitik behandelt hatte und nun von 1993 bis 1999 nach innen und nach außen die Anlaufstelle für die unterschiedlichsten umweltpolitischen Themen wurde. Damit stand ich allerdings auch auf zwei unterschiedlichen Beinen und geriet auf meinem "grünen" Bein gelegentlich in Diskussionen mit meinem Abteilungsleiter. Vielleicht hatte ihm auch einfach meine erste Visitenkarte nicht gefallen, die ich gleich nach der Rückkehr aus Chile in den Vierteljahresheften der FES zum Thema Umweltpolitik abgegeben hatte:

Editorial **FES info, Juni 1993**

ROT - GRÜNE AKZENTSETZUNG

Ein Jahr nach der spektakulären Rio-Konferenz zur Umwelt und Entwicklung hat sich die Skepsis vieler damaliger Beobachter nicht verflüchtigt.

Dieses eine Jahr hat allerdings geholfen, die Motive besser zu erkennen, weshalb Rio vor allem ein großes Verpackungsereignis war. Die beiden zentralen Themen, an denen sich das neue Nord-Süd-Verhältnis scheidet — Umweltpolitik, Entwicklungspolitik —, wurden in Rio spektakulär eingepackt: Hunderte führender Politiker aus der UN-Staatengemeinschaft, Tausende von Nichtregierungsorganisationen, Zehntausende von Neugierigen und Engagierten aus aller Welt sollten die globale Gemeinsamkeit vortäuschen, zu der wir uns in Wirklichkeit alle noch nicht durchgerungen haben.

Die Verpackung war von Anbeginn eine Mogelpackung. Zentrale Einzelthemen wurden politisch unverbindlich im Raum stengelassen: So die eigentlich zentrale Energiekonvention und auch die ebenso wichtige Konvention zum Erhalt der Artenvielfalt. Beide Themen sind wesentlich mit unternehmerischem Interesse des Nordens verbunden. Nur ist die Frage des Energiekonsums, der Energiekonversion, der Energiebilanzen in Kommunen und Fabriken längst nicht mehr das Thema „Grüner Spinner“. Die Hautschäden durch giftiges Ozon am Boden und fehlendes Ozon in der Atmosphäre sind ebenso Horrorvisionen für die Gutsituierten im Taunus wie für die Schafhirten in Patagonien. Wir müssen erkennen, daß es heute gänzlich neue Interessengemeinsamkeiten gibt. Wir müssen sie anerkennen und — um es einmal mehr zu sagen — wir müssen handeln. Es geht auch um Eigeninteressen.

Mit Anklagen, Bedauern, Lamentieren ist es jetzt schon längst nicht mehr getan. Das Argument vom gefährdeten Arbeitsplatz durch Umweltschutz ist inzwischen als dümmlich erkannt. Umweltbewußter, d.h. sorgfältig geprüfter Einsatz von Energie und allen nicht wiederherstellbaren Ressourcen, ist ein Ziel für ökologisch und sozial verantwortliche Politik und für verantwortliches Wirtschaften. Umweltpolitik ist kein Thema für Schwarz oder Rot oder Grün. Sie muss eigentlich die wesentliche Richtschnur für politisches Handeln von heute an sein. Jeder Politiker und Unternehmer und Gewerkschafter sollte in der Umweltpolitik einen Prüfstein für sein Handeln sehen.

Die FES versucht in ihren vielen Auslandsprojekten in Asien, Afrika, Lateinamerika, aber

auch in den ehemaligen sozialistischen Ländern Europas und in Deutschland selbst solche Prüfsteine zu entwickeln und in die gesellschaftliche Diskussion einzubringen. In Deutschland haben die Akademien und Büros der FES in den alten und den neuen Bundesländern ein Forum geschaffen für Auseinandersetzungen mit so konkreten Fragen wie

*„Umwelt- und sozialverträgliche Agrarpolitik“,
„Umweltverträgliche Energiepolitik in Osteuropa“ oder
„Wirkungen von 30 Jahren Sachverständigenrat“.*

In anderen Ländern und Erdteilen stehen manchmal ähnliche Fragen und Probleme an wie bei uns; manchmal geht es aber auch darum, zunächst die Informationen in den Medien selbst zu verbessern, Anregungen für die Umweltgesetzgebung zu geben oder auch verschiedene gesellschaftliche Gruppen zusammenzuführen, die eigentlich am selben Thema arbeiten.

Nicht in allen Südländern, aber in einigen von ihnen werden die Umwelt-Prüfsteine erst noch gebaut. Dabei helfen dann auch schon mal deutsche Forscher und Parlamentarier, auch Unternehmer und Kommunalpolitiker als Kurzzeitexperten auf Initiative und Einladung der FES mit. Die Umweltpolitik-Beratung ist inzwischen ein wachsender Bestandteil unserer entwicklungspolitischen Arbeit. Sie trägt jedenfalls dazu bei, den Nord-Süd-Dialog mit einem Thema zu füllen, von dem das sozial- und umweltverträgliche Weiterleben von uns allen abhängt.

In ihren Seminaren, Konferenzen und Publikationen drängt die FES allerdings auch darauf, daß jeder Einzelne von uns seinen eigenen Prüfstein mit sich trägt: Beim Umgang mit seinem Auto, bei seinem Plastikverbrauch, bei seinem Umgang mit der Natur...

Wir müssen diese Prüfsteine ernst nehmen. Vielleicht schaffen wir es ja, daß das zweite Jahr nach Rio ein wenig mehr Grund zur Hoffnung bietet.

Dr. Elmar Römpczyk Koordinator der Umweltaktivitäten im Bereich der Internationalen Entwicklungszusammenarbeit der FES

Aus der neuen Funktion heraus präsentierte ich die FES bei Konferenzen mit eigenen Beiträgen oder zumindest mit sichtbarer Präsenz (bis hin zum Kirchentag), vernetzte mich schnell mit ähnlich ausgerichteten Kollegen beim DGB, bei der Arbeiterwohlfahrt, bei den JUSOS und bei wichtigen NROs und Entwicklungshilfeorganisationen, wie VENRO, Welthungerhilfe, Pesticide Action Network (PAN), Gesellschaft für bedrohte Völker, Klima-Bündnis der europäischen Städte mit indigenen Völkern der Regenwälder, Stiftung Wissenschaft und Politik oder der von Willy Brandt initiierten Stiftung Entwicklung und Frieden. Aus dieser Netzwerkarbeit entstanden gemeinsame Veranstaltungen und Publikationen, die wiederum eingesetzt wurden für mein zweites Arbeitsfeld: die Unterstützung der FES-Büros in Lateinamerika, Afrika, Asien. Denn der erstere Teil diente auch meinem eigenen Profil (z.B. zog ich daraus Ideen und Kontakte für meinen wieder aufgenommenen Lehrauftrag an der Bonner Uni). Das zweite Arbeitsfeld blieb allerdings das Hauptziel, nämlich in so viele wie möglich der FES-Auslandsbüros Maßnahmen zur Zukunftsfähigkeit der Gastländer in unsere Jahresprogramme einzubauen. Damit arbeitete ich eigentlich immer noch am Thema meiner Dissertation: Internationale Umweltpolitik und Nord-Süd-Beziehungen. Nur verdichtete ich diesen neuen Erfahrungsschatz zu umweltpolitischen Leitlinien für die FES, baute eine erste elektronische Öko-Datenbank der Stiftung auf (noch bevor das Internet existierte), besorgte FES-interne Mittel für die Organisation von Umwelt-Konferenzen und – Seminaren und verarbeitete vieles davon zu Beiträgen in FES-Publikationen oder nutzte es für direkte Beratungseinsätze in mir vertrauten Ländern, wie Chile oder Ecuador oder Brasilien, aber auch in für mich selbst absolutes

Neuland, wie Albanien. Mein Abteilungsleiter, Dr. Esters, war nicht mit allem einverstanden, was da in meinem Büro entstand (es gehörte nicht zum klassischen Repertoire der FES), aber er war weitsichtig genug, um das Potenzial dieses Arbeitsfeldes für die moderne gesellschaftliche Entwicklung zu erkennen und bewilligte letztlich die Finanzmittel, die für Konferenzen und Seminare und Publikationen nun einmal unabdingbar waren. Um den Bereich zu umreißen, auf den ich mich in den folgenden Jahren von Bonn aus neben der normalen Referententätigkeit konzentrieren konnte, skizziere ich nur einige wenige Beispiele:

Einsatz Ecuador

Auf Einladung des FES-Büros **Ecuador** fand 1993 in eben der Region ein Treffen mit indigenen Organisationen zu genau der Thematik statt, die 15 Jahre später unter dem Leitgedanken des „Buen Vivir“ in Ecuador Verfassungsrang erhielt und von Ecuador aus den vorherrschenden Lebensstil des NORDENS in Frage stellte.



ER-Beratungseinsatz in der Indio-Region Pastaza, Ecuador

Die Lebensweise der indigenen Völker im ecuadorianischen Regenwald stützt sich auf die Symbiose zwischen Natur und Mensch und nicht auf deren (feindliches) Gegenüber. Mit meinen KollegInnen im FES-Büro

in Quito dachten wir in diesem Sinne im Gleichklang. Besonders mit Dörte Wollrad, der Büroleiterin, war ich konkret unterwegs und suchte den direkten Kontakt zu dem Teil der Indigenen in der Region Pastaza, der für uns als Europäer erreichbar erschien und wir boten ihnen unsere Zusammenarbeit als FES an.

Neben Dörte war insbesondere Alberto Acosta als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Büro Quito mit von der Partie. Und das Wichtigste: Alberto blieb diesem Engagement über Jahrzehnte treu. Zunächst im Büro der FES, später wurde er Energieminister und Präsident der Verfassungsgebenden Versammlung und half 2008, den Schutz der indigenen Regenwaldgebiete gegen die Erdölkonzerne rechtlich abzusichern. Er wurde dann für viele Jahre einer der wichtigen Promotoren für den Erhalt des **Yasuní Nationalparks** und arbeitete sehr engagiert gegen die Zerstörung desselben durch die Öl-Konzerne. Das Stichwort hieß: Buen Vivir („sinnvoll leben“). (vgl. auch oben, S.127).

Einsatz Brasilien

Eine Einladung Mitte 1993 vom Finanzminister und späteren brasilianischen Präsidenten Cardoso nach São Paulo zu einem Vortrag über Erfahrungen mit der Rolle der Zivilgesellschaft innerhalb der deutschen Umweltpolitik hatte mir natürlich geschmeichelt. Gleich-

zeitig war mir wichtig zu sehen, dass unser Büroleiter in São Paulo offenbar Cardoso diese Anregung gegeben hatte und damit selbst ein stärkeres umweltpolitisches Engagement der Stiftung in Brasilien für wünschenswert hielt. Mein Vortrag war kritisch mit uns im Norden wie mit dem Süden. Ich forderte mehr gemeinsames Handeln – gerade auch von den verantwortlichen Politikern so einflussreicher Länder wie Deutschland und Brasilien. Angestoßen durch die Beiträge bei dieser Konferenz kam es zu mehreren Interviews im brasilianischen Fernsehen und der Presse, die noch mehr zum Thema hören wollten. Tatsächlich wurde durch diese Reise der Grundstein für meine Faszination vom Kaleidoskop Brasilien gelegt. Im Nachgang zu der Konferenz lud Cardoso uns internationale Gäste dann zu einer Exkursion nach Cubatão und in die knapp 15 km südöstlich gelegene Hafenstadt Santos ein. Dabei war nicht von Brasiliens größtem Hafen Porto de Santos die Rede, sondern von der Luft- und Wasserkontamination durch die Ö raffinerien, die in Santos tätig sind. Die Region und die Stadt Cubatão wurden von Fernando Henrique Cardoso als das Menetekel der aktuellen brasilianischen Entwicklungspolitik dargestellt. Eine erschreckend große Anzahl junger Frauen hatte hier hirngeschädigte oder körperlich gehandikapte Babies zur Welt gebracht. Die Krebsrate unter der Bevölkerung lag um ein Mehrfaches höher als in anderen brasilianischen Städten. Cubatão hatte nicht nur für mich einen vergleichbar schlechten Ruf, wie etwa La Oroya in Peru. Aber einige der internationalen Gäste und ich ebenso hatten schon davon gehört, dass die CETESB, São Paulos staatliche Umweltbehörde, seit einigen Jahren eine intensive Kampagne betreibt, um Cubatãos Image vom "Tal des Todes" in ein "Tal des Lebens" umzudrehen. Insbesondere die Rio-Konferenz der UN zu Umwelt und Entwicklung vom Vorjahr hatte dieser Kampagne zusätzlichen Schub gegeben. Und wir sahen eine Vielzahl von offenbar gelungenen Großaktionen: intensive Begrünung und Aufforstung im Stadtgebiet, systematische Müllentsorgung, keine Dreckschleudern aus den Industrieschornsteinen, wie in La Oroya. Wir sprachen das Cardoso gegenüber an. Er konzedierte diese Fortschritte. Aber es war deutlich, dass der Senator von São Paulo, vorheriger Außenminister und aktueller Finanzminister Cardoso mit der medial gut vermarkteten Konferenz und dieser Exkursion schon sein politisches Image für den nächsten Wahlkampf um die Staatspräsidentschaft anscharfen wollte. Er wollte ein gesäubertes Cubatão als sein Wahlversprechen aufbauen. Für uns Stiftungsleute kein Problem. Diese Linie in seinem potenziellen Regierungsprogramm wollte ich als FES gerne unterstützen und diskutierte das entsprechend mit unseren Büroleiter Harald Jung. Harald und ich waren uns sehr schnell einig, dass wir die Stiftung mit in dieses Boot nehmen sollten und hatten dabei richtig gelegen, denn Cardoso wurde 1994 Präsident Brasiliens und gewann vier Jahre später erneut deutlich gegen Lula (der dann später allerdings der populärste aller Präsidenten Brasiliens werden sollte und auch wieder unser Partner). Nur den schwachsinnigen Präsidenten Bolsonaro, der die größte Regenwaldvernichtung im Amazonas (2019) letztlich zu verantworten hatte, den kannten wir noch nicht und hätten mit ihm so wenig zusammengearbeitet wie etwa mit Pinochet in Chile.

Zu den bunten Bildern des Brasilien-Einsatzes gehörte 1993 freilich auch das 5-Sterne-Hotel, das Teil von Cardosos Einladung gewesen war (und mich ziemlich deprimiert zurück ließ, wenn ich an unsere FES-Herbergen in Bonn dachte, wie das *Stern-Hotel* am Bonner Markt, das wir häufig unseren ausländischen Besuchern und Partnern anboten). Am nächsten Abend wurde es dann sehr brasilianisch. Man lud mich zum Besuch einer Samba-Schule ein, wo das ganze Jahr über für den kommenden Karneval trainiert wird. Ich hätte eigentlich einen Gehörschaden davon tragen müssen von den durch alle Körperporen dringen Trommelwirbeln der verschiedenen *Baterias*, die in einer immensen Halle ihr Bestes gaben – und natürlich konnte man den Kandidatinnen für den Titel Samba-

Königin gar nicht lange genug bei ihren Tän-zen zusehen...

nachhaltige Eindrücke vom Beratungseinsatz



in São Paulo: Bateria und Körperlichkeit

Jetzt kann man sich streiten, ob die nächste Einladung noch brasilianischer war als der Samba. Denn einer der Referenten der Konferenz fragte mich, ob ich nicht Lust zum Fußballspielen hätte. Natürlich hatte ich, aber sonst auch nichts. Er versprach, alles für mich zu besorgen und holte mich gegen 20.00 Uhr am Hotel ab. Wir brausten auf seinem Motorrad quer durch São Paulo, am Endlosstau der Stadt entlang und vorbei zu einem Flutlichtplatz für Freizeitkicker. Alle waren sehr freundlich zu mir und überließen mir gelegentlich den Ball. Wer einmal mit einer solchen Straßenmannschaften gespielt hat, versteht, wie das Dribbeln auf kleinstem Raum eher zu einem Samba-Tänzer gehört als zu einem deutschen Profi-Kicker.

Selber wäre ich noch sehr gerne in den Pantanal gereist, in das ökologische Herz Südamerikas, ins tropische Quellgebiet des Río Paraguay. Doch leider rief schon wieder das Bonner Büro.

Einsatz Albanien

Der Beratungseinsatz in Ecuador bei den Regenwaldbewohnern wie auch der Einsatz in Brasilien auf hoher politischer Ebene waren für mich vertraute Spielfelder. Ein echtes Kontrastprogramm dazu wurde die Lehrerberatung in Albanien, zu der mich unsere FES-Vertreterin nur wenige Monate später, Herbst 1993, nach Tirana eingeladen hatte. Es gab noch nicht viele verlässliche Informationen über das Land, das sich gerade auf den Weg begab, den ich von Chile her noch sehr deutlich im Ohr hatte: wirtschaftliche Schocktherapie. Dabei war die reale Lage der albanischen Wirtschaft an sich schon Schock genug. 40 Jahre lang war das Land streng sowjetisch geführt worden. Nach der Unabhängigkeit wurde die bisherige zentrale Planwirtschaft durch die Freigabe der Preise und des Handels, die Privatisierung der Läden und des Transportwesens sowie eine sogenannte Landreform abgelöst, weil man sich Westeuropa anschließen wollte. Nach dem überdeutlichen Wahlsieg der „Demokratischen Partei“ 1992 (62%) und der mit 26% deutlich abgeschlagenen Albanischen Arbeiterpartei (die sich umbenannt hatte in „Albanische Sozialistische Partei“) fühlte sich die neue Regierung stark genug, den gerade eingeleiteten Reformen eine „Schock-Therapie“ überzustülpen. Tirana trat auch sofort der Weltbank und dem Weltwährungsfonds bei und öffnete entsprechend seine Grenze für ausländische Direktinvestitionen. Die stellten sich auch schnell ein, denn Albanien besitzt beachtliche

mineralische Rohstofflager. Nur führten alle diese Maßnahmen nicht dazu, die albanische Entwicklung voranzubringen. Im Gegenteil: ausländische Unternehmen nutzten die Dritte-Welt-Bedingungen in Albanien zur eigenen Profitmaximierung nicht zur Entwicklung des Landes. Die Lebensqualität der Albaner – ohnehin die niedrigste in Europa – brach weiter ein. Und nicht zuletzt deutscher Chemie-Müll wurde inzwischen aus den alten wie den neuen Bundesländern in großen Mengen durch fragwürdige Unternehmer in die osteuropäischen Staaten verbracht, die sich allesamt wie blinde Maulwürfe in die neue „freie Marktwirtschaft“ eingruben. Besonders Albanien steckte noch mitten in einem ziemlichen Umweltskandal, den Greenpeace ans Licht gebracht hatte: Schon Anfang 1992 hatte die EG-Kommission das deutsche Auswärtige Amt und das Umweltministerium aufgefordert, einen Güterzug mit 200 Tonnen hochgiftiger Pestizide und anderer chemischer Umweltgifte wieder nach Deutschland zurückzuholen. Der deutsche Umweltminister, Prof. Klaus Töpfer (CDU), hatte ein halbes Jahr später der brüsseler Behörde erklärt, dass er nichts machen könne und vor allem nicht zuständig sei. Der Güterzug stand derweil immer noch in der Nähe eines Trinkwasser-Sees und eine ganze Reihe der Müllfässer waren inzwischen von Albanern gestohlen worden, weil sie Abfalltonnen brauchten oder Regenfässer. Bei der bonner Regierung wanderte die Zuständigkeit über Monate zwischen den Ministerien für Umwelt, für Finanzen, für Wirtschaft, für Landwirtschaft, für Außenpolitik und Kanzleramt hin und her. Nur wurde weder der namentlich bekannte Transporteur der giftigen Entsorgungsmasse zur Verantwortung gezogen noch machte die Bundesregierung Anstalten, ihre Mitverantwortung einzugestehen und das Problem zu lösen. Greenpeace hatte inzwischen viele Statistiken ausgewertet und erklärt, dass ca. 19.000 Tonnen deutschen Giftmülls aus Kostengründen vor allem ins osteuropäische Ausland verbracht worden waren.



Giftmüll in Albanien 1994; ein Verbrechen an der albanischen Bevölkerung und ein lukratives Geschäft für deutsche Unternehmen ⁴⁰

In der Situation wurde ich also zur umweltpolitischen Beratung eingeladen. Ich freute mich

⁴⁰ Spezialisten bringen im Auftrag des Bundesumweltministeriums (BMU) Pestizid-Giftmüll aus Albanien nach Deutschland zurück. **Der Giftmüll war als humanitäre Hilfe" deklariert aus der ehemaligen DDR nach Albanien verschoben worden.** Greenpeace organisiert zusammen mit dem BMU den Rücktransport.

durchaus, dass die FES-Kollegin in Albanien in diesem Themenbereich arbeiten wollte. Aber nach diversen Gesprächen in verschiedenen (formal) zuständigen Verwaltungsstellen; mit Nichtregierungsorganisationen; mit der deutschen Botschaft und mit einigen Lehrern und nach einer Rundreise zu brisanten Punkten im Land hatte ich den Eindruck, dass man nicht in erster Linie nach Lösungen für krasse Umweltprobleme suchte, sondern nach jemandem, dem man den Schwarzen Peter zuschieben kann. Würde die FES sich den Schuh der Umweltpolitik anziehen, hielte sie sehr schnell diesen Schwarzen Peter in der Hand. Für mich war der handlungswillige starke Akteur nicht erkennbar, der diesen Augiasstall aus Müllgeschäften und Korruption zu säubern in der Lage wäre – z.B. ein handlungswilliger Minister, wie Cardoso in Brasilien. In Tirana nicht erkennbar. Sowohl mit meiner FES-Kollegin als auch bei einem abschließenden Gespräch mit dem Botschafter haben wir uns in Tirana daher auf einen deutlich anderen Einstieg in das Thema moderne Umweltpolitik verständigt, wie aus einigen Punkten meines Berichts erkennbar war:

- ▶ *In Albanien herrscht das unstrukturierte Gefühl, daß mit dem Begriff "Freie Marktwirtschaft" eine Wunderdroge verbunden sei, die jedem einzelnen in kürzester Zeit eine völlig neue, höhere kapitalistische Lebensqualität verschaffen wird.*
- ▶ *Zum Teil hängt die mangelnde Eigenverantwortung für gesunde Umgebung, gesunde Arbeitsplätze und für den Erhalt der natürlichen Rohstoffe mit einer offensichtlich hochgradigen Korruption im Regierungsapparat zusammen.*
- ▶ *Von FES könnte zunächst an der Modernisierung der gesetzlichen Rahmenbedingungen mitgearbeitet werden. Mindestens gleichwertig muß der Wiederaufbau gesellschaftlicher Werte und das Bewusstsein kollektiver Mitverantwortung in vielen umweltrelevanten Bereichen unterstützt werden .*

Als eine der Zielgruppen für meinen Aufenthalt bzw. einen denkbaren FES-Beitrag hielten wir daher prinzipiell die Lehrerschaft der Primar- und Sekundarschulen als Ansprechpartner für sinnvoll und motivierbar. Denn wir hatten in einer der Schulen zwei Workshops mit Lehrern veranstaltet und die Lehrer hatten sich bereit erklärt, im Schulgarten sehr konkret das Thema Bio Abfall und Humusgewinnung für die schuleigenen Gemüsebeete mit ihren Klassen anzugehen. Ein sehr bescheidener Anfang. Für uns als politische Stiftung war allerdings die Verbesserung der politischen Rahmenbedingungen der erste größere Schritt, der unbedingt getan werden mußte. Der Staat und die Kommunen mußten sich überhaupt erst einmal klar bereit erklären, modernen Umweltschutz überhaupt betreiben zu wollen. Später könnten technische Hilfen ganz sicher von anderen (deutschen) Einrichtungen ergänzt werden. Meine Kollegin erklärte sich dann einverstanden, eine Handvoll Maßnahmen in ihr Jahresprogramm aufzunehmen:

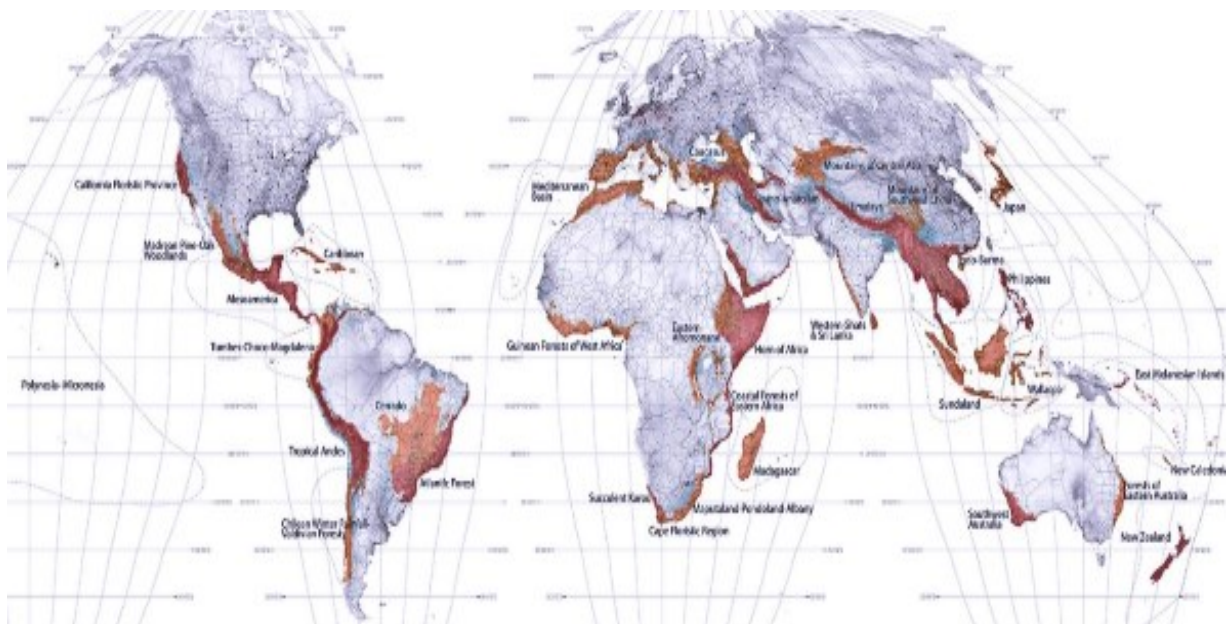
- *Beratung der zuständigen Parlamentarischen Ausschüsse zur Modernisierung und Komplementierung der geltenden Gesetzgebung*
- *Beratung Ausgewählter Regierungsstellen mit dem Ziel der Verbesserung des politischen Managements und der Professionalisierung besonders auf der Ebene der Abteilungsleitungen (Agrarministerium, Wirtschaftsministerium, Nationales Umweltkomitee, Stadtverwaltung Tirana und - wenn irgend möglich - in einigen Provinzstädten).*
- *Professionelle und evtl. materielle Unterstützung der Arbeit von NGO's im Umweltpolitikbereich, sowie*
- *Professionalisierung von Journalisten bei Fernsehen, Radio und Printmedien bei umwelt- und entwicklungspolitischen Fragen.*

Mit anderen Worten: im Fall Albaniens mußte mit einem sehr langen Atem an das Thema herangegangen werden, wenn die Stiftung sich im Bereich Umweltpolitik alleine engagieren wollte. Oder aber (und das war in unseren Gesprächen vor Ort, auch in der Botschaft, meine Option gewesen) man arbeitet von der (deutschen & europäischen) Geberseite her als Partner-Netzwerk in Albanien und erhöht damit nicht nur das technische, sondern auch das politische Gewicht eines solchen Beratungsprogramms. Nach vielen weiteren Erfahrungen mit der Umweltpolitik (z.B. kommunale Umweltberatung in Kolumbien) hatte ich dann 10 Jahre später erneut das Vergnügen, in Osteuropa umweltpolitische Beratung anzubieten – in den baltischen Staaten. Ein bißchen haben die albanischen Erfahrungen dort geholfen, weil die Ausgangslage auch im Baltikum nicht unähnlich war.....

ROUND TABLE ZUR BIODIVERSITÄT

Es gab ein Thema, das mich schon sehr lange in vielfältiger Weise beschäftigte und dem ich nun auch in der Stiftungsarbeit eine breitere Plattform sichern wollte, das Thema Schutz der Artenvielfalt, Sicherung der Nutzungsrechte und akzeptable Formen der Inwertsetzung der Biodiversität – vor allem in den tropischen und subtropischen Ländern. Denn in den Regionen nördlich und südlich des Äquators liegen die wichtigsten natürlichen Gen-Banken aller Arten von Flora und Fauna, die sogenannten Biodiversitäts-hotspots.

1996 wurde ein wichtiges Jahr. Ich bereitete ein internationales Treffen über die Frage der geistigen Eigentumsrechte und der sinnvollen Nutzungsmöglichkeiten von Pflanzen und Tieren und anderen natürlichen Lebewesen vor. Diesmal war der Austragungsort dieser hoch brisanten internationalen Debatte die FES-Zentrale in Bonn. Ich hatte einen der weltgrößten Pharmakonzerne, Bayer, ebenso am Tisch sitzen, wie das BMZ und Abgeordnete des Bundestages, aber auch das Institut INBio aus Costa Rica, Vertreter des Verbandes indigener Amazonasvölker COICA (aus Kolumbien) und einige mehr.



globale Verteilung des Artenreichtums (hotspots, braun)

Die Thesen, die an diesem Nord-Süd-Tisch diskutiert werden sollten, hatte ich zuvor in

einem ausführlichen Beitrag in der Frankfurter Rundschau publizieren können.⁴¹ Der Artikel sollte den Boden für die Diskussion vorbereiten und trug den Untertitel „Wie sich die reichen Industrienationen des Nordens den Zugriff auf den Artenreichtum der Entwicklungsländer sichern wollen“. Als Meta-Thema ging es um die Sicherung der Nahrungsmittelproduktion angesichts des weltweit rasanten Bevölkerungswachstums und es ging um neue Lebensstile, die nicht die Grundlagen des Lebens selber zerstören. Das war der rote Faden unseres Programms.

In dem FR-Beitrag war das Problemfeld abgesteckt. Dort hieß es: *„Der internationale Kampf um Zugriff auf Nahrungsmittel und Ernährungsquellen der Zukunft ist in vollem Gange. Der Norden arbeitet intensiv und systematisch — nach jahrzehntelanger Überausbeutung der eigenen Agrarböden — an der Beherrschung der globalen Nahrungspolitik. Dafür liefern die biotechnische und genetische Forschung die entscheidende Unterstützung.“*

Die **Pharma-, Saatgut- und Nahrungsmittel-Multis** hatte ich in dem Beitrag u.a. wie folgt charakterisiert:

- *Brüssel steht unter dem Druck der genannten Konzerne, um die „Liberalisierung“ der gentechnischen Pflanzenmanipulationen auszuweiten. So hat die EU-Kommission Anfang Februar 1966 die Vermarktung von gentechnisch verändertem Raps erlaubt — die erste Genehmigung dieser Art für ein Produkt, das gentechnisch auf Herbizid-Resistenz umgebaut wurde. Die Bundesregierung hatte frühere Bedenken gegen diese Genehmigung zurückgezogen. Damit kann dieses Produkt der belgischen Firma Plant Genetic Systems nun ohne Kennzeichnungspflicht frei vermarktet werden.*
- *Beunruhigend daran ist, daß es sich hierbei keineswegs um einen Einzelfall handelt. In Brüssel liegen längst weitere Anträge auf Zulassung vor (u. a. für gentechnischen Mais und Soja). Das Mutterland dieser liberalisierten Zulassungspolitik sind freilich die USA. Hier haben die gentechnisch veränderten Produkte inzwischen wichtige Bereiche des Nahrungsmittelsektors erfasst. Bekannte Beispiele sind die Firma Calgene mit ihrer gentechnischen Tomate FLAVR SAVR. Die staatliche US-Bewilligungsbehörde FDA hat ihre Entscheidung damit untermauert, daß diese Gen-Tomate mit "einer weitaus höheren technischen Präzision hergestellt werden kann als in den klassischen Zuchtverfahren" und daß "die Konsumenten sicher sein dürfen, daß die FDA darüber wacht, daß alle gentechnischen Produkte genauso sicher sind wie die herkömmlichen Nahrungsmittel im Laden an der Ecke".*
- *Auch der Pharmakonzern Monsanto hat von FDA die Erlaubnis erhalten, mit gentechnisch veränderten Erdbeeren auf Freilandflächen zu experimentieren, obwohl nicht deutlich gemacht wurde, aus welcher Quelle die neuen Gene stammten. Monsanto hat auch einfach abgelehnt, die neuen Charakteristika der Gen-Erdbeere genauer zu beschreiben.*

Das war die kommerziell lukrative Seite des sich ausdehnenden Weltmarktes für Nahrungsmittel. Parallel dazu nahm die kritische Haltung zur Gentechnik in den Industriegesellschaften deutlich zu. Die Konzerne suchten daher in der intensiveren Nutzung der Biodiversität der Süd-Länder nach betriebswirtschaftlichem Ausgleich, trafen dabei auf

⁴¹ ER: *Biologische Vielfalt ist die Nabelschnur des Südens. Wie sich die reichen Industrienationen des Nordens den Zugriff auf den Artenreichtum der Entwicklungsländer sichern wollen*, in: Frankfurter Rundschau, 10.9.1996

kritische NROs, auf kritische Indigenenverbände, aber auch auf erste alternative Projekte zur Nutzung der Biodiversität. Gestützt auf die Biodiversitätskonvention, die bei der Rio-Konferenz 1992 verabschiedet wurde, ließ sich daher im Jahr 1996 auf Seiten von **NROs und Indigenen** folgendes beobachten:

- *Als logische Konsequenz aus der oben dargelegten Entwicklung ergab sich für die internationalen NROs die Forderung, endlich von der privatrechtlichen Aneignung von Natur durch Unternehmen wieder Abstand zu nehmen. Natur in ihren diversen Formen ist Gemeinschaftseigentum. Denn nur weil die indigenen Völker mit diesem ganzheitlichen Verständnis die Biodiversität ihrer Lebensräume erhalten und genutzt haben, können sich internationale Unternehmen mit einem im Grunde imperialistischen Rechtsverständnis genetische Ressourcen aneignen und sie in abgewandelter Form mittels TRIPs durch die Macht der hinter ihnen stehenden Staaten schützen lassen.⁴²*
- *Dennoch bestehen schon eine Reihe von Abkommen, Verträgen, auch freiwilliges Verhalten in Richtung Interessenabgleich zwischen Pharmaunternehmen im Norden und Biodiversitätsbesitzern im Süden. So lassen der Body Shop Konzern, die Shaman Pharmaceuticals oder das National Cancer Institute Gewinnbeteiligungen zu. Der ebenfalls aus den USA stammende Konzern Merck Sharp & Dohme Pharmaceuticals wird dabei allerdings derzeit am meisten zitiert, weil er einen richtiggehenden Nutzervertrag mit dem Süd-Land Costa Rica, bzw. dem halb-staatlichen Institut INBio 1991 geschlossen hat.*

Bei unserer Veranstaltung kam es natürlich genauso wenig zu klaren Absprachen oder gar Vereinbarungen wie seit Jahren schon nicht in den Gremien der Vereinten Nationen, der



WHO, der FAO oder der Agrarkommission in Brüssel. Als Stiftungsvertreter ging es mir aber zumindest darum, durch die Debatte legitimiert für unsere eigenen Mitarbeiter in den Auslandsbüros die zentralen Argumente aus FES-Sicht zusammenzufassen und den KollegInnen für ihre eigene Maßnahmenplanung an die Hand zu geben. Darüber hinaus publizierte ich auch ein weiterreichendes Buch mit dem Titel „*Biopolitik – Der Reichtum des Südens gegen Technik und Kapital des Nordens*“ beim Nomos-Verlag (1998), ein Buch zur gesellschafts-politischen Einordnung der Biodiversitätsdebatte. An den Produktionskosten beteiligte sich ohne zu zögern die FES über meinen Abteilungsleiter.

⁴² TRIPs = *Agreement on Trade-Related Aspects of Intellectual Property Rights*. Es wird von der WHO überwacht. Das TRIPs-Abkommen forciert eine massive Privatisierung des Wissens - meist in den Händen der Konzerne des Nordens. Auch Landwirte sind vom TRIPs-Abkommen betroffen: gentechnisch erzeugte Sorten, gentechnisch verändertes Saatgut sind unter Patentschutz gestellt. Sowohl in den USA als inzwischen auch in der EU schützt die Rechtsprechung vor allem die Patentansprüche der Konzerne zulasten der Landwirte

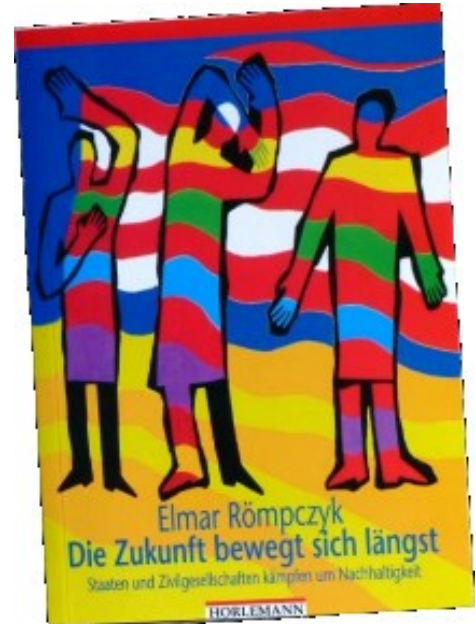
Die Aufgaben als Umweltberater für die unterschiedlichsten FES-Projekte waren für mich selber ein außerordentlicher und nicht endender Lernprozess. Das Gelernte wollte ich wiederum so konkret und so schnell wie möglich weitergeben – wenn möglich im Namen der FES, wenn nicht, unter meinem eigenen, wie das Buch bei Nomos oder ein anderes über das Spannungsverhältnis zwischen Staat und Zivilgesellschaft in der Nachhaltigkeitsdebatte (1998 beim Horlemann-Verlag: ER: *Die Zukunft bewegt sich längst*). Es waren Beiträge an der Schnittstelle von Umwelt- und Entwicklungspolitik.

Die Publikationen haben wiederum dazu beigetragen, dass ich - in aller Bescheidenheit - sehr viel Zuspruch und Anerkennung und Nachfragen von den KollegInnen gerade aus unseren Auslandsbüros erhielt. Allerdings musste ich dennoch immer wieder mit meinem Abteilungsleiter über die Philosophie und über die Strategie dieser Umweltkoordinierungsstelle streiten. Ein typisches Problem war etwa seine Aufforderung, am besten zum Thema "Wald" zu arbeiten. Meine Antwort dazu: „Wald“ ist absolut wichtig. In Deutschland arbeiten dazu allerdings schon

150 andere Organisationen. Wir würden als

letzter Wagen an einen fahrenden Zug ankoppeln. Meine Alternative hieß deswegen: die FES muss neue, zukunftsrelevante Themen besetzen. Dazu gehörte m.E., sich an den gesellschaftspolitischen Fragen der internationalen Biodiversitäts-Debatte aktiv zu beteiligen - und aus dieser Sicht auch das Thema Regen-Wald auf den Tisch zu heben. Darüber hinaus aber, sollten wir als politische Bildungseinrichtung zu einer transparenten Debatte über die gesellschaftlichen Implikationen der Gentechnik und über Themen, wie „Müll“ und „Lebensstil“ als Indikator unseres gesellschaftlichen Entwicklungsweges und über die Zukunftsfähigkeit unseres Gesellschaftsmodells laut und öffentlich nachdenken. In

diesen Feldern wird mehr noch als beim Thema Klima die Überlebensfähigkeit der Süd- und der Nord-Gesellschaften entschieden. Mein Chef schluckte diese Themenbreite am Ende wohl, weil wichtige Medien, wie *Die Zeit*, sehr zustimmend über unsere Biodiversitäts-Veranstaltung berichtet hatten – und das war in jedem Fall ein wichtiger Indikator für das Stiftungsprofil.



KOLUMBIEN

Einsatz für die GTZ (GIZ)



Vaquero in den Llanos

INHALT

GTZ LÄDT EIN ZUR UMSETZUNG DES EIGENEN GUTACHTENS	176
KOLUMBIENS BUNTE WIRKLICHKEITEN	180
Der ganz normale Wahnsinn: Alltagsreisen in Kolumbien	
Musik aus den Katakomben der Salzkathedrale von Zipaquirá	
Zwischen Malern in Villa de Leyva und den Göttern der Muisca	
Zwischen Fledermäusen und Smaragden	
Abstecher in den Chocó	
Stop over in Medellin : Drogen – Kunst - Orchideen	
Persönliche Betroffenheiten durch Kolumbiens Drogenpolitik	
Karibik ist auch in Kolumbien bunt – vor allem aber sehr heiß	
Ein Kaiman wird ausgewildert	
Macondo muss einfach sein	
UMWELTPOLITIKBERATUNG IM BÜRGERKRIEGSLAND	223
nur Umweltpolitik geht gar nicht	
FÜNF SCHWERPUNKTREGIONEN	223
Schwerpunkt Karibik (Sta Marta; Ciénaga Grande)	
ein politischer Projektbesuch in der Ciénaga Grande	
von Warnschüssen begleitet	
Schwerpunkt Süden (Pasto; Bioland - Drogen – Gold)	

Schwerpunkt Norden (Cúcuta; Grenzland)	
Schwerpunkt Kaffeezone (Pereira, Quindío)	
Schwerpunkt Amazonas (Leticia, Regenwald, Indigene)	
FRIEDENSSUCHE	228
PROBLEME HABEN EINEN NAMEN	
Das schwierigste Thema überhaupt in Kolumbien	
DIALOG MIT DER GUERRILLA IM HAUPTQUARTIER DER FARC	
Wieviel Krieg darf es denn sein ?	
Einst hieß es: Spaniens Goldräuber gegen Englands Piraten	
Heute: Uribe hilft Bush gegen Kolumbien - und morgen?	
Eine neue US-Kriegsfront in Lateinamerika nennt sich	
„Plan Colombia“	
Zu Besuch bei der Wayúu-Prinzessin in der Guajira-Wüste	
PROBLEME UND LÖSUNGSANSÄTZE	247
Unser Umweltkongress als nationales Ereignis	
Was heißt eigentlich Friedensdividende für die Zivilgesellschaft ?	
Mitmachen bei Uribes Friedens-Karawane :	
Rückeroberung der Llanos	
Mitmachen bei Uribes Friedens-Karawane :	
Rückeroberung von Magdalena und Guajira	
Blick auf die heikle Lage in den	
Nationalparks Tairona und Sierra Nevada	
EIN LANGER, ABER GANGBARER WEG ZU GREEN ECONOMY	268
Öko-Landbau gegen Drogen : unser Modellprojekt Chimayoy	
Bambus gegen Drogen : zweites Modellprojekt, Chachagüi	
Wir sind uns einig : Guadua ist viel mehr als nur dicker Bambus	
Die Frage bleibt : Kommt der Frieden - nur weil der Kaffee geht ?	
Goldminen gegen Drogen - mitten im Regenwald des Putumayo	
UNTERWEGS MIT HOFFNUNGSTRÄGERN EINER ANDEREN POLITISCHEN KULTUR	286
Indigenes Überleben am Amazonas	
Indigener Widerstand gegen staatliche Repression	
Uribe bleibt bei seiner Gleichung : Indigene + NROs = Terroristen	
Eine andere Welt ist möglich – mit NROs in Porto Alegre (Jan 2003)	
Zivilgesellschaft versucht es mit unterschiedlichen Ansätzen	
Frieden / Umwelt / Kultur : die Revolution des Antanas Mockus	
ERFAHRUNGEN SAMMELN UND WEITERGEBEN	307

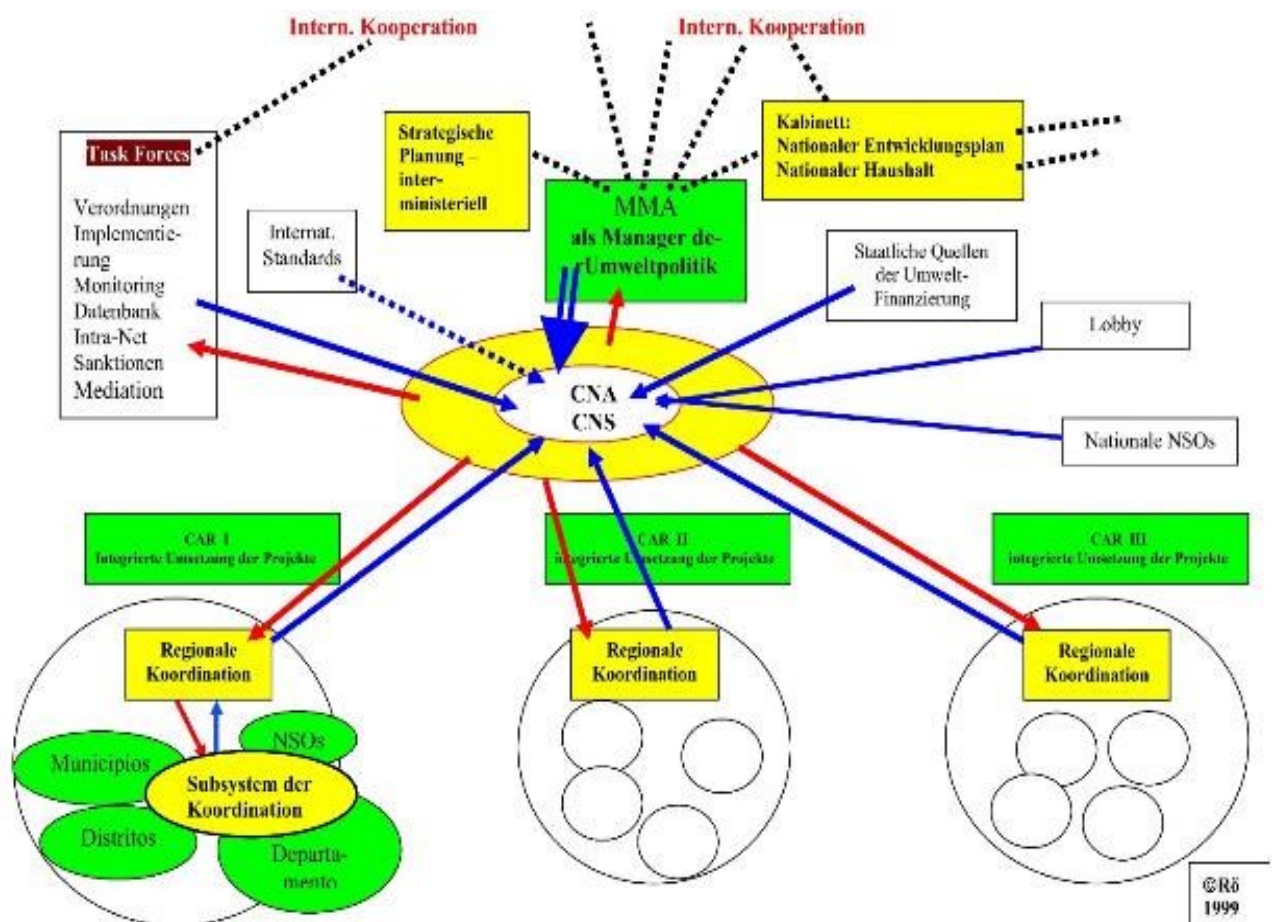
GTZ LÄD EIN ZUR UMSETZUNG DES EIGENEN GUTACHTENS

In der Funktion des Umweltbeauftragten der FES erhielt ich eines Tages Besuch der GTZ-Koordinatorin für Kolumbien, Dr. Claudia Männling. Sie lud mich ein, ein Gutachten für die GTZ zur deutsch-kolumbianischen Zusammenarbeit im Umweltbereich zu erstellen. Ich war sehr interessiert und die FES-Vorgesetzten hatten keine Einwände. Im April war ich wieder zurück aus Kolumbien und legte einen Bericht mit einer Reihe von Empfehlungen vor. Sie waren das Konzentrat von sehr vielen Gesprächen mit sehr unterschiedlichen Fachleuten und Politikern, Menschen, die mir schon vertraut waren und anderen, die ich zum ersten Mal traf. Der Bericht bot Antworten auf Leitfragen der GTZ: *Welche sind die wichtigsten politischen und wirtschaftlichen Einflüsse auf das kolumbianische Umweltpolitik-System SINA? - Auf welche davon hat die GTZ-Kooperation schon jetzt Einfluss? - Auf welche sollte die GTZ-Kooperation Einfluss haben und mittels welcher strategischer Ansätze (Partner, Instrumente, Methodologie, Finanzkooperation)?*⁴³

Nach 3 Wochen Kolumbien kam ich zurück und packte meine Antworten in ein schematisches Schaubild, das wir in Eschborn intensiv diskutierten:

Struktur der systemischen Koordination im SINA

mittels Nationaler Umweltrat CNA oder mittels Nat. Rat für Nachhaltigkeit CNS



Dazu einige Erläuterungen:

⁴³ SINA steht für Sistema Nacional Ambiental (= Institutioneller Zusammenhang der nationalen Umweltpolitik)

- die *Autonomen Regionalen Entwicklungsgesellschaften* (CAR) besitzen innerhalb des SINA ein problematisches Übergewicht gegenüber den anderen politischen Elementen des Umweltsystems, wie Gemeinden, NROs, Unternehmer.
- Die GTZ selbst sollte auf jeden Fall für ihr eigenes Projektmanagement die verschiedenen Umweltprojekte in Kolumbien unter eine gemeinsame strategische Zielvorstellung einordnen, um auch in der Praxis Synergieeffekte zu erzielen oder zu verstärken.
- Als Bezugspunkt dieser so verstandenen GTZ-SINA-Kooperation muss der bestehende Nationale Entwicklungsplan dienen.
- Zur Effizienzsteigerung auf deutscher Seite sollte so viel wie möglich an Zusammenarbeit mit anderen deutschen Organisationen im Lande angestrebt werden, um bessere Gesamtwirkungen zu erzielen (besonders CIM = Centrum für Internationale Migration; das sind bei einer lokalen Organisation integrierte (meist) deutsche „Entwicklungshelfer“).

Als wir mit den zuständigen Führungskräften der GTZ in Eschborn über dem Endbericht zusammensaßen und ein paar Stunden lang die Lage in Kolumbien diskutiert hatten und sie meine Lösungsansätze verstanden hatten – da hatten sie sie auch akzeptiert. Es kommt vor, daß der Auftraggeber ein Gutachten braucht, um irgendetwas zu unterfüttern. Dann wird ein formelles Auswertungsgespräch geführt, evtl. gibt es kleine Änderungswünsche und der Auftrag ist erledigt. In diesem Fall führte das sehr ausführliche Gespräch zwar auch zur Bitte um einige redaktionelle Überarbeitungen, vor allem aber zum Angebot der GTZ, das Konzept für dieses "SINA-Projekt" gleich selber umzusetzen. Wenn man ernsthaft eine solche Analyse vorgenommen hat und sich einige Gedanken gemacht hat, was dort zu tun wäre, möchte man sehr gerne auch die Umsetzung in die Hand nehmen. Zumindest ist das bei mir der Fall. Wieder war die FES großzügig und beurlaubte mich für die gesamte Vertragszeit mit der Rückkehrgarantie auf einen vergleichbaren Posten wie bisher in Bonn. Der Vertrag mit der GTZ zur Umsetzung des „SINA-Projekts“ erstreckte sich – einschließlich einer sinnvollen Verlängerung auf 3 ½ Jahre in Kolumbien. Anfang 2000 sollte ich ausreisen.

Die Kinder waren inzwischen erwachsen und auf eigenen Pfaden unterwegs, die Ehe war an ihr Ende gelangt. Ich bereitete mich auf die alleinige Ausreise nach Bogota vor. In der Vorbereitungszeit befasste ich mich nicht nur mit internen Verwaltungsabläufen bei der GTZ (Finanzplanung, Abrechnungen etc.), sondern auch intensiver als bisher mit den Zusammenhängen der kolumbianischen Großkonflikte. Und ich suchte nach den Potenzialen Kolumbiens, dieses Landes mehr als 3x so groß wie Deutschland und hervorragend gelegen zwischen Karibik und Pazifik. Ein Land mit enormen Entwicklungsmöglichkeiten im Energie-, Wasser- und Biodiversitätsbereich und mit dem tradierten Wissen seiner indigenen Völker. Es bietet Lernsituationen („lessons learnt“) für die sehr differenzierten Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen öffentlichem und privatem Sektor, zwischen den Regionen des Landes und seiner politischen Zentrale Bogotá. Aber auch nur in Kolumbien wird seit den 1950er Jahren ein heftiger Bürgerkrieg zwischen Staat-Guerrilla-Paramilitärs und Drogenmafia geführt. Ansatzweise nur vergleichbar mit den Verhältnissen im Mexico der Jahre nach 2010

Mit größerem Bedauern mußte ich gleichzeitig in der FES feststellen, dass ich in den letzten Jahren zwar immer viel Zuspruch und Interesse bei meinen KollegInnen in der Zentrale wie auch vor allem in den Büros in Lateinamerika gefunden hatte. Aber als ich jetzt nach Kolumbien aufbrach, wollte niemand meinen job des Umweltbeauftragten übernehmen. Diese feste Anlaufstelle für die so wichtigen gesellschaftlichen und politischen Fragen war damit erst einmal verwaist.

Ich habe mich fast überall in Lateinamerikas umsehen dürfen. Danach ist Kolumbien für mich das attraktivste Land. Es ist mit allen Landschaften ausgestattet, die auch andere Länder in Lateinamerika auszeichnen – aber es gibt immer noch ein kleines kolumbianisches Sahnehäubchen oben drauf. Zu Kolumbien gehört der Amazonas mit dem tropischen Regenwald; die 6000er Berge mit dem ewigen Schnee der Sierra Nevada; die Guajira-Wüste an der Grenze zu Venezuela; dampfende Vulkane wie der begehbare Galeras im Süden oder der begehbare, aber extrem eruptive Nevado del Ruiz im Zentrum; die Kaffeezone mit ihrem ewigen Frühling auf 1.500 m; die zwei Meere Pazifik und Karibik. Und es gehören 80 verschiedenen Ethnien dazu, die indigenen Völker im Regenwald; die Afro-Kolumbianer im Chocó an der Grenze nach Panama; die Wayuu in der Wüste und die Kogi in ihren Bergdörfern in der Sierra Nevada. Von den unterschiedlichen „weißen“ Kulturen ganz zu schweigen, den Paisa von Medellin, den Caribeños an der Küste von Sta Marta, den Pastusos an der ecuadorianischen Grenze.... Um diese vielen Gesichter Kolumbiens zu entdecken und zu verstehen, gehören mehr als 3 oder 4 Jahre, vor allem dann, wenn man eigentlich zum Arbeiten im Land ist und nicht nur zum Reisen. Ich wurde zum Arbeiten eingeladen und verband Arbeit mit Reisen.

Die Grundlage für meinen Einsatz in Kolumbien hatte ich durch meine Rolle als Umweltkoordinator in der Friedrich Ebert Stiftung in Bonn gelegt. Die deutsche Regierungs-Consulting GTZ hatte mich gebeten, ein Konzept für die deutsch-kolumbianische Zusammenarbeit in der Umweltpolitik des Landes zu formulieren und mich anschließend gleich eingeladen, dieses Konzept auch selber in Kolumbien umzusetzen. Ich sah das als außerordentlichen Glücksfall an.⁴⁴ Dennoch sagte ich ohne Zögern nur zu, weil die FES gleichzeitig großzügig genug war, mir einen gleichwertigen Arbeitsplatz während dieser Jahre der Abwesenheit warm zu halten.

Ich hinterfragte bei dem Angebot nicht, ob man keinen anderen Fachmann oder Fachfrau für dieses neue Projekt gefunden hatte, weil ich mir vorstellen konnte, dass nicht jeder mann die angespannten Verhältnisse in Kolumbien für einen netten Arbeitsplatz hielt. Selber hatte ich generelle Vorstellungen, wie es im Land zuging. Ich hatte unter der Militärregierung in Peru und dann später wieder in Peru gearbeitet als die große Auseinandersetzung mit der Guerrilla dort losbrach („Leuchtender Pfad“). Und ich hatte vom Ende der Pinochet-Diktatur an beim Wiederaufbau demokratischer Verhältnisse in Chile als FES-Vertreter mitgearbeitet. Etwas salopp gesagt: Kolumbien schreckte mich nicht. Ich war eher auf mich selber und die Arbeitsbedingungen gespannt und wieviel nationale Umweltpolitik wir unter Bürgerkriegsbedingungen tatsächlich umsetzen können würden. Bei der GTZ bedeutet das „wir“ etwas anderes als beim DED in Peru. In Peru war eine bestimmte Organisation oder Institution immer der Counterpart für einen jeweiligen Entwicklungshelfer gewesen. In Peru war ich verantwortlich für rd. 30 Entwicklungshelfer und hatte damit (vereinfacht gesagt) rd. 30 peruanische Organisationen, mit denen ich mich abstimmen mußte. Die FES räumte ihrem Vertreter vor Ort dagegen erheblich mehr Freiraum und Gestaltungsmöglichkeiten und damit Eigenverantwortlichkeit ein. In ihn /sie setzte die FES von vornherein großes Vertrauen, dass er /sie unter den Bedingungen des Landes das Beste für die Partner der Stiftung plant und umsetzt – ohne damit der Stiftung zu schaden.

⁴⁴ GTZ war die größte und zugleich staatliche deutsche Organisation der sog. Entwicklungspolitischen Zusammenarbeit bis Dezember 2010. Ab 1.1.2011 wurden GTZ und Deutscher Entwicklungsdienst (DED) und die entwicklungspolitische Ausbildungszentrale InWent zur GIZ fusioniert. Alleiniger Gesellschafter der GIZ ist weiterhin die Bundesrepublik Deutschland. Von 2000 an bis Mitte 2003 war ich der sog. Auftragsverantwortliche für die Umweltprojekte der GTZ in Kolumbien

Jetzt, bei der GTZ, galt die Philosophie, dass wir den Partner bei seinen Projekten unterstützen. Dafür hatte der deutsche Projektleiter (also ich) einen konkreten einheimischen Partner, mit dem er dessen Planungen abstimmt. Da viele GTZ-Projekte ein Ministerium oder eine ähnliche Behörde als Gegenüber haben, mit denen ein Regierungsvertrag abgeschlossen wurde, kann es zu solchen Konstellationen kommen, wie bei mir: mein direkter Partner war der kolumbianische Umweltminister. Das kann hilfreich sein, wie etwa mit Minister Cardoso und Staatspräsident Lula in Brasilien oder mit dem Minister und späterem Staatspräsident Ricardo Lagos in Chile. Da bestand jeweils sehr viel Gemeinsamkeit in der Beurteilung von Problemen und Lösungen. Wenn die Regierung des Gastlandes nicht zum eigenen Weltbild passt, kann das die Counterpart-Situation allerdings auch belasten. Und ich war nicht unbedingt ein Freund der konservativen Regierung Kolumbiens. Sehr häufig wird dem deutschen GTZ-Vertreter ein Büro im Ministerium angeboten und eingerichtet. Genau darauf verzichtete ich als erstes. Denn ich verstand meine Beraterrolle nicht eng bezogen auf das Ministerium, sondern auf die gesamte kolumbianische Umweltpolitik – und die schließt u.a. auch Nichtregierungsorganisationen ein. Solche NROs würden nicht immer gerne zu Besprechungen ins Ministerium kommen, weil sie sich ja gerade als Kritiker der offiziellen Politik verstehen. Würde ich ins Ministerium ziehen, würde ich leichtfertig den Zugang zu einem wichtigen Teil der nationalen Akteure aufs Spiel setzen. Kurz: ich mietete ein Büro an, zu dem jeder Interessierte Zutritt hatte. Die GTZ akzeptierte und das Ministerium ebenso. Im Laufe der Zeit schaffte ich es sogar, dass nicht nur mein Team zu gemeinsamen Sitzungen ins Ministerium fuhr, sondern auch der Minister mit seinen engsten Beratern zu uns ins Büro kam. Das war jedenfalls eher ungewöhnlich. Ungewöhnlich waren einige weitere Kleinigkeiten nachdem die ursprüngliche GTZ-Koordinatorin Männling eine Nachfolgerin erhielt. Claudia Männling kannte ja meine Arbeitsgrundlage, mein eigenes Gutachten. Und sie wusste daher auch, dass ich mir eine breite Handlungsplattform eingeräumt hatte. Das bedeutete u.a., ich mußte und wollte mich im ganzen Land bewegen, um möglichst viele relevante Akteure aus den sehr unterschiedlichen Regionen Kolumbiens einzubinden. Wo immer das möglich war, bewegte ich mich über Land mit dem Wagen in diese Regionen. Kolumbien ist so groß und vielfältig, dass jede meiner Dienstreisen dadurch immer auch eine Art Bildungsreise war. Die neue Koordinatorin konnte das nicht verstehen. Sie flog überall hin – wenn sie sich überhaupt aus Bogotá raus traute. Und sie ermahnte mich ständig, mir endlich einen Dienstwagen mit offiziellem Kennzeichen anzuschaffen. Genau das tat ich aus zwei Gründen nicht: erstens wollte ich die 40 oder 50.000 DM lieber für meine Projektmaßnahmen ausgeben und hatte mir daher privat einen gebrauchten Jeep gekauft, für den ich auch keine Dienstfahrten abrechnete, sondern alles selber bezahlte. Und zweitens verstand die gute Frau so wenig von Kolumbien, dass sie sich offenbar nicht vorstellen konnte, dass genau solche offiziellen Wagen besonders gerne von der Guerrilla wie auch von den Paramilitärs und von ganz normalen Kriminellen „konfisziert“ wurden und die Fahrer dabei erst gegen höhere Lösegelder wieder frei kamen – im günstigen Falle.

Es gab mehrere solcher Unstimmigkeiten, aber nur mit dieser Koordinatorin. Die übrigen Kollegen waren mit Projektmanagement und politischer Sensibilität genauso erfahren, wie ich selber. Wir kamen eigentlich alle ziemlich gut miteinander aus – bis auf einen kleinen Punkt, der atmosphärischen Charakter besaß. Außer uns GTZ-Projektleitern gibt es die Gruppe der „integrierten Experten“ (kurz: CIM genannt). Sie sind beruflich genauso qualifiziert, werden aber deutlich schlechter bezahlt, vor allem, weil ein Teil ihres Gehalts von der Partnerorganisation aufgebracht werden muß, in die sie „integriert“ sind. Die normalen GTZ-Projektleiter sehen auf diese CIMler meist von oben herab. Warum? Ich bot der Gruppe von etwa 15 CIMlern im ganzen Land unser Büro mit Versammlungsraum

und Küche für ihre eigenen Treffen an, die sie gelegentlich durchführten. Die CIM-KollegInnen nahmen das Angebot hoch erfreut an. Sie hatten keinen entsprechenden eigenen zentralen Ort in Bogotá. Daraus entstand ganz nebenbei sogar eine Freundschaft zu einem der CIMler und seiner Frau. Beide schätzte ich menschlich hoch ein und bis heute lebt diese Freundschaft in Deutschland weiter durch unsere regelmäßigen gegenseitigen Besuche. Den Mann (Dr. Ibrahim Abu Abed) hatte ich irgendwann in meine GTZ-Projektmannschaft übernommen als sein CIM-Vertrag auslief, er aber gerne weiter in Kolumbien arbeiten wollte. Tatsächlich war es die perfekte win-win-Situation: er wurde finanziert und ich konnte von seinen jahrelangen Erfahrungen mit Umweltprojekten in Kolumbien profitieren und gerne seinen Rat einholen.

Diese wenigen Anmerkungen skizzieren meine persönlichen Rahmenbedingungen im Land. Sie hatten natürlich Einfluß auf die Projektstätigkeit, waren aber nicht wirklich entscheidend. Entscheidender war zunächst, dass ich überraschend schnell ein gutes Projektteam für mein neues Großprojekt zusammenstellen konnte. Insgesamt wurden das 10 Frauen; Sekretärin, Buchhalterin, Raumpflegerin eingeschlossen. Dazu gelegentliche Hilfskräfte.

Wir hatten uns auf den Projektnamen „SomosSINA“ geeinigt (etwa: wir sind das Umweltsystem). Mit diesem Namen war von vornherein ein hoher Anspruch verbunden. Den galt es jetzt nur noch einzulösen.



*GTZ-Team
SomosSINA*

KOLUMBIENS BUNTE WIRKLICHKEITEN

Kolumbiens bunte Wirklichkeiten mußten jetzt erst einmal besser verstanden werden. Ich bemühte mich und bewegte mich zügig durchs ganze Land mit seiner landschaftlichen wie kulturellen Vielfalt:



ER-Erkundungsreisen mit Schwerpunkten in allen Landesteilen

Der ganz normale Wahnsinn: Alltags-Reisen in Kolumbien

(Brief-Auszug:)

Ihr wisst ja: wann immer ich kann, nutze ich die Gelegenheit, um meine Landeskenntnisse noch ein bisschen zu erweitern. Hier wieder ein kleines Mosaiksteinchen zum Kolumbienbild. Ich musste nach Pereira, in der Kaffezone. Da sich für mich in der Stadt zwei Projekte überlagern - das eine mit der Universität und das andere zur nachhaltigen Waldwirtschaft - war das Programm nicht in einem Tag zu schaffen. Und dann kam ja gleich das Wochenende. Also wollte ich diesmal nicht fliegen, sondern die Strecke per Auto schaffen. Warum? Weil zwischen Bogota und Pereira ein landschaftliches und ein politisches Herzstück Kolumbiens liegt, zugleich eine der „roten Zonen“. Rote Zonen stehen entweder unter der direkten Kontrolle der Guerrillas oder sind hochgradige militärische Konfliktzonen, in der

zivile Bewohner oder Reisende stark gefährdet sein können. Um in eine solche Zone zu reisen, muss man sich zuvor aus unterschiedlichen Quellen Informationen beschaffen, die das Risiko realistisch einzuschätzen helfen. Über meinen Kollegen in Pereira (Dr. Michael Tistl, der leider 2013 viel zu früh in seiner württembergischen Heimat verstarb) vermittelt besaß ich inzwischen Zugang zu solchen Info-Quellen. Michael und ich hatten uns mit einem FARC-Mitglied getroffen, der in der Kaffeezone seinen „Sommerurlaub“ verbrachte. Als Ergebnis hatte ich dem Guerrillero ein handy gekauft, von dem nur wir beide wussten und dessen Nummer nur wir beide benutzten. Über diese Nummer erkundigte ich mich von da an vor jeder geplanten Autofahrt in „rote Zonen“, ob ich passieren könne oder nicht. Ich musste dann Autokennzeichen, Personenzahl, genaues Datum durchgeben. Und dann kam irgendwann rotes oder grünes Licht. Und darauf habe ich mich verlassen. Immer. Die Fahrt nach Pereira zieht sich über ungefähr 380 Km, also nicht übermäßig lang, aber wenn es schlecht läuft, ist man 12 Stunden unterwegs: Ich kenne Leute, die sogar mehr Geduld mitbringen mussten, weil es einen Erdbeben gegeben hatte oder weil die Guerrilla eine Straßensperre errichtet hatte oder weil ein Stein die Ölwanne aufgerissen hat. Von Bogota windet sich die Strasse manchmal steil und meistens in engen Kurven durch Nebelwald, durch Garten- und Obstlandschaft auf halber Berghöhe und dann bald auch durch Bananen- und Mangoplantagen hinunter an den großen Fluss. Etwa 3 Stunden für die ersten 100 Km.



*Obst und Obststände im
Überfluß säumen die
Strecke
Bogotá - Honda*





diese Strecke hinunter zum Río Magdalena hat ihre kleinen Tücken, weil die Hänge in der Regenzeit gerne rutschen

Von Bogota-Zentrum mit seinen 2.600 m Höhe ist die Straße auf etwa 400 m abgefallen, wenn man in Honda angekommen ist, am Magdalena, dem

Vater aller kolumbianischen Flüsse. Er entspringt in den Bergen im Süden, dem Quellgebiet von 4 wichtigen Flüssen, die sich von dort sternförmig zu mächtigen Strömen aufbauen und in alle Landesteile ausbreiten. Zwei von ihnen durchkreuzen das kolumbianische Amazonien, bis sie schließlich an der brasilianischen Grenze auf den Vater aller latein-amerikanischen Ströme treffen, den Amazonas. Der Magdalena ist dagegen das Rückgrad Kolumbiens. Von Süden her entwässert er die zwei Andenkette und trägt alles, was das Land und die Regionen ihm an Erde und Abfall und sonstigen Grüssen anvertrauen, hoch hinauf in den Norden und verteilt alles im karibischen Mündungsdelta, in unserem Projektgebiet der Ciénaga Grande. Über diesen Magdalena waren noch bis in die 1950er Jahre deutsche und andere Einwanderer nach Kolumbien eingereist. Über den Atlantik waren sie zuletzt mit Dampfschiffen bis Barranquilla gekommen, den wichtigsten Karibik-Hafen. Dann per Raddampfer den Magdalena aufwärts bis Honda, wo auch heute noch die Straße den Fluß kreuzt und von dort mit der Eisenbahn nach Bogotá. Jetzt ist in Honda nichts mehr von dieser Eisenbahn geblieben. Alles bewegt sich auf der Strasse. Und "alles", das sind vor allem auch die großen Laster, die „mulas“, die schon mal in einer Brücke stecken bleiben. Dann dauert die Fahrt etwas länger.....

nicht jeder Truck schafft eben jede Brücke

„Mulas“ heißen im Übrigen auch die Drogenkuriere, die Cocain, in Kondome verpackt, schlucken und im Magen über die Grenze schmuggeln. Wenn ein solches Cocain-Gummi dann im Magen platzt, sind diese Mulas urplötzlich am Ende aller Reisen angekommen.

Unten in Honda ist ein wichtiges Etappenziel erreicht. Hier gibt es auch die



kleinen Straßencafés für den Durchreisenden. Ihm bleibt bei einem kolumbianischen stark gesüßten schwarzen „tinto“ gerade so viel Zeit, um alle die Bäume und Sträucher in voller Blüte wahrzunehmen, den Duft von Zuckerrohr und Zuckerrohrschnaps und von angegorener Chicha. Sogar Zeit, um einen Augenblick lang den braunen Kindern im braunen Fluss zuzuschauen und um einen weiteren Augenblick über den besonderen Charakter dieser Reise nachzudenken.

Solange man bei Tag fährt, besteht bis hierher kein besonderes, nur das übliche Risiko. Denn die halbe Höhe der gefahrenen Strecke ist auch Durchmarschgebiet der Guerrilla. Daher gilt auch für diese Abfahrt nach Honda die allgemeine Devise: besser nicht in der Nacht unterwegs sein.

Auf der anderen Flußseite fährt es sich noch eine Weile gut und dann lange bergauf. Unaufhaltsam auf die 3.000-Meter-Höhenlinie zu, die Vegetation hat kontinuierlich gewechselt und ist jetzt auf den ersten Blick einfach nur noch spärlich. Dafür lässt sich bei jeder Kurve ein neuer unglaublicher Blick von oben auf die Anden genießen, auf unendliche Täler mit Bergketten und Vulkanspitzen, mit und ohne Wolken, jetzt in der vollen Sonne, wenige Minuten später hinter Regenwolken verschwunden, dann wieder dichter Nebel, wieder Sonne, wieder Kurven und das Ganze von vorn. Die Hänge hinunter zeigen sich einzelne Fincas, kleine Anwesen der Bergbauern, Weiden, Plantagen, Felsen und kaum Autos, schon gar keine Mulas. Die Strasse ist zu steil und zu eng und dadurch einigermaßen in Ordnung. Eigentlich ein recht entspanntes Fahren jetzt.

Es gibt einen zweiten Grund, weshalb diese Strecke so entspannt wirkt und hier so wenig Verkehr herrscht: öfter noch als auf der anderen Flußseite ziehen hier oben Guerrilleros durch die Berge, an den Dörfern vorbei, mischen sich gelegentlich unter die Bauern bei einem Dorffest, kaufen sich ihren Proviant und werden von den Militärs solange in Ruhe gelassen, wie diese selbst in Ruhe gelassen werden. Eine tiefrote Zone, wie man in Kolumbien sagt. Diese Strecke fährt man nicht ohne vor der Abreise herumzutelefonieren, um sich ein Bild von der aktuellen Lage zu machen. Alles ruhig? Oder gibt es Gerüchte, gibt es Anzeichen für Aktionen von denen in Lederstiefeln (Armee) oder denen mit Gummistiefeln (Guerrilla). Ich hatte zwar grünes Licht erhalten, aber dennoch meinen Jeep in Bogotá gelassen und eine Kollegin um ihren kleinen Opel-Corsa gebeten. Wäre ich (zufällig) auf Guerrilleros gestoßen, wäre mit Sicherheit mindestens der Jeep konfisziert worden - wenn nicht sogar mitsamt dem Fahrer. Die Kollegin Olga-Sophia wollte mich Ausländer dann allerdings auch nicht alleine auf die Reise schicken, sondern fuhr der Einfachheit halber gleich mit (irgendwie doch ziemlich mutig – oder hatte sie nur Angst um ihren Corsa?...).

Wir kamen durch ein oder zwei kleine Städtchen auf dem langen steilen Weg nach oben. Immer eine willkommene Gelegenheit, mal wieder einen Kaffee zu nehmen, meist in dieser Mischung mit heißem Zuckerrohrwasser, Panela. Panela ist der Rohrzucker Kuchen, der nach dem Auspressen des Saftes und dem Verkochen übrig bleibt und der selbst in der ärmsten Hütte nicht fehlt. Panela ist billig, lässt sich auch leicht selber aus dem Zuckerrohrsaft eindicken. Es süßt natürlich, ist aber für die Zähne keineswegs so aggressiv wie raffiniertes Zucker. Alle Kinder dieser ärmeren Landesteile werden weitgehend mit Panela großgezogen. Zuckerrohr enthält Vitamine und Kalorien und ist deshalb für viele Arme gewissermaßen Hauptnahrungsmittel. Panela ist also hier draußen immer zu kriegen. Da es auf der Höhe einigermaßen kühl ist, kommt diese heiße Mischung auch bei uns gut an. Üblicherweise tunken die Dörfler noch eine Scheibe Weichkäse in den Panela-Saft und knabbern dazu an einem gerösteten Maiskuchen (arropa).

Irgendwann sind die 3.800 m erreicht, auf diesem Weg der höchste Pass. Von dort oben, wo im Prinzip Condore segeln, die sich aber heute nicht sehen ließen, rollte der Wagen in den vertrauten engen Kurven wieder weit hinunter in Richtung warmes Land. Vor dem geistigen Auge tauchen schon Hibiskus und Bananenstauden auf, muntere Bäche und

freundliche Hunde vor den Hütten. Aber erst einmal wieder eine Ladung Käse im Panela-Bad, dazu die Routinefrage nach der „Lage“. Und glücklicherweise immer die Antwort: „alles ruhig“. Ein Blick rund ums Auto. Offenbar alles in Ordnung.



Eindicken von Rohrzuckersaft und das „Abfallprodukt“ Panela

Als Europäer fährt man die langen Abfahrten automatisch mit Motorbremse und klebt den Fuß nicht ans Bremspedal; die kolumbianischen Fahrer halten es meist anders herum, was bei den schweren amerikanischen Jeeps mit ihren zu kleinen Bremsen immer wieder zu Problemen – sprich Bremsversagen – führt, weil die Bremsscheiben einfach sehr schnell heiß werden und es ihnen dann egal ist, ob der Fahrer verzweifelt auf das Pedal tritt oder nicht.

Benzin und Öl sind auch noch reichlich vorhanden. Also weiter. Wieder mal ein Stück bergauf. Jetzt liegt die Strecke schon außerhalb der normalen Guerrillazone. Es lässt sich etwas entspannter fahren. Der nächste Straßen-Gipfel ist dann nur noch 3.200 m hoch und danach kommt schon die Abfahrt hinunter in die wunderschöne Kaffezone der Provinzen Caldas, Risaralda und Quindío.

Abfahrt durch den Nebelwald nach Manizales

Die erste große Stadt, auf die der Weg zuführt, ist Manizales. Hier sind deutsche Einwandererspuren unübersehbar. Geschäfte und Cafés tragen deutsche Namen. Auf der Strasse werden Bratwürste gegrillt. In Bäckereien liegen neben den üblichen Zuckergusstorten auch Obstkuchen aus.

Die Autos blinken beim Abbiegen. Halten am Zebrastreifen, lassen dem die Vorfahrt, dem sie nach den Verkehrsregeln zusteht. Alles irgendwie anders als in Bogotá.

Und Manizales hat eine einzigartige Struktur. Die Stadt wurde auf Hügelspitzen und Höhenrücken erbaut. Die Durchgangsstrassen liegen oben auf einem Bergrücken. Man



bewegt sich rechts oder links von der Hauptstrasse immer irgendwie nach unten. Gleichzeitig liegt die Stadt auf einer Erdbebenschneise. Entsprechend wurde Manizales noch in den 80er Jahren durch Erdbeben schwer zerstört. Manches schöne alte Holzhaus ist zwar noch erhalten oder restauriert. Viele mussten aber neu aufgebaut werden – und dann in Stein und Beton. Die Stadt hat daher ein sehr heterogenes Gesicht, bietet aber einzigartige Panoramablicke in alle Richtungen. Von oben aus den Bergen kommend, empfinden wir die 2.500 m Höhe der Stadt schon als angenehm und warm und flanieren mit den Einheimischen durch die Fußgängerzone, nur um dann im Café „La Suiza“ (die Schweizerin) mal wieder einen richtigen Espresso zu trinken. Ein bisschen sehr rasch ist es dann dunkel geworden. Aber bis Pereira ist es nur noch eine Stunde Fahrt und dort wartet schon das Hotel.

Die Arbeitsgespräche am nächsten Tag drehten sich um das, was allmählich zu meinem Lieblingsthema geworden ist: der Riesenbambus **Guadua**. Ein absolut nachhaltiges, kostengünstiges Baumaterial für die gesamte Region. An der Uni unterstützen wir ein Forschungsvorhaben zur verbesserten Haltbarkeit von Guadua. Hier arbeitet mein Kollege Tistl mit. Im August werden wir eine Delegation zur internationalen Bambusmesse in Guayaquil schicken, um den Erfahrungsaustausch zu fördern, um internationale Kontakte und Marktstrategien für den hiesigen Riesenbambus Guadua zu konkretisieren. Ein zweites wichtiges Thema mit der Uni sind biologische Kläranlagen. Wir werden mit der Uni im August eine ganze Woche lang ein Seminar über Pflanzenkläranlagen organisieren, zu dem aus verschiedenen Landesteilen Bürgermeister und andere Verantwortliche eingeladen werden. Abwasserbehandlung ist ein NO-Thema in 90% der kolumbianischen Städte.

Am Wochenende kam dann noch der Blick auf eines der vielen weiteren Gesichter Kolumbiens hinzu: die Vulkane. Ich wollte mich gerne mit den zuständigen Leuten aus einem der Nationalparks treffen, aber nicht irgendein Nationalpark, sondern „El Nevado de Ruiz“. Der Ruiz ist ein mit einer dicken Eiskappe bedeckter Vulkan – zumindest solange er nicht gerade wieder ausbricht und erreicht die stattliche Höhe von rund 5.400 m. Dadurch ist der Ruiz der zweithöchste aktive Vulkan auf der nördlichen Erdhalbkugel. Sein letzter Ausbruch, Mitte der 80er Jahre, hatte etwa 30.000 Menschenleben gekostet. In der damaligen Katastrophenlandschaft ist inzwischen genau dieser Nationalpark angelegt und es ist eine attraktive Lehrlandschaft über 60.000 ha verteilt. Eine halbe Stunde außerhalb von Manizales biegt ein Pfad von der Strasse ab und zieht sich rd. 20 Km die Berge hinauf. Das Gelände dieses Bergmassivs, des Ruiz, ist die Schnittstelle zwischen den zwei markantesten geographischen Großräumen Kolumbiens, dem Magdalena-Tal und dem Cauca-Tal. Das Zusammenstoßen der Andenhänge beider Flusslandschaften schafft hier oben unglaubliche Klimabedingungen. Von beiden Seiten strömen die Winde und Nebel aus den tief nach unten reichenden Tälern von Magdalena und Cauca, verwirbeln sich, lassen einen Moment die Sonne durch, verdichten sich sofort wieder zu Nebelbänken und Regen und produzieren eine feuchte Kälte, die jedes Normalgesicht in einen Blaublütigen verfremdet. Auf 3.800 m wurde eine Hütte errichtet, in der der Besucher sich erstmal ein bisschen an die Höhe und an die Kälte gewöhnen kann. Dabei sind 3.800 m für die meisten Leute mit normaler Kondition noch akzeptabel. Die Hütte ist auch Unterschlupf für einige Berg- und Parkführer. Sie warten bis ein paar Besucher zusammengekommen sind, zeigen ein Einführungs-Video, gehen auf alle Fragen ein, schauen vor allem, ob der Besucher auch wetterfest und Kälte-proof angezogen ist, besorgen zur Not noch Handschuhe und geben ein paar Verhaltensmaßregeln mit auf den Weg. Und vor allem unterstützen sie die Akklimatisierung mit ... natürlich mit Panela und Weichkäse. Mir hatte der Parkdirektor einen Schneeanorak geliehen. Der reichte. Nach der dritten

Panela-Tasse ging es dann weiter in das eigentliche Berggebiet des Ruiz. Zunächst bis auf etwa 4.500 m. Pause und Gelegenheit, über die sehr lebendige Geschichte dieses Vulkans zu reden, auch über die Indianer, die seit Urzeiten selbst von der karibischen Küste hierher wandern, um heilige Zeremonien im Angesicht dieses Götterberges abzuhalten. Wir nahmen uns die Zeit, die Schleiſpuren zu betrachten, die der Gletscher und die Eisblöcke in die Felsen schabten, als die Lavamassen in den 80er Jahren hier alle Felsen, allen Sand, allen Schnee zu einem einzigen katastrophalen Brei verschmolzen.



Nevado de Ruiz, Kultstätte mit Opfersteinen verschiedener indigener Völker Kolumbiens

Die nächste Pause war dann erst wieder bei 4.900 m.

Hier hatte vor dem Ausbruch ein kleines Hotel gestanden. Davon lugte jetzt noch eine Wanddecke der damaligen Küche aus der Lavamasse. Ansonsten

keine einzige Spur. 4.900 m auf dem Vulkan Ruiz sind dann doch ganz schön hoch. Und dennoch ging es noch ein paar Meter weiter.

Nevado de Ruiz: soweit die Füße tragen

Die Parkverwaltung hat noch einen Pfad in Richtung Gipfel angelegt. Wegen

der Kälte und weil der Sauerstoff hier oben verdammt knapp ist, kann man die nächsten 50 oder 100 Meter Höhe am besten rückwärts gehen, schön langsam und sich ab und zu weit nach vorn beugen, um die Sauerstoffzufuhr zum Kopf zu erleichtern. Gern hätte ich hier wieder unseren geliebten Coca-Tee aus Chile oder Peru getrunken. Er erweitert die Blutgefäße und verhindert Kopfschmerzen und Brechreiz. Aber wir hielten uns auch ohne Coca-Tee alle tapfer und hinterließen keine unangenehmen Spuren dort oben. Nur die Kamera versagte dann plötzlich in der Kälte.

Der Aufstieg zum Ruiz und die Gespräche mit dem Parkdirektor hatten mir gezeigt, dass



es in Kolumbien eben doch eine Menge Dinge gibt, die nichts mit Drogen und Guerrilla und Bürgerkrieg zu tun haben. Die Besucher, Bergwanderer und Bergsteiger haben hier oben eine ausgezeichnete Betreuung, sehr kundige Begleiter und natürlich eine phantastisch wilde, gewalttätige Landschaft „auf dem kolumbianischen Dach der Welt“. Die blau gefrorenen Finger konnten wir später viel weiter unten in einem Thermalbad wieder aufheizen.

Irgendwann war auch unsere Konferenz samt Beiprogramm beendet. Ich hatte den Eindruck, mit dem Thema Guadua können wir noch sehr viel entwicklungspolitische Dynamik entwickeln. Wahrscheinlich sogar außerhalb der Kaffeeregion. Das Interesse aus anderen Regionen Kolumbiens zeigt sich schon. Die Anfragen nehmen zu. Einen Tag später nahmen wir dann noch einmal unseren Weg durch die Bilderbuchlandschaft der Kaffezone in der Absicht, über eine zweite vorhandene Paßstrasse die Rückfahrt nach Bogotá anzutreten.

Nach einer Stunde bergauf, auf einer eigentlich gut asphaltierten, wenn auch sehr kurvigen Strecke hatte sich eine Gruppe von „Mulas“ in einer der Kurven hoffnungslos verkeilt. Zum Glück war die Schlange der Autos, die sich dahinter gebildet hatte, schon aus großer Entfernung zu sehen. In derselben Sekunde hatte ich automatisch gewendet und war sofort quer durch die Kaffeelandschaft wieder zurück zur Berg- und Talstrecke der Hinreise gerollt. Den Stau haben wir allerdings deswegen bedauert, weil diese Strecke (nach ihrem höchsten Punkt La Línea genannt) von denen, die sie schon gefahren sind, als beeindruckend schön beschrieben wird. Noch in Gedanken an diese Geschichten um La Línea stehen wir selber urplötzlich hinter einer Kurve wieder im Stau. Der erste Gedanke: schöner Mist! – eine Straßensperre, aber von wem wohl?! Hinter uns war noch alles frei. Ich könnte noch drehen. Dann der zweite Gedanke: zuerst ein schnelles Foto von der Szene schießen.

Beim Aussteigen sehen wir 3 bis 4 Km weiter vorn an einem steilen Abhang der Strasse die Felsgrotte, vor der sich Hunderte von Menschen mit ihren Autos stauen, dazu Busse und Lkws und eine Messe zugunsten irgendeiner Jungfrau zelebrieren. Die Strasse bleibt für Stunden gesperrt.

Höhere Gewalt? Sozusagen himmlische Gewalt??



stundenlanger Verkehrsstau in den Bergen wegen einer katholischen Jungfrau;

doch auch der längste Stau überlebt mit mobilen Garküchen:

Jedenfalls ist Zeit genug, um den Marsch nach vorn anzutreten. Zu beiden Seiten der Strecke parken sie, reden, machen Musik, essen, lassen die Kinder spielen. Links geht es dreihundert Meter steil hinauf, rechts fünfhundert steil hinunter – aber mit einem dieser Traumblicke über Täler und Bergketten. Weiter vorn, nahe an der Grotte, haben sich offenbar schon seit der Nacht ambulante Händler aufgebaut. Diese Straßensperre hat offenbar mit einem katholischen Feiertag zu tun. Es gibt jede Menge zu essen in den ambulanten Restaurants auf Rädern: gebackene Kartoffeln, Maisfladen, allerlei Suppen und natürlich jede Menge Panela.

Lieber so. Denn oben auf dem Kamm dieser Strecke wie auch bei La Línea marschiert sehr häufig die Guerrilla und veranstaltet ihre Art von Stau: da wird dann schon mal das eine oder andere Auto konfisziert. Im günstigen Fall wird nur eine revolutionäre Ansprache an das gestresste Publikum gehalten, sozusagen politische Bildung betrieben. Wenn du allerdings Pech hast.... Und als Ausländer hast du schneller Pech.

Irgendwann ist auch diese Messe gelesen. Die Autos setzen sich langsam in Bewegung. Erstaunlich diszipliniert. Offenbar ist kaum jemand aus Bogotá dabei. Zurück bleibt nur jede Menge Müll. Und der Rest der Fahrt ist wie der Film rückwärts. So kommen für 380 Km leicht 12 Stunden zusammen – mit politischer Bildung durch die Guerrilla hätte es sogar noch weit mehr werden können



Musik aus den Katakomben der Salzkathedrale von Zipaquirá

An einem Samstagnachmittag kam ich gerade von einer Projektprüfung zurück nach Bogotá. Das wußten die sehr guten deutschen Freunde Sigi und Abu und lauerten mir schon am Flughafen auf und schoben mich, wie ich war, in ihr Auto. Wir sollten / wollten endlich gemeinsam den längst geplanten Besuch der unterirdischen Salzkathedrale von Zipaquirá umsetzen. Gegen diese Art Entführung habe ich wenig einzuwenden, vor allem weil es an diesem Wochenende in der unterirdischen Kathedrale ein Konzert gab, auf das Sigi schon lange gewartet hatte.

Eigentlich war ich ziemlich ausgelaugt von intensiven Arbeitstagen unten in Pasto und hatte mich schon auf die sonntägliche Radtour quer durch Bogotá als Erholung gefreut. Aber es gibt wirklich Schlimmeres als Zipaquirá. Es sind nur 50 Km von Bogotá, doch manchmal ziehen die sich, meist weil am Wochenende auch einige andere der 8 Millionen Bogotaner raus aufs Land fahren, um unterwegs in den kleinen Ortschaften frischen Käse oder Eier oder Gemüse direkt vom Bauern zu kaufen. Um die saubere Luft gegen den Smog von Bogotá auszutauschen. Manche haben sogar ein Rad auf dem Dachträger und einige

fuhren an diesem Samstag mit uns in Kolonne nach Zipaquirá .



Mancher fährt auch nur sein Rad spazieren

Die Salzkathedrale ist auch ohne Konzert jeden Besuch wert. In den ausgekofferten Teilen der Salzmine haben die Bergleute - unterstützt durch Architekten und Bau-

ingenieure - die via dolorosa von Jesus als aneinandergereihte Kavernen ausgebaut.

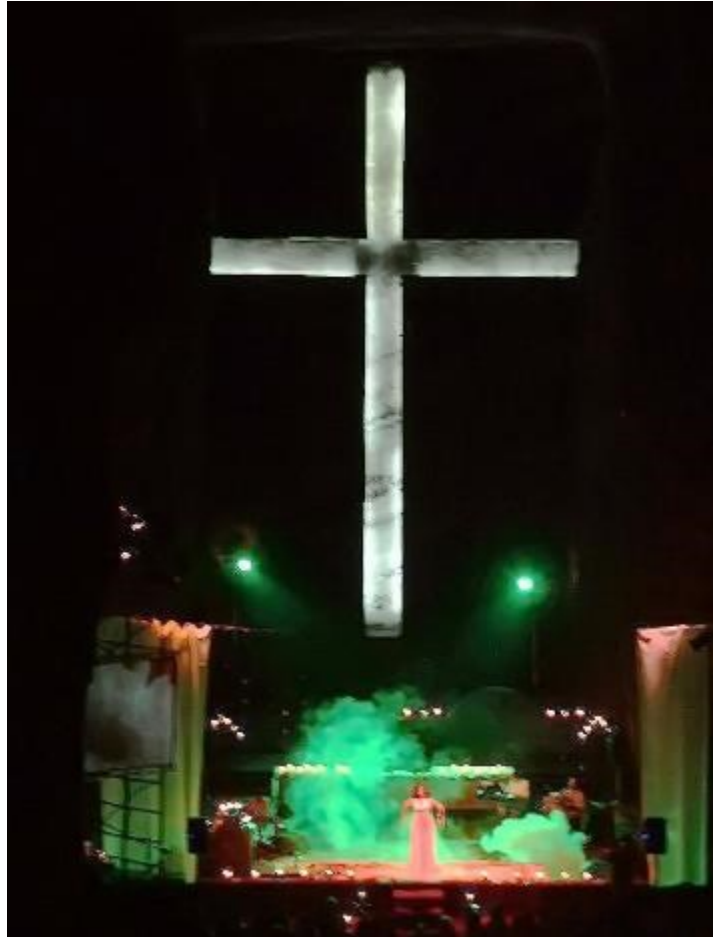
in der Salzkathedrale



Alles auf verschiedenen Höhenniveaus und mit einem beeindruckenden unterirdischen Kirchenschiff, das aber auch als profaner "Festsaal" genutzt wird. Genau hier sollte die Sopranistin Deby Korr als Solistin in einem Sinfoniekonzert auftreten. Es war ein kolumbianisches Sinfoniekonzert, bei dem die Trommeln die Rhythmen vorgaben und die mit Kerzen ausgeleuchtete große Halle für unterirdische Stimmung sorgte. Ein tolles Erlebnis! Und nebenan funktioniert noch immer ein Teil des Bergwerks als Salzmine. Miriam wird sich erinnern, dass wir damals bei unserem gemeinsamen Besuch der Salzkathedrale genau diese Konzert-Idee diskutierten - ohne zu wissen, wie gut die Akustik sein würde. Jetzt weiß ich, dass sie gut ist. Mit Sicherheit wird sich dieses kulturelle Ereignis ab jetzt des Öfteren wiederholen lassen, denn die ganze Salzkathedrale wurde kürzlich der Stadt Zipaquirá übergeben und die wird jetzt versuchen, aus diesem Kleinod Geld zu schlagen. Soll sie, wenn die Sache sich so lohnt wie dieses kulturelle highlight.

Das Bauwerk lädt zwangsläufig zu einem sakralen Spaziergang unter der Erde durch enge Gänge und weite Hallen ein, die den Geist eines Gesamtkunstwerks atmen und entsprechend in jeder Saison um die 200.000 kolumbianische und ausländische Touristen anziehen. Bei einem Konzert, wie dem mit Deby Korr, schwingt und verschwindet die Musik durch alle Gänge und Gewölbe und wirft ihre Echos von den Säulen und der Decke der unterirdischen Zentralhalle zurück. Neben der Haupthalle gibt es kleine Kapellen und den genannten Kreuzweg und Stationen, die durch labyrinthartige Tunnel miteinander verbunden sind. Alles aus dem Salzkristall heraus-gemeißelt. Aus der Dunkelheit der Zentralhalle schwebt dem Betrachter dann ein meterhohes Kreuz aus Salzstein entgegen, aus den Salzfelsern herausgemeißelt, ohne Christusfigur oder Dekoration, kahl und kalt glitzernd, silbergrau und unwirklich. Darüber das schwarze und nackte Gewölbe der künstlichen Höhle. Sonst nichts. Dieser Raum zwingt selbst einen Nichtkirchenmann, wie mich, zu schweigen und in sich hineinzuhören – wenn nicht gerade ein Konzert gegeben wird.

*Zipaquirá: unterirdische
Salzkathedrale ...
.... im Gewand einer Konzerthalle*



Wer sich nicht dem Laufrhythmus einer Besuchergruppe unterwirft, sondern sich abseits hält, auf den wirkt das Spiel von strenger Kitsch-freier Form, von sparsamem und indirektem Licht plastisch genug, um die finale Einsamkeit von Jesus, die Meditation im Garten Gethsemane, seine Todesangst oder gar den Glauben an die Ewigkeit zu suggerieren. Etwas vom mystischen Reich der Finsternis umgibt den Betrachter. Bevor man ins Stolpern gerät in all dieser Dunkelheit, öffnet sich der Gang wieder, mündet in eine breitere Halle und tief unten liegt jetzt das Hauptschiff der Kathedrale. Von hier oben wirkt der angestrahlte Altar wieder eher wie Kirche und auch das 20 m hohe Lichtkreuz an der Wand dahinter verliert etwas von seinem metaphysischen Charakter. Jetzt kann man sich durchaus auch mal einen Priester im weißen Gewand und eine singende Gemeinde vorstellen. Die Akustik wird auch dann phänomenal sein. Draußen wartet viel religiöse Fortsetzung auf den Besucher: Jungfrau und Kirche außerhalb der Mine, unter der hellen Sonne von Zipaquirá -- nach so viel Dunkelheit empfindet man sie wie die persönliche Auferstehung.

Zipaquirá

virgen Maria de Zipaquirá

sehr altes Handwerk und



altspanische Fassaden



Uns Deutschen schmeichelt mal wieder Alexander von Humboldt, denn er hat sich bei seiner langen Reise durch Ecuador, Kolumbien, Venezuela kurz nach 1800 auch hier genauer umgeschaut und den Bergleuten den entscheidenden Hinweis auf die Vorteile einer Untertagemine gegeben, die diesen Kathedralbau von heute erst möglich gemacht hat. Ohne v. Humboldt wäre dieser Teil von Zipaquirá heute ein offener Trichter. Allerdings bin ich zu wenig mit Humboldt vertraut, um sagen zu können, ob er sich der seismischen Risiken bewusst war, die für Zipaquirá dadurch bestehen, dass der Ort nahe am Zusammenstoß von zwei tektonischen Platten erbaut wurde. Die Salzkathedrale (und alles oberhalb) hätte auch schon längst eingestürzt sein können.

Zipaquirá heißt übrigens soviel wie *Stadt der Väter/Vorfahren*. Es ist eine präkolumbische Siedlung der Muisca-Kultur, liegt ebenso wie Bogotá auf rd. 2.600 m Höhe und war als Salzmine lange vor Ankunft der Spanier eine wesentliche Einnahmequelle der Muisca-Könige. Die Muisca besaßen keine Goldminen, aber das Salzmonopol. Die Basis ihrer gesamten Ökonomie. Das taten wahrscheinlich auch die vielen Vor-Völker, die schon vor den Muisca hier siedelten. Genau das hatten die spanischen Eroberer nie verstanden:

dass Salz lebenswichtig ist und Gold nicht gegessen werden kann.
Archäologische Funde datieren die ersten menschlichen Spuren auf bis zu 15.000 Jahre vor unserer Zeit. Draußen in der Sonne war schnell sehr deutlich, dass der Ort noch immer ein belebter Handelsplatz ist - und dass außer den Handwerkerständen auch das deftige Essen einer Landgaststätte zum Charakter der *Stadt der Väter* dazu gehört. Das bewies mir Sigi jetzt und das hatte mir meine Kollegin Olga Sofia schon zuvor demonstriert:



Kolleginnen Olga Sophia und Sigi genießen auf ihre Art sehr entspannt das oberirdische Leben in Zipaquirá



Wenn es nicht so spät geworden wäre, wären wir wohl anschließend noch nach Villa de Leyva weitergefahren. Aber auf dem Weg dorthin war mal wieder "die öffentliche Ordnung" gestört (Guerrilla oder Paramilitärs marschierten), vor allem in der Nacht. Und ich hatte meiner Bürofrauenschaft ohnehin schon versprochen, dass wir die nächste Gelegenheit eines langen Brückenwochenendes nutzen wollen, um gemeinsam nach Villa de Leyva zu fahren, um gemeinsam über den größten Marktplatz Kolumbiens zu schlendern, aber auch um uns für unser *Team-Building* der sportlichen Herausforderung zu stellen, die der Aufstieg zum dortigen Hausvulkan, dem Iguaque, bedeutet.

Zwischen Malern in Villa de Leyva und den Göttern der Muisca

Mit der Büro-Frauenschaft und manchmal einschließlich Kollegen aus anderen GTZ- oder CIM-Projekten hatten wir schon manchen Wochenendausflug in die nähere Umgebung von Bogotá gemacht, z.B. an meinem oder einem Mitarbeiter-Geburtstag. Dabei war Essen und Trinken immer genauso wichtig, wie die Kinder oder Ehepartner, die mitgebracht werden durften. Ich wollte schon immer mal diesen Radius um Bogotá herum erweitern und hatte dafür verschiedene Vorschläge gemacht. Der erste größere Ausflug sollte jetzt

nach Villa de Leyva stattfinden. Es ist eine der wenigen Regionen, in die man von Bogotá aus noch mit dem Auto reisen kann, ohne allzu große Gefahr der Entführung; ist ein schmuckes Städtchen mit einem restaurierten Stadtkern aus der Kolonialzeit, Villa de Santa María de Leyva (**VdL**). Der Ort liegt unter normalen Bedingungen etwa 3 Autostunden von der Hauptstadt entfernt nach Norden, auf rd. 2.100 m Höhe, im Schatten des 3.400 m hohen Vulkans Iguaque. Es ist ein präspanischer Ort, der dennoch die konsistenteste koloniale Ausstrahlung in ganz Kolumbien besitzt; mit Sicherheit die größte offene Markt-Plaza, auf der die Kopfsteinpflasterung noch mit jedem Damenschuh aus Bogotá fertig wird.

*Villa de Leyva:
Vollversammlung auf der
größten Plaza Kolumbiens*



Der Ort öffnet sich in einen Talkessel hinein, in dem sich die Sonnenwärme aussergewöhnlich lange hält. Das beste Getreide Kolumbiens, Oliven, Wein und Süd-früchte gedeihen hier seit den Zeiten der Spanier – auch wenn heute gravie-render Wassermangel und Pflanzenkrankheiten ein wachsendes Problem darstellen.

Und Villa de Leyva (VdL) hat sich als koloniales Kleinod erhalten:



*koloniales
Kleinod VdL*

Als VdL 1572 als Stadt gegründet wurde, hatten die spanischen Eroberer schnell begriffen, dass das ganz besondere Mikroklima dieses Tals einen ganz anderen Reichtum bietet als das Gold der Muisca (nach deren Minen und dem sagehaften EL

Dorado sie immer vergeblich gesucht hatten). Es war von Anfang an das perfekte Mittelmeerklima für ihre Oliven, den Weizen, die Früchte. Große Haciendas wurden gegründet und reiche Klöster entstanden. Aber die einst effiziente Wasserwirtschaft wurde vernachlässigt und heute führen über die nahen Berge zudem die Marschrouten der Guerrilla. Die koloniale Stadtanlage, einige spanische Bauten machen aus VdL dennoch

ein sehr lebendiges Museum. Entsprechend ist VdL an allen langen Wochenenden im Jahr bestens angefüllt mit Besuchern aus der Hauptstadt und mit anderen Touristen. Sie wollen meistens VdL, die Künstlerkolonie, für sich entdecken; diesen Ort, an dem besonders für die Maler das Licht stimmt. Das gilt auch für meinen kolumbianischen Lieblingsmaler, *Fred Andrade Mora*. Ich hatte Fred für die Ausstellung seiner Bilder in Bogotá mit einem privaten Kredit geholfen. Fred hatte dann - wie 2 oder 3 andere lokale Künstler - eine Zeitlang auch unsere Bürowände zur Ausstellung seiner Bilder nutzen können. Dann war ich selber auch einer der Käufer seiner Bilder geworden. Seine Stilmischung hatte mich sofort angesprochen: viel Kolumbien und eine Menge Chagall & Picasso. Ein Bild heißt „Villa de Leyva“ und zeigt die große Plaza und vor allem die Atmosphäre dieses Ortes.



*Maler Fred nutzt unser GTZ-Büro als Galerie;
und ER schmückt damit bis heute sein
Wohnzimmer*

ER gibt sein Bestes als Assistent



(Brief-Auszug:)

Fred und seine Frau Clara wohnen am Stadtrand von VdL. Hier bauen sie ihre Villa Kunterbunt permanent weiter aus. Ich habe selber schon an langen Wochenenden hier gewohnt, wenn Fred & Clara selber verreist waren oder wenn ich Fred bei seinen Arbeiten ein bißchen helfen wollte.

Ich bin gerne hier an Wochenenden und fahre auch mit jedem netten Besucher hierher; zähle nicht nur Fred, den Maler und seine Frau Clara zu meinen Freunden, sondern auch Jérôme, den malenden Bäcker aus Frankreich mit seiner kolumbianischen Frau Isabel.

Vor drei Jahren hatte es Jérôme „irgendwie“ nach Villa de Leyva verschlagen (man munkelt: er mußte schnell aus Frankreich verschwinden) und jetzt backt er mit Abstand die besten Baguettes weit und breit und baut auf Backstube und Café sein Leben in Kolumbien auf. Natürlich immer mit kräftiger Unterstützung seines deutschen Freundes – vor und hinter der Theke.....Denn Isabel, Jérôme und ER bespaßen gemeinsam die Kundschaft im Café neben der Backstube



Team-work
in Jérômes Backstube

An diesen, meinen sehr guten Bekannten ist meine Büromannschaft nicht sonderlich interessiert (genauer: meine Bürofrauenschaft; denn Sekretärin, Bürohilfe und die 8 wissenschaftlichen Mitarbeiter sind alle Mitarbeiterinnen). Sie alle stimmten trotzdem voller Begeisterung einem langen

Wochenendausflug ins sommerliche Villa de Leyva zu (für die Buchhaltung getarnt als „Erweiterung der betriebsinternen sozialen Kompetenz“). Einige der KollegInnen kennen bestimmte Besonderheiten, für die VdL im ganzen Land berühmt ist, darunter im Dezember, am Jahresende, das große Lichterfest,



das „festival de luces“. (erinnert den gemeinen Nordeuropäer an Schweden).

VdL:
Lichterfest im Dezember
sehr variable Formen

Ich empfinde, dass dieses Festival weniger mit Wintersonnenwende oder mit Weihnachten zu tun hat als mit einer Huldigung an die Energie und die Kraft des Haus-Vulkans Iguaque. In meinen Augen produziert dieser Vulkan ebenfalls feurige Kunstwerke – und paßt daher gut zu Villa de Leyva.

So gesehen fließen Licht, Natur, Kunst auf sehr attraktive Weise das ganze Jahr über in VdL ständig zusammen.



Das mineralische Vulkanmassiv des Iguaque baut eine gewaltige Energiekonzentration auf, die sich ständig wieder als Gewitter oder gar als Unwetter entlädt. Und auch denjenigen, der nicht so sehr auf die Details in VdL achtet oder hier keine Freunde besucht, spricht die Rundum-Atmosphäre von VdL direkt an - auch meine Frauenschaft. Deswegen wollten alle voller Begeisterung bei dieser betrieblichen Fortbildung dabei sein.

Zum Start in den Betriebsausflug waren noch ein paar Begleitpersonen aufgetaucht, die bisher nicht zur Bürofrauenschaft gehörten. Die Sekretärin Teresa hatte ihre ältere Schwester Bettina im Schlepptau. Aracely, die Putzhilfe und zugleich „Bürobotin“ hatte ihren 10-jährigen Sohn dabei. Olga-Sofia, meine wichtigste Beraterin, brachte ebenfalls ihre große Schwester Judith mit. Alles zusammen eine ziemlich bunte Truppe - auch was die einzelnen Charaktere betrifft. Einige machten zum ersten Mal den Ausflug in die alte kleine Kolonialstadt, aber keine hatte zuvor an einer Besteigung des Vulkans Iguaque teilgenommen. Genau das sollte jetzt Teil unseres team-buildings werden.

In der indigenen Kultur dieser Region, der Muisca-Kultur, bildet die herzförmige Lagune auf der Spitze des Iguaque den Leib der Mutter Erde, aus ihm entströmt alles neue Leben, denn von hier und vom Iguaque insgesamt fließen die Flüsse Sutamarchán, Sáchica und Cane in unterschiedliche Richtungen zu Tal und treffen sich später im Río Moniquirá. So hatte es mir Jérômes Frau Isabel jedenfalls vor einiger Zeit in ihrem Café erzählt. In der Legende steht die Lagune aber auch für das Herz von Bachué, die sich den spanischen Konquistadoren nicht unterwarf, sondern mit dem indianischen Oberhaupt, dem Cacique, gemeinsam den Freitod in der Lagune suchte. In der Lagune verwandelten sie sich in zwei goldene Schlangen, aber auch die ließen sich nicht fangen. Eine große Zahl Indianer sammelte alles Gold und alles Wertvolle und versenkten es am tiefsten Punkt der Lagune, um es vor den Spaniern zu retten, dann sprangen auch sie alle gemeinsam hinterher und niemand weiß bis heute, ob sie dort unten in einer anderen Welt weiterleben und immer noch ihren Goldschatz bewachen.

Wie meist bei Mythen, gibt es auch hier tiefer liegende Zusammenhänge. Die spanischen Eroberer hatten einen Sinn dafür und erkannten schnell, dass der Iguaque mit seinen Flüssen die fruchtbarste und angenehmste Region des ganzen nördlichen Kolumbien geschaffen hatte. Damit hatten sie ihre Schatztruhe gefunden. Auch wenn ich nicht direkt zu den spanischen Conquistadoren gehöre, sah ich Grund genug, um den Betriebsausflug gerade hierher zu lenken. Schließlich waren alle meine Mitarbeiterinnen Kolumbianer. Sie sollten die Chance erhalten, sich vom Mythos um den Iguaque mindestens so stark berühren zu lassen wie ich selbst....

Etwas außerhalb vom Stadtzentrum hatte die ganze Truppe in einem ordentlichen Hotel eingebucht und wir hatten in meinem Lieblings-Restaurant "Los 3 Caracoles" an der großen Plaza das getan, was man hier tun muss, nämlich ausgezeichnete regionale Küche durchprobieren. (Auch daran wird sich Miriam wahrscheinlich erinnern. Denn bei ihrem Besuch saßen wir nicht nur in den 3 Caracoles, sondern wir hatten dort auch Fred, den Maler, getroffen und er hatte ihr spontan ein kleines Bild geschenkt).

Bis hierher war unser Büroausflug schon mal erfolgreich. Den Abend verbummelte jeder, wie es sich ergab. Wichtig war nur, dass alle am nächsten Morgen früh fit und (wieder) nüchtern sein sollten. Die Anfahrt zum Vulkan erfolgt zwar für ein paar Kilometer mit unseren Autos. Aber bald ist es für jedes Auto vorbei und dann müssen die Füße tragen. Ich hielt mich bewusst als Letzter in der Karawane, die sich schon nach der ersten Stunde weit auseinander gezogen hatte. Irgendwann holte ich dann Teresas Schwester Bettina ein. Sie sagte "alles ok"; deswegen zog ich an ihr vorbei, um zu sehen, wie es weiter vorn aussah. Alle, die ich traf, liefen einzeln oder zu zweit, noch war es nicht heiß, noch liefen wir unter Bäumen, später unter Bambus und als der Weg immer steiler wurde und

manchmal auch kein Weg mehr zu sehen war, erreichten die ersten der Truppe die Baumgrenze. Jetzt gab es keinen Schutz mehr vor der höher stehenden Sonne. Aber die war plötzlich sowieso verschwunden. Ein gewaltiges Gewitter donnerte genau über uns, Taubeneier große Hagelkörner prasselten auf uns ein; im Nu bildeten sich Rinnsale und kleine Sturzbäche, wo zuvor irgendwie der Pfad war und es blitzte gewaltig. Die Orientierung brach ab; jeder war bis tiefer als auf die Haut nass; jeder hatte die Schuhe bis zu den Knöcheln voll Wasser; jeder suchte irgendwie an den Steinen und Felsen Halt, denn Bäume und Sträucher lagen schon lange hinter uns. Und alle hielten sich automatisch dicht am Boden. Die Haupttruppe hatte schon etwa die 3.000 Meter Linie erreicht. Die kleine Aracely (Bürohilfe, Putzhilfe) war mit ihrem 10-jährigen Sohn ganz weit vorn, in diesem Wetter überhaupt nicht mehr zu sehen. Deswegen wollte ich selber auch nicht umkehren, sondern sie einholen. Die anderen wollten wiederum ihren Chef nicht allein marschieren lassen und so duckte sich unser Konvoi unter den Hagelkörner durch (die wirklich schmerzhaft zu spüren waren). Und erst oben an der Lagune waren Donner und Blitz wieder verschwunden. Auch kein Regen mehr. Der Zorn der Götter über diese Eindringlinge verflogen.



Herz-Lagune auf der Spitze des Iguaque

Wenn das Wasser nicht so kalt gewesen wäre, hätten wir alle in voller Montur in die Lagune marschieren können. Es hätte keinen Unterschied für Haut und Kleider gemacht.

Wenn es gut gegangen ist, verdrängt man schnell die ziemlich heikle Situation, in der wir uns alle befunden

hatten als die Blitze um uns herum zuckten und die Sturzbäche jeden festen Halt erschwerten. Ich sah alle meine vertrauten Gesichter und freute mich, dass wir es alle ohne Blessuren bis zur Lagune geschafft hatten. Wir genossen den Anblick und verschnauften und gönnten uns ein Mini-Picknick. Aber das wussten auch meine Kolleginnen: der Abstieg ist meist schwieriger als der Aufstieg. Wir konnten nicht darauf vertrauen, dass wir es ohne Blitz und Donner und Regen wieder bis unter die ersten Bäume schaffen würden. Deswegen wollte keiner allzu lange hier an der heiligen Lagune verweilen. Aracely mit Sohn war als erste angekommen, sie machte sich auch wieder als erste an den Abstieg. Da, wo die ersten Bäume wieder dem Abhang Halt gaben, erkannte ich ihre Silhouette. Aber sie schleppte jemanden auf ihren schmalen Schultern. Es war Teresas Schwester, die dort zusammengebrochen war, weil sie Diabetes hat und keinem etwas davon gesagt hatte. Für sie waren die Anstrengungen des Aufstiegs zu groß geworden. Sie war irgendwann die Letzte beim Aufstieg gewesen und in einem Moment still und friedlich zur Seite gesunken und lag dort schon halb im Koma als Aracely zurückkam. Jetzt nahm Aracely meinen Rucksack und ich die fast ohnmächtige Bettina und wir marschierten so schnell es ging bergab. Auf halben Weg gab es ein kleines Restaurant. Wir schafften es. Der Koch hatte blitzartig heiße Panela in eine Tasse gezaubert. Jetzt gab es Leute, die sich besser mit solchen Fällen auskannten als ich. Bettina

kam wieder zu sich. Die anderen tröpfelten allmählich ebenfalls ein. Wir liefen alle mit so wenig Kleidung, wie es gerade noch zuträglich war im Gasträum umher. Da wir die einzigen Gäste waren, hängten wir alles Übrige an große Leinen zum Trocknen. In der hinteren Ecke stand eine Tisch-tennisplatte. Reihum wurden Partien gespielt - nicht zum gewinnen, sondern um die blau gefrorenen Hände und Gesichter wieder auf Normaltemperatur zu bringen.

Abends in den „3 Caracoles“ nahm das Erzählen überhaupt kein Ende mehr. Aracelys Sohn fing immer wieder von den Bernhardinern an, über deren phänomenale Rettungstaten er offenbar einen Bericht im Fernsehen gesehen hatte – oder vielleicht dachte er nur an den „Bären“, der sich gegenüber vom Hotel jeden Morgen wie eine Diva filmreif präsentierte.



*dich hätten wir am Iguaque
gebraucht, Berni ...*

Ich selber hatte noch eine Verabredung mit dem Maler Fred Andrade und seiner Frau Clarita und ließ die Truppe dann irgendwann ihr eigenes Seemannsgran weiterspinnen. Eigentlich wollte ich bei Fred und Clarita nur nachsehen, ob alles in Ordnung

war. Denn die beiden haben ihr Häuschen etwas außerhalb der Stadt auf einen Hügel gebaut. Sie haben dadurch einen berauschenden Blick über das weite Tal, auf die nächste Hügelkette und dahinter die Schneeberge. Nur liegt gewissermaßen jeden Tag aufs Neue die Sicherheitsfrage auf dem Tisch. Denn über den benachbarten Höhenzug wandert die Guerrilla und wandern ebenso die Paras. Und die bewaldeten Höhenzüge liegen nur etwa eine halbe Autostunde außerhalb von Villa de Leyva. Mit einer Besucherin aus Deutschland waren wir bei einer Wanderung genau dort draußen einmal in ein Soldatencamp hineingestolpert, die offenbar gerade dabei waren, der Guerrilla eine Falle zu stellen. Wir waren heftig erschrocken und die Soldaten total verblüfft - hatten uns aber sofort wieder gehen lassen.

Bei Fred war jedenfalls alles in Ordnung und er war so frei, mich gleich wieder als Lehrling in seinem Atelier mit einzuspannen..... Ich denke, die Künstler blenden die häufig drohende Gefahr militärischer Aktionen einfach aus. Sie haben sich für die Region mit ihrem Licht, ihrer Luft, ihrer Natur entschieden und für eine besonders große ökologische Vielfalt. Mit Sicherheit ist der biologische Reichtum der Region auch ein Grund dafür, dass das Institut Alexander-von-Humboldt in Villa de Leyva seinen Hauptsitz hat und von hier seine international anerkannten Forschungsarbeiten über die kolumbianische Biodiversität organisiert.

Mit dem Humboldt-Institut und seinem ausserordentlich professionellen Team arbeiten wir gut zusammen bei allem, was mit Erhalt der Biodiversität zu tun hat. Am nächsten Morgen sagte ich dem jungen Direktor, Christian Samper, allerdings nur kurz "buenos días, qué tal", denn unser aktionsorientierter Betriebsausflug war noch keineswegs zu Ende. Es gibt schon noch ein paar andere Sehenswürdigkeiten, wie man sie in dieser Dichte nur an wenigen Stellen in Kolumbien findet. Als Gegengewicht zum Iguaque boten sich Ausflüge zu verschiedenen Kirchen und besonders zu einem Kloster an. Ich wunderte mich ein wenig, dass keine „meiner“ Frauen bisher Gelegenheit gehabt (oder gesucht) hatte,

das bekannteste antike Bauwerk der Region zu besuchen, das Kloster Ecce Homo, nur 20 Kilometer außerhalb von Villa de Leyva.



Dominikaner-Kloster Ecce Homo Kreuzgang

und sein Ammoniten-Boden

Ecce Homo wurde im Jahre 1620 von Dominikanermönchen gegründet. Das Besondere an diesem teils baufälligen Gemäuer ist das Baumaterial. Es besteht zum grossen Teil aus Ammoniten, also versteinerten Muscheln und Schnecken, d.h., Material, nach dem sich in Europa manches Museum die Finger lecken würde. Einer der Klosterbrüder machte für die vielen jungen Damen gerne eine Führung durch das erhaltene Kirchenschiff, das Refektorium der Mönche, den kleinen Kräutergarten. Manche Versteinerungen waren klar zu erkennen; andere blieben als Einschlüsse in der meist ovalen Steinhülle verborgen - auch wenn Aracelys Sohn gerade die allzu gerne mit seinem Hämmerchen bearbeitet hätte. Unser Mönch hatte Antworten auf die Fragen nach der Verschwendung von Ammoniten als simplem Baumaterial. Bruder Aloysius stellte schnell den Bezug zwischen dem Meeresboden, auf dem wir alle standen, den versteinerten Meerestieren und der Auffaltung der Anden vor 60 Mio Jahren her und machte kein Hehl daraus, dass ehrfürchtige Distanz zu den Versteinerungen überflüssig sei, da das ganze Riesental als ehemaliger Meeresboden angefüllt sei mit diesen Ammoniten.



Jetzt waren "meine Frauen" natürlich neugierig geworden. Bevor das nächste Kloster - La Candelaria – besucht werden konnte, musste daher erstmal eine kleine archäologische Zwischen-Exkursion eingebaut werden. Auch dafür gibt es bevorzugtes Terrain und sogar einen winzigen Ort (5 Häuser) mit einem Flugsaurier, der vor Jahren in der Gegend ausgegraben wurde. Er ist etwa 7m lang, mit einem vier Meter langen Kopf, ein wirklich beeindruckendes Tier! Praktischerweise wurde gleich ein kleines Museum drumherum gebaut. Das Museum und die paar Häuser finden sich unter dem ansprechenden Namen „Fossil“ sogar auf der Straßenkarte.

Das Fossil in Fossil war also das nächste Ziel und danach - trotz Hitze und viel Staub - hinaus

auf die trockenen Hügel, wo die Bauern an diesem Wochenende zwar nicht pflügten. Aber einige ihrer Kinder hockten am Wegrand und zeigten die fossilen Stücke, die der Vater in letzter Zeit beim Pflügen freigelegt hatte. Es war keine Tourismus-Saison und so waren auch die Preise für die Funde nicht extrem teuer. Einige kleinere Stücke wechselten nach einigem Hin und Her ihre Besitzer. Ich selber hatte bei einem bestimmten Ammoniten nicht widerstehen können, obwohl einige „meiner Frauen“ sich innerlich wohl wunderten, wofür ich bereit war, etwas mehr Geld auszugeben.

ER-Ammonit aus Fossil

Irgendwann brachen wir dann doch noch zum nächsten Kloster auf, La Candelaria bei dem Örtchen Ráquira, berühmt für seine künstlich aktiven Einwohner.

Während Ecce Homo in einem Weinanbaugebiet liegt, das nicht nur die Mönche bewirtschaften, führt die Strecke zur Candelaria durch absolut sandiges, trockenes Gelände. Auch das wieder ein Hinweis auf die geologische und die biologische Vielfalt der gesamten Zone. Da ich vorfahren sollte (kundiger Pfadfinder...), schluckten meine

nachfahrenden Kolleginnen eine Menge Staub – freiwillig!

Die Karawane war zunächst bis zum attraktive Örtchen Ráquira gerollt, um seine in ganz Kolumbien berühmten Hängematten und Keramikarbeiten am Entstehungsort zu begutachten.



Ráquira:

berühmt für seine Hängematten und

Ráquira-Keramik: im offenen Strassenverkauf

Als nach 1 Stunde immer erst die Hälfte der Truppe wieder am Treffpunkt erschienen war, war klar, dass die vielen kleinen Läden in Ráquira sich als interessanter erwiesen hatten als ein weiteres Kloster.....

Am nächsten Vormittag - vor der Rückreise in die Hauptstadt – hatte jeder / jede noch einmal ausreichend viel Zeit, um allein oder in Grüppchen durch den Ort, den Markt, die Umgebung von Villa de Leyva zu schlendern. Ich selber gönnte mir noch einen exquisiten Frühstücksbesuch bei meinem anderen guten Kunstfreund, der sich zwar im Künstlermillieu von Villa de Leyva bewegt. Aber eben weniger als Künstler, denn als Sammler, auch als Mäzen: der kunstbesessene Fernando. Ich zeigte ihm meine neueste Errungenschaft, ein Bild einer jungen Malerin in Bogotá, das ich zwar noch im Büro hängen ließ, aber schon für mich selbst erworben hatte: für das katholische Kolumbien eine ziemlich Provokation. Wir hatten eine facettenreiche Diskussion.

Provo-Malerei einer jungen Künstlerin, Bogotá



Fernando und seine Freundin Maira wohnen ähnlich exponiert wie Fred am hügeligen Rand von Villa de Leyva. Nur viel, viel teurer. Auch diesmal hatte ich Hemmungen, direkter meiner grossen Neugier freien Lauf zu lassen und endlich zu erfahren, ob Fernando nicht doch in Wirklichkeit Drogengeld wäscht. Dann teilten wir aber doch einfach ein vitaminreiches Frühstück in seiner Küche, die einigen Künstlern aus Villa de Leyva zu einem guten Honorar verholfen haben dürfte. Wir erzählten uns gegenseitig unsere letzten Abenteuer, verabredeten für demnächst wieder eine dieser herrlichen Wanderungen entlang des kleinen wilden Fließchens Cane, das vom Iguaque-Massiv herabstürzt, wo die Büro-Truppe möglicherweise die Ruhe der Muisca-Götter gestört hatte.



bei Fernando und Maira zum Frühstück und Diskussion über die neuesten Entwicklungen in der Künstlerszene von VdL

Zwischen Fledermäusen und Smaragden

Es gibt wirklich viele weitere Regionen in Kolumbien, die kolossal attraktiv sind – aber nicht immer jedermanns Sache. Jedenfalls ist die Region Santander im Norden des Landes dafür ein Beispiel. Es läßt sich, vergleichbar Villa de Leyva, durch ein koloniales Städtchen schlendern, wie San Gil und vor allem Barichara, ein historisches Dorf im Kolonialstil. Kolumbien zeigt hier seinen landwirtschaftlichen Reichtum mit Tabak, Kaffee, Kakao, aber auch Reis und Yuka. Das alles hätte auch die Büro-Frauenschaft interessiert. Aber dann sind da auch die Rafting-Strecken und die Fledermaushöhlen mit ihren Tausenden von Bewohnern und nicht zuletzt die Smaragd-Minen, die von den Paramilitärs kontrolliert werden. Ich wollte auch diesen Teil von Santander kennenlernen, aber ohne auf „meine Frauen“ Rücksicht nehmen zu müssen. Einmal die Iguaque-Besteigung sollte zunächst genug sein an Abenteuer.

Zwischen dem Kolonialdorf Guane und dem Kolonialstädtchen San Gil liegt erstens eine sehr alte Siedlungsgeschichte. Denn schon lange bevor spanische Eroberer hier eindrangten, bewohnte das Volk der Guane diese sehr fruchtbare Region mit ihren 5000er Bergen, den Erzminen, in Reichweite des großen Río Magdalena.



Guane, Kleinbauerntum

Ich weiß nicht, wie Guane bei den ursprünglichen Bewohnern hieß. Die Spanier zeigten später, zu welcher gewaltiger Namensgebung sie fähig sind. Für sie wurde dieser Flecken: „*Muy Noble y Leal Villa de Santa Cruz y San Gil de la Nueva Baeza*“.

Und dann verblüfft der Ort durch eine Natur, die sich als künstlerischer Steinmetz präsentiert:

Nicht weniger spannend geht es weiter auf dem Weg von Guane nach San Gil. Eine der großen und verzweigten Höhlen wurde aus irgendeinem Grund zur Heimat von Abertausenden von Fledermäusen. Es ist ein



bisschen mühsam, sich durch dieses Fledermausparadies zu arbeiten, manchmal bäuchlings im Schlamm. Aber wenn man nicht gerade sonntäglich angezogen ist, kann es funktionieren.

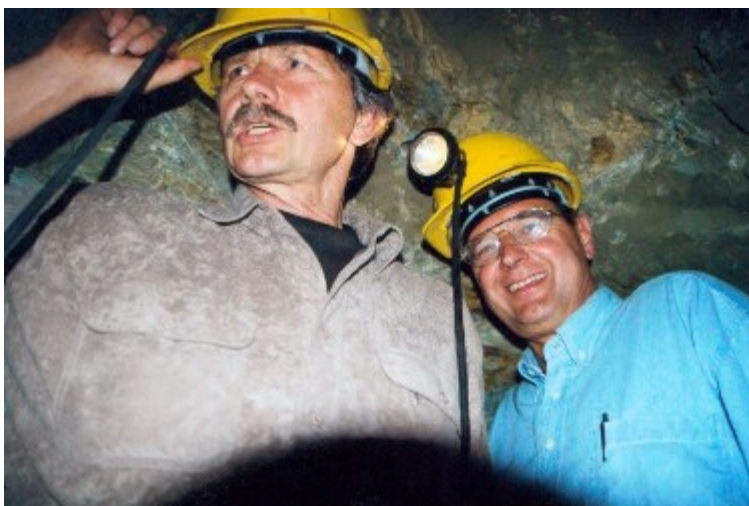
*Abenteuerspielplatz Fledermaushöhle
bei Barichara, Santander*

Was mich im zweiten Teil meiner Santander-Erkundung allerdings noch stärker als Fledermäuse und das Rafting auf dem Río Fonce oder die bizarre Steinkunst der Natur interessierte, war der Besuch einer Smaragd-Mine. Bei einem Routine-Kaffee mit dem Entwicklungs-Attaché unserer Botschaft waren wir auf den Financier der Paramilitärs zu



sprechen gekommen, auf Victor Carranza. Ich hatte mich an einen Bericht von vor ein oder zwei Jahren in der spanischen Zeitung El Pais über Carranza erinnert und fragte unseren Botschaftsmann, wie der aktuelle Stand bei Carranza und seinen Smaragdminen sei. Er wußte auch nicht mehr als die Nachrichten über gefundene Massengräber auf dem Gelände von Carranzas Finca. Wir wollten versuchen, offiziell seine Hauptmine in Muzo (Boyacá) gemeinsam zu besuchen. Denn was wir beide erinnerten war, dass Carranza ein wichtiger (der wichtigste?) Financier der Paramilitärs war.

Unser Minen-Besuch wurde offiziell durch die Botschaft angemeldet. Es gab einen festen Termin. Der wurde dann aber kurzfristig statt für Muzo für eine andere Smaragdmine bestätigt, für Chivor (auch in Boyacá). Man gab uns klare Instruktionen, wie wir uns in der Mine zu verhalten hatten, es sei nicht ungefährlich. Mit den Erfahrungen vom bolivianischen Silberberg in Potosí konnte man mich nicht mehr erschrecken. Uns Besucher interessierte der Abstieg hinunter in die Stollen, wo wir uns ständig an grünlich schimmernden Felsen entlang schoben und uns fragten, wieso dieses Felstück nicht schon herausgebrochen war.



*Abstieg in der Smaragd-Mine
Chivor*

Als wir endlich am Boden angekommen waren, war auch klar, warum man uns Stiefel geliehen hatte: wir standen knöcheltief im Wasser. Wieder zurück im Tageslicht kamen wir auf das, was uns vor allem bei diesem Besuch interessierte, welche Rolle spielte die Mine für die Region, für das

Land. Wir nannten den Namen Carranza zwar nicht, wollten aber gerne wissen, ob etwas

an den Gerüchten dran sei, nämlich einer Verbindung zwischen Smaragd-Produktion und Para-Finanzierung. Der Betriebsleiter antwortete so diplomatisch als wollte er selber demnächst Botschafter werden. Er versorgte uns mit Rückblicken auf die uralte Bergbaugeschichte der Regionen Boyacá und Santander. Schon Jahrhunderte vor Erscheinen der Spanier hatten die Muisca hier geschürft. Er unterfütterte die Bedeutung der exportierten Smaragde für Kolumbiens Handelsbilanz mit Statistiken, verwies auf die hohe Wertschätzung der Smaragde bei den Eliten der arabischen Länder. Auch erste Chinesen hassten sich schon blicken lassen. Aber er vermied alles, was auf den Namen Carranza hinweisen könnte. Und falls irgendwelche Paramilitärs sich irgendwelcher Smaragde bemächtigt haben sollten, wäre das so gut denkbar, wie wenn sie sich irgendwelcher Drogensendungen bemächtigten - beides sei illegal. Und dann erinnerten uns unser Fahrer und der Bodyguard der Botschaft daran, dass es kurz vor 15.00 Uhr sei und wir uns zügig auf den Rückweg machen müßten. Sie hatten den Tip mit dem Hinweis erhalten, dass am Nachmittag Paramilitärs in der Gegend unterwegs sein werden ... Vielleicht alles ganz harmlos, vielleicht wollten die einfach nur ihre Tantiemen in der Mine abholen.....

Abstecher in den Chocó

Miriam war zu Besuch eingetroffen. Sie war alleine gekommen, obwohl ich beide Kinder eingeladen hatte – mit der kleinen Bedingungen, dass sie die Buchung ihrer tickets selber organisieren sollten. Sie würden das Geld natürlich erstattet kriegen.



Mula transportiert Guadua- Stämme zu unserem Uni-Labor



diverse Guadua-Brücken in der Kaffezone



Warum es bei Dani nicht funktioniert hatte, weiß ich nicht mehr. Miri und ich hatten inzwischen schon einiges gemeinsam unternommen, darunter auch die Tour nach Villa de Leyva. Aber nebenbei mußte ich immer Mal wieder ein bißchen arbeiten. Miriam war daher mit nach Pereira geflogen, zu einem Termin beim Guadua-Projekt, wo sich eine Kollegin aus der GTZ-Zentrale und ein GTZ-Gutachter ebenfalls angesagt hat-

ten. Wir hatten jetzt auch die „Mulas“ mit 4 Beinen (statt 4 Rädern) im Einsatz gesehen und vor allem eine ganze Reihe der Guadua-Produkte inspiziert, darunter die mich ganz besonders interessierenden Guadua-Brücken.

Mein Arbeitsplan für die anschließenden Tage sah die Weiterreise in den tropischen Regenwald des Chocó vor, eine Problemregion an der Grenze zu Panamá, fast nur von Afrokolumbianern und einem Rest indigener Völker bewohnt. Die beiden GTZ-Kollegen sollten / wollten mit mir zusammen die Anfrage prüfen, die uns zur Unterstützung eines Waldschutzprojekts über das Umweltministerium erreicht hatte. Miriam sollte mich begleiten. Auf unserem Flugticket stand „Abflug 9.22“. Wir melden uns um 8.30 zur Abfertigung und hörten, dass man uns angeblich schon um 7.14 Uhr für den Flieger erwartet hatte. Leichtes Erstaunen auf unserer Seite. Das Erstaunen stieg als wir hören, dass der Flieger von 9.22 Uhr kurzfristig gestrichen wurde und nun nur eine kleine Maschine für lediglich 19 Passagiere bereit stehe. Aber da könnten wir bei aller Sympathie für die Deutschen und bei allem guten Willen und mit dem tiefsten Bedauern nun leider nicht mehr rein. Diese Maschine ist schon bis ins cockpit aufgefüllt. Jetzt ist die ganze Erfahrung eines alten Latino-Reisenden gefordert, die Mischung aus wilder Schimpfkanonade, Schuld von Anwesenden auf irgendjemanden Sonstigen lenken, übergossen mit dem gewinnenden Lächeln des blauäugigen Europäers, den man jetzt ja wohl nicht so im Regen stehen lassen kann bis hin zum Hinweis auf die wichtige Mission im Regierungsauftrag, die offenbar im höchsten Masse gefährdet erscheint – also alle Register.

Es kommen viele Telefonate zwischen der Fluggesellschaft ACES am Flughafen von Pereira und deren Zentrale in Bogotá zustande, mein eigenes handy mit meinem Büro in Bogotá läuft ebenso heiß. Meine Sekretärin macht unserem Reisebüro in Bogotá Feuer unterm Hintern. In kurzer Zeit werden die armen Mädchen am Schalter in Pereira von allen Seiten mit Anrufen bombardiert, was denn da los sei. Sie schieben uns erst mal schnell in den VIP-Raum und halten uns mit Kaffee und Saft ruhig. Inzwischen ist auch der Flieger mit seinen 19 Passagieren gestartet. Es war der letzte Flieger an diesem Tag. Dieser Zug ist definitiv abgefahren. Aber wir müssen zu dem wichtigen Planungsseminar in den Regenwald im Chocó, an der Grenze zu Panamá.

Die Frage nach einem Hubschrauberdienst wird von einigen Leuten im Flughafen positiv beantwortet. Ich mache mich auf die Suche nach einem entsprechenden Schalter. Aber dieser Service ist leider inzwischen eingestellt. Da kommt der Tip mit dem Charterflug. In einer Ecke des Flughafens gibt es tatsächlich einen winzigen Raum mit der Aufschrift Chartergesellschaft. Der Raum ist wirklich winzig, die zwei bestens proportionierten jungen Damen füllen ihn daher besonders eindrucksvoll aus. Sie sagen eine kleine Maschine innerhalb der nächsten halbe Stunde zu, in die genau wir vier reinpassen werden. Die ganze Maschine für uns soll lediglich 250 Dollar kosten. Es wäre deutlich billiger als bei ACES – und deutlich schneller! Kein Umsteigen unterwegs, sondern Direktflug. Wir würden die verspätete Abreise von Pereira vielleicht sogar wettmachen. Alle in der Gruppe sind einverstanden. Ich sage den prallen Damen zu. Sie sprechen über Funk irgendwo mit ihrem Piloten. Eine knappe Stunde später frage ich zum ersten Mal wieder vorsichtig nach, ob von unserem Flugzeug schon etwas zu sehen sei. Leider nein. Der Pilot muss aus Quibdó anfliegen, also genau von dort, wo wir hinwollen. Er kann wegen schlechten Wetters dort bisher nicht starten. Vorsichtshalber telefoniere ich wieder mit meinem Büro in Bogota: bitte weiterhin nach Alternativen Ausschau halten!!

Irgendwann am frühen Nachmittag hatte der Regen in Quibdó dann doch wieder aufgehört. Der Mann konnte starten. Statt morgens gegen 9.00 kletterten wir schließlich

gegen 2.00 nachmittags in einen einmotorigen Viersitzer. 4 Personen und Gepäck. Der junge Pilot, flott und möglicherweise mit einer Lizenz, schob seinen Hopser schnell hoch in die weißen Wolken, über die zwei Andenkette, die hier parallel nebeneinander nach Norden laufen. Ein wunderschöner Blick auf die Berge, die bewohnten Andentäler und nach der zweiten Kette tut sich der Abhang zum tropischen Regenwald auf, die endlose grüne Fläche des Chocó. Aus unserer Höhe lassen sich gut die Windungen der Urwaldflüsse ausmachen, an einigen Windungen stehen Hütten, vielleicht von Indianern, vielleicht von Goldwäschern. Ich machte jetzt ein paar Bemerkungen zu den Afrokolumbianern, die als Sklaven seinerzeit vor allem hier unter uns als Arbeitsgeräte eingesetzt worden waren. Denn in den Zuckerplantagen und beim Goldwaschen und auf den Viehfarmen waren die einheimischen Indios wie Fliegen dahin gestorben. Interessanterweise hatten die Afrokolumbianer dann nach dem II. Weltkrieg formal eine stärkere politische Stellung mit dem Status eines kolumbianischen Bürgers zugesprochen bekommen. Aber das blieb de facto Tinte und Papier, nichts mehr. Ich war daher selber sehr gespannt, auf welche Vertretung der Afrokolumbianer und der Indio-Völker wir da unten treffen würden.

Eine halbe Stunde später zeigt sich als größter Urwaldfluss im Chocó der Atrato und an einer grossen Windung die Hauptstadt der Region, Quibdó, unser Reiseziel. Die Maschine wackelt ein bisschen mehr, offenbar ein paar Böen, die uns über der Stadt begrüßten. Die Landung ist problemlos. Ich frage erst jetzt den Piloten, ob er tatsächlich eine Lizenz zum Fliegen hat. Er lacht und sagt schlicht „si“. Alles klar.

Wir klettern aus dem Blechkäfig, der Kollege – Waldexperte aus Peru mit eher quadratischen Körpermassen – hat sich förmlich in Wasser aufgelöst. Aber auch wir anderen schwitzen wie im türkischen Dampfbad. Die Flughalle hilft, sie ist sehr luftig. Mit unserem überschaubaren Gepäck sind wir schnell draußen. Ein Taxi bietet sich an. Der Wagen (Modell?) hat einen Boden, der wird von vielen Löchern zusammengehalten, ebenso der Kofferraum. Ist das vielleicht die angepasste Technik, die wir immer predigen? Wahrscheinlich. Denn so fließen die Regengüsse, die durchs Dach reinschießen, unten schneller wieder ab. Die Fenster schließen nicht, uns umnebeln recht intensiv die Abgase dieser alten Mühle. Keiner von uns schaut nach, ob da überhaupt ein Auspuff dran ist. Erst beim Aussteigen sehen wir, dass der rechte Hinterreifen praktisch ohne Luft rollt. Es waren also nicht nur die Schlaglöcher auf der Strasse. Der Fahrer zuckt mit den Schultern.....

Der workshop mit Vertretern der Afro- und Indio-Gemeinden und lokalen staatlichen Funktionären führte zu einigen konkreten Absprachen. In der Luft lag von Anfang an die Frage, wieviel Geld die Deutschen denn in das Projekt zur nachhaltigen Bewirtschaftung der Chocó-Wälder fließen lassen wollen. Ich habe keinerlei konkrete Aussagen gemacht. Der Chocó gehört zu den korruptesten Regionen Kolumbiens und damit ganz Lateinamerikas. Ich hatte jedenfalls sofort meine Haiti-Erfahrungen präsent. Es sind nicht in erster Linie die Köpfe der Afro-Gemeinden und auch nicht die indigenen Gemeinden, die immer nur ans Abkassieren bei allen Gesprächen denken (aber auch sie). Es sind vor allem die Funktionäre der staatlichen Institutionen, der Universität, der Forschungsinstitute etc.

Für den zweiten Tag hatte ich um eine Fahrt in die Umgebung von Quibdó gebeten. Mal einen Blick auf das Land, die Wälder, die Menschen werfen, für die wir hier etwas unternehmen wollten und mit denen wir dann zusammenarbeiten müßten. Am nächsten Morgen fand sich der 2. Direktor der Umweltbehörde mit zwei Jeeps ein. Wir fuhren etwa zwei Stunden raus in die Landschaft, natürlich auf Wegen, für die ein Jeep die Mindestausstattung ist. Und wie der Zufall es so will, landen wir nach einiger Zeit an einer Stelle, an der ein ansehnliches Holzhaus gebaut wird. Der Direktor steigt aus und erläutert kurz, dass er mal schnell nach seinem Haus schauen muss. Der Rundbau hinter den nächsten Bäumen wird sein Haus ergänzen. Das etwas kleinere, aber auch sehr hübsche

Haus an der Einfahrt zu seinem Grundstück ist ein Ergänzungsbau für das Ergänzungshaus. Dort soll dann der Verwalter wohnen. Verwalter von bitte was? Von den 12 Hektar Land, die unser Direktor sich hier vor ein paar Jahren zugelegt hat. Weiter hinten zwischen den tropischen Bäumen ist schon ein fertiges Schwimmbaden zu sehen. „Das gehört einem Nachbarn“. Nur reicht der Grundstückszaun unseres Direktors noch viel weiter als nur bis zu dem Schwimmbaden. Wenn man jetzt genauer zählen würde, wären es wohl auch nicht nur 12 ha. Da kämen sicher noch eine Handvoll mehr zusammen. Von wem und wie erworben??

Von diesem Direktor war praktisch kein entwicklungspolitischer Satz zu hören, nichts darüber, dass der Chocó einer der 10 hotspots der weltweiten Biodiversität ist; nichts von der Bedeutung dieser Großregion als ökologische Brücke zwischen Nord-, Mittel- und Südamerika und schon gar nichts darüber, dass die Afrokolumbianer durchschnittlich höchstens 1/3 Einkommen der Durchschnittskolumbianer erreichen, dass rd. 1/3 von ihnen noch immer Analphabeten sind, dass höchstens 2% der Jugend es auf eine Universität schaffen, dass das Projekt hier Abhilfe schaffen wolle. Wir hörten nur nach wiederholtem Nachfragen ein paar Allgemeinplätze über die vielen Massaker, die von den Paramilitärs ständig an den Indio- und an den Afro-Gemeinden verübt werden. Das gut entwickelte Interesse des Direktors an seiner eigenen Finca reichte uns irgendwie nicht. Das Vertrauen in eine der wichtigsten Regierungsstellen für die angefragte Zusammenarbeit im Chocó sank in Sekundenschnelle. Über die Konsequenzen für die Zusammenarbeit mit den schwarzen und den indigenen Gemeinden in der vorgeschlagenen Form muss wohl noch mal sehr genau nachgedacht werden. Wahrscheinlich muß als erstes dieser Direktor abgelöst werden, dessen private Finca offenbar sehr weit von der Alltagsrealität der Region im Abseits liegt.

Irgendwie hatte ich schon von Bogotá aus den Kontakt zu zwei Bethlehem-Missionaren in Quibdó herstellen können. Sie, „Schwester“ und „Bruder“, hatten uns zur Übernachtung in ihrem kleinen Missionszentrum eingeladen. Mit ihnen saßen wir abends lange bei Guayaba-Saft und im Zikadenlärm zusammen, von den vielen kleinen Geckos beäugt und den Moskitos im Licht der Gaslaternen umsummt, um die Eindrücke vom workshop und der Exkursion des Tages zu ordnen.

Das Missionars-Pärchen arbeitet schon seit 20 Jahren oder länger hier im Chocó. Sie machten uns keine besonderen Hoffnungen, was die Umweltbehörde und ihren Projektantrag betraf. Selber haben sie vor allem ein Solidaritätsprojekt mit den weiblichen Gewaltopfern der Chocó-Konflikte aufgebaut. Diese Missionare hatten alles erlebt, einschließlich eigener Schusswunden. Ihr Religionshintergrund war die *Theologie der Befreiung*, die insbesondere mit der lateinamerikanischen Bischofskonferenz im kolumbianischen Medellín (1968) zusammen gebracht wird und der dort verkündeten Option für die Armen. Der enorme Bruch zwischen Theologie der Befreiung und einer verkrusteten und opulenten katholischen Hierarchie hatte die Bethlehem-Missionare ganz gezielt auch nach Quibdó geführt.

Im Ergebnis erinnerte mich unser Nachtgespräch und die ganze Projektprüfung im Chocó immer mehr an meine Erfahrungen damals in Haiti. Korruption bis unter die Dachschindeln. Mit der gleichen Konsequenz wie damals sollen jetzt keine Mittel unter der Überschrift „deutsche Entwicklungszusammenarbeit“ hierher fließen. Zu überlegen war allein, wie die Initiative der Bethlehem-Missionare unterstützt werden könnte.

Ich habe persönlich zwar keinerlei Sympathie für Missionare. In Quibdó sprachen aus meiner Sicht allerdings zwei starke Momente für unsere beiden Gastgeber. Sie hatten sich auf die Seite der Befreiungskirche in Lateinamerika gestellt (und damit gegen den reaktionären Vatikan) und sie haben sich konkret auf die Seite der Allerschwächsten in dieser Konfliktregion gestellt, auf die Seite der Frauen und Kinder. Ihre Frauenarbeit galt

den überlebenden Müttern, Ehefrauen und Töchtern, die die tödlichen Kämpfe im wilden Chocó irgendwie ausgehalten haben.

Marktfrau in Quibdó

Wir konnten eine dieser Frauengruppen begrüßen. Sie nähen im Missionshaus Puppen, die nicht nach Barbie rochen, sondern ihrem eigenen Schönheitsideal entsprachen, ihre eigene Identität verkörperten. Unsere Spende für die Übernachtungen und die Frühstücke flossen automatisch in die Materialbeschaffung für diese Frauengruppen. Miriam und ich hatten ihnen erst einmal 2 der Puppen abgekauft, wobei meine bis heute gut sichtbar in der Wohnung aufgestellt ist und die Erinnerung an diesen Chocó-Besuch wach hält.



*in
Quibdó
nähen
sie
Puppen
nach
ihrem
eigenen Ebenbild – keine Barbie*



*aber es bleibt der Ausdruck von nicht endender Gewalt
im Chocó*



Die Gespräche im Missionshaus erleuchteten jeden einzelnen unserer Vierer-Delegation. Wir waren uns ziemlich schnell einig: dem Umweltministerium mußte vorgeschlagen werden, diesen Teil der gewünschten Zusammenarbeit noch mal sehr kritisch zu überprüfen. Unsere Daumen zeigten dabei ziemlich steil nach unten. Vor allem, weil überhaupt nicht zu erkennen war, dass der vorgestellte Projektansatz irgendetwas mit den afro- oder indio-kolumbianischen Bevölkerungsgruppen zu tun hatte, die wir von uns aus gerne unterstützen wollten.

Stop over in Medellín : Drogen – Kunst - Orchideen

Auf dem Rückflug von Quibdó nach Bogotá über die Drogenmetropole Medellín ging uns Vieren jedenfalls der Gesprächsstoff nicht aus. Als wir dann, sogar pünktlich, vom Flughafen Olaya Herrera in einem Minibus hinunter ins Stadtzentrum von Medellín rollten, kam mir nicht nur automatisch das Stichwort "Drogen-Metropole" in den Sinn. Ich erinnerte mich auch, dass dort unten Ende 1996 der deutsche Superspion Werner Mauss verhaftet worden war, weil ihn seine englischen Kollegen bei der kolumbianischen Staatssicherheit (aus Konkurrenzneid ?) denunziert hatten. Nach seiner Freilassung erhielten wir in der FES-Zentrale in Bonn einen Tagesbesuch von Herrn Mauss und seiner Frau Ida. Es wurde ein längeres Gespräch - ohne dass wirklich klar wurde, was der deutsche Superspion bzw. sein Chef Bernd Schmidbauer, damals Leiter des Bundeskanzleramtes und Koordinator der Geheimdienste unter Kanzler Kohl, eigentlich von der sozialdemokratischen FES wirklich wollten. Auf Bitten der Botschaft hatte der damalige FES-Vertreter, mein Kollege Michael Weichert, sogar direkten Kontakt zu Mauss im Gefängnis aufgenommen und dabei gesehen, dass Mauss nicht nur beste Verpflegung erhielt, sondern auch Privilegien in seiner Zelle genoss, wie z.B. den Zugriff auf ein Telefon!

Unseren jetzigen Zwischenstop in Medellín wollten wir allerdings nicht zum Gedenken an Mauss nutzen, sondern um das neue Museum von Kolumbiens berühmtesten Maler und Bildhauer, Fernando Botero, zu besuchen. In der kolumbianischen Literatur bin ich nunmal von Gabriel García Márquez mit seinem Roman „Hundert Jahre Einsamkeit“ sehr angetan. In der Malerei und Bildhauerei gilt parallel dasselbe für den in Medellín geborenen Botero.

Beim Blättern in Miriams Reiseführer fiel mir plötzlich auf, dass auch der Schöpfer des (argentinischen) Tango – Carlos Gardel – eine Beziehung zu Medellín hatte. Er war hier mit dem Flugzeug tödlich abgestürzt. Aber das mußte man jetzt nicht vertiefen.

Wir sprachen über diese hochgelobten und inzwischen teuer gehandelten lateinamerikanischen Intellektuellen und bewegten uns dabei durch die Fußgängerzone der Drogen-Metropole auf das Botero-Museum zu.

*Medellin-Zentrum,
in der Botero Skulpturen-Allee*

Botero gehört zu dieser Künstlergruppe, die ihre lateinamerikanische Identität dadurch ausdrückt, dass sie die herrschende Bourgeoisie grotesk überzeichnet. Gerade Botero selbst unterstreicht das noch dadurch, dass er sich als den kolumbianischsten aller kolumbianischen Maler bezeichnet. Dann sahen wir die endlose Menschengänge vor dem Eingang des Museums. Jetzt 1 Stunde Schlangestehen, dann 2 Stunden Museum – wir hätten unseren Flieger nach Bogotá nicht mehr erreicht. Dieser Museumsbesuch mußte



also ein anderes Mal nachgeholt werden. Aber selbst die "Botero-Allee" zeigte allen: Dieses andere Kolumbien gibt es eben auch; das Land der netten kleinen und der faszinierenden großen Museen, die überall im Land verteilt sind, wie es auch viele nationale und lokale Künstler im Land verteilt gibt und auch eine Menge internationaler Veranstaltungen zu Film und Theater und natürlich diese Grammy-Träger Carlos Vives und Shakira (die übrigens im Herbst 2003 zur UNICEF-Botschafterin ernannt wurde). Nur an diesem Tag dort in Medellin konnten wir beim Thema Kunst leider nicht tiefer einsteigen.

ER flirtet mit Miss Botero



Wir liessen uns vom Flair des Stadtzentrums einfangen, vom gewaltigen Talkessel und den umliegenden Bergen, an deren Hängen allerdings unübersehbar viele Armenviertel hoch wachsen, und meine drei Begleiter waren

genauso von der modernen Metro beeindruckt, wie ich beim ersten Besuch der Stadt. „Ist auch erst seit 5 Jahren in Betrieb und übrigens von spanischen und von deutschen Firmen gebaut; heißt Metro, fährt aber nur oberirdisch“. Irgendetwas sollten Miriam und die beiden GTZ-Kollegen aber doch von Medellin mitnehmen. Da half die Chicha-Verkäuferin mit ihrem für Medellin so typischen Blumenschmuck. Und dieser so selbst-

verständliche Blumenschmuck gear ganz spontan die Idee, den Botanischen Garten mit seiner einmaligen Orchideen-Sammlung aufzusuchen.



weibliche Oberschicht trifft auf populäre Chicha-Köchin und erinnert an Medellin als Blumenmetropole

Auf dem Weg zu den Orchideen blieb die lang erwartete Frage dann nicht aus: was ist eigentlich mit Pablo Escobar und der Drogenproduktion?

Medellín wird doch zusammen mit Cali immer als die weltgrößte Kokain-Metropole geführt. Ja, bis jetzt war

Medellin tatsächlich die Drogen-Metropole. Aber, wie mir mein wichtigster Kontaktmann in Kolumbien (Ricardo Vargas) zum großen Drogen-Thema schon mehrfach erzählt hat: die 7.000 Morde pro Jahr, die in den 1990er Jahren in der Hochphase von Escobars Drogenkartell gemeldet wurden, sind inzwischen auf die Hälfte oder weniger gesunken. Das liegt natürlich auch daran, dass Escobar 1993 aufgespürt und erschossen wurde und dass der Drogenhandel ohne diese dominante Führungsfigur zersplittert ist und sich zunehmend nach Mexico verlagert. Gleichzeitig hatte der vorige Bürgermeister von Mede-

llín und anschließende Gouverneur des umliegenden Departaments Antioquia und neuer Staatspräsident - Alvaro Uribe - einen massiven Krieg sowohl gegen die Guerrilla wie auch gegen den Drogenhandel geführt, wurde dabei massiv von den US-Regierungen unterstützt und hat für Medellín bewirkt, dass die Stadt inzwischen deutlich zivilisierter als „Hauptstadt der Paisa“ daher kommt (der Menschenschlag mit den ausgeprägtesten Händlerqualitäten in Kolumbien). So verwundert es nicht, dass Medellín mit seinem attraktiven Klima auf 1.500 m Höhe, seinem hohen künstlerischen und intellektuellen Niveau und seinem Innovationswillen nur noch Bogotá als Konkurrenz ansieht. In Bezug auf Alvaro Uribe wird allerdings von meinen Kontaktleuten auch mit Sorge die massive Förderung der Paramilitärs durch Uribe angesehen, die viele Hunderte echte oder vermeintliche Sympathisanten der Guerrilla liquidieren durften. Anfang der 1980er hatte Escobar auch durch Uribes Unterstützung (für kurze Zeit) einen Parlamentssitz einnehmen dürfen, während Uribe selber Escobars Auftragskiller zu seiner eigenen paramilitärischen Truppe AUC ausbaute.

Medellín ist weniger gewalttätig geworden, aber sehr komplex geblieben.

Wir hatten inzwischen den *Jardín Botánico* erreicht, die Drogendiskussion brach erst einmal ab, denn das hier ist wirklich eine einmalige Attraktion: die gewaltige Freiluft-

Orchideensammlung mitten in der Stadt.

Ein wenig eleganter und zarter als die dicken Botero-Figuren war diese faszinierende Blütenwelt schon. Wie viele von den insgesamt 3.500 Orchideenarten, die es offiziell in Kolumbien gibt, wir hier betrachten und fotografieren konnten, kann ich nicht sagen, aber sehr viele.



im Orchideen-Park, Medellin

Kurz vor Mitternacht waren Miriam und ich wieder zu Hause in Bogotá. Als erstes den Kamin angeheizt. Nach der vielen Sonne der letzten Tage

kam uns meine Wohnung auf 2.700 Metern doch ziemlich kühl vor. Noch einen ordentlichen, fair gehandelten Kaffee aus der neuen Siemens-Maschine, im Internet nach dringlichen emails geschaut und noch schnell die Notizen ordnen für die lange Sitzung morgen im Ministerium. Einer der vielen reizvollen Arbeitsausflüge war beendet; Pereira, Chocó, Medellín, Bogotá. Und alles war doch gut gegangen.....

Persönliche Betroffenheiten durch Kolumbiens Drogenpolitik

Eines der GTZ-Projekte versuchte die Bauern im Süden Kolumbiens vom Coca-Anbau abzubringen, durch Forellenzucht. Projektleiter war Ulrich Künzel, damals noch genau wie ich SPD-Mitglied, Ausrichtung Willy Brandt. Sein Vertrag mit der GTZ sollte Ende 2001 auslaufen. Sein Bruder wollte ihn vorher noch einmal gerne in diesem fernen Land Kolumbien besuchen und reiste aus Deutschland an. Ulrich plante eine gemeinsame Tour durch seine Region Nariño. Der Bruder traf im Juli ein und kurz darauf wurden beide von der FARC entführt. Der erste (und einzige) Fall unter uns GTZ-Leuten. Es gab heftige Bewegungen bei der deutschen Botschaft, der Lateinamerika-Beauftragte des Auswärtigen Amtes kam nach Bogotá, viele Hebel wurden betätigt. Ich selber konnte über meine eigenen FARC-Kontakte ein paar Informationen zum Schicksal der Künzels beitragen (sie waren nicht verletzt, wechselten nur ständig das Lager) und gab sie schnellstens an den AA-Mann, Georg Boomgaarden, weiter. Drei Monate wurden die Brüder durch den Urwald geschleppt und in Camps festgehalten, dann konnte ausgerechnet der Deutschlandbesuch fliehen. Kurz darauf ließ die FARC auch Uli Künzel frei. Bei dieser Entführung ging es der FARC nicht um Lösegeld. Sie forderten den Stop der Sprühaktionen im Rahmen von „Plan Colombia“. Als auch Uli Künzel wieder in Bogotá eintraf, die Befragungen vom Geheimdienst in der Botschaft etc. hinter sich hatte, konnten wir endlich alle Anspannung fallen lassen und ihn ganz intim im GTZ- Büro in Bogotá begrüßen und uns seine Geschichte noch einmal aus eigenem Mund erzählen lassen. Eine Geschichte gespickt mit „dummen Zufällen“. Uli hatte – ähnlich wie ich – seine privaten FARC-Kontakte zur eigenen Sicherheit aufgebaut und hatte für eine Fahrt durch Nariño (Süd-Provinz, Grenze Ecuador) von seinem FARC-Kontakt grünes Licht erhalten. Neben ihren regionalen Einheiten verfügt die FARC allerdings noch über sogenannte *Mobile Einheiten*, die nicht standortgebunden operieren und nicht in das regionale Management der zuständigen FARC-Einheit eingebunden sind, also auch nichts von Ulis Absprachen wußten. Eine solche Mobile Einheit hatte die Künzel-Brüder gefangen genommen. So viel zum „dummen Zufall“.

Uli Künzel (r.) wird offiziell von der GTZ-Koordinatorin S. Markert und uns Projektleitern zu seiner Befreiung beglückwünscht, Bogotá, Nov. 2001

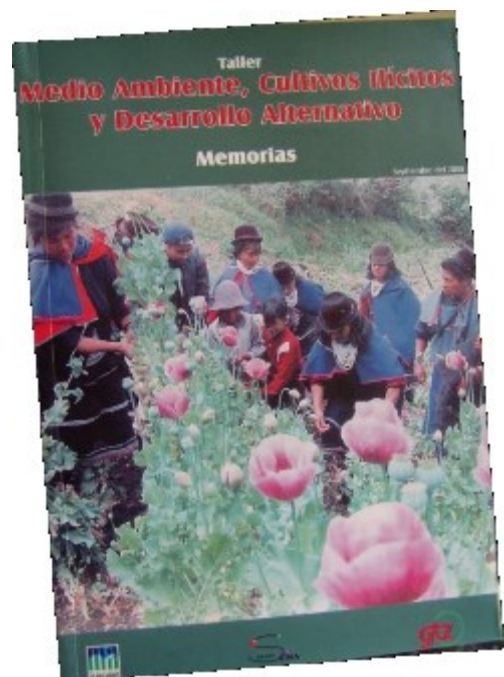


Mit Uli Künzel verband mich eine etwas stärkere Beziehung als mit den meisten anderen GTZ-Kollegen. Wir waren nicht nur Alt-68er und standen der SPD von Willy Brandt nahe, wir hatten auch schon ein Jahr vor meiner Ausreise in Berlin im Rahmen einer Konferenz über

Drogenpolitiken intensiv miteinander diskutieren können, bei der Uli sehr anschaulich zur Drogensituation in Kolumbien referiert hatte. Er betreute damals schon ein regionales Entwicklungsprojekt der GTZ in einer der beiden heißesten Drogenregionen im Süden Kolumbiens, in Nariño. Dann, in Kolumbien waren wir auf einmal GTZ-Kollegen und verstanden uns auf Anhieb in der Analyse der komplexen Problemlage des Landes. Nach seiner Freilassung aus den Händen der FARC plädierte er keineswegs für die Nicht-Befassung der GTZ mit der Drogenproblematik, sondern ermutigte uns, gerade auch mit den Umwelt-Projekten weiterzumachen. Mit Projekten, die alle mit der Komplexität des Drogen- und Waffenhandels verknüpft sind und der extremen Korruption, die mit beidem verknüpft ist, die Geisel der kolumbianischen Nicht-Entwicklung sind. Ich war seiner Meinung und erklärte im Kreise der übrigen GTZ-Projektleiter, dass meine Mannschaft und unsere wichtigen politischen Partner (vom Umweltminister Mayr angefangen) noch immer hinter der mehrtägigen internationalen Konferenz zum Thema Umwelt und Drogen stehen, die wir in meinem ersten Jahr in der Provinzstadt Paipa organisiert hatten. Wir machen weiter, nicht zuletzt, weil die Verhältnisse sich nicht verbessert haben und auch weil das Buch, das wir nach Paipa produziert hatten, bei unseren Zielgruppen offensichtlich gut ankommt (besonders bei NROs und Lehrern).

Paipa, 2001

*Ergebnisband unserer Konferenz zum Thema
„Umwelt, Drogen und Alternative Entwicklung“*



Mit unseren Umweltprojekten wollte ich die zuständigen Institutionen und die organisierte Zivilgesellschaft insgesamt darin unterstützen, dass die erforderlichen öffentlichen Mittel freigegeben werden, um auch in Kolumbien Präventions- und Rehabilitationsprojekte zugunsten von Drogenkonsumenten zu ermöglichen. In europäischen Ländern wie den Niederlanden, Schweden, auch Deutschland wird intensiv und mit unterschiedlichen Methoden daran gearbeitet, den Drogenkonsum einzudämmen und die Voraussetzungen für den Drogenkonsum zu beseitigen: vor allem Armut und Bildungsmangel.

Meine beiden Projekte in Süd-Kolumbien zielen in enger Zusammenarbeit mit der Umweltbehörde CORPONARIÑO auf wirtschaftliche Alternativen für die Bauern, damit sie nicht immer mehr von den Drogenhändlern und der Guerrilla und den Paramilitärs unter Druck gesetzt werden, in erster Linie Coca anzubauen. Dazu mehr im Abschnitt EIN LANGER, ABER GANGBARER WEG ZU GREEN ECONOMY (s.u., S. 268).

Was wir in einer nächsten Phase natürlich auch sehr deutlich ansprechen mußten, war zum einen die Mitverantwortung unserer Länder im globalen Norden und zum anderen die schon genannte erratische Politik des Staatspräsidenten Uribe.

Den stärksten Drogenkonsum in Europa verzeichnet Großbritannien. Die meisten Chemikalien für die Cocain-Herstellung liefert wohl Deutschland (Bayer) und deutsche Unternehmen gehören auch zu den wichtigsten Waffenexporteuren, ohne die der 50-jährige Bürgerkrieg in Kolumbien sicher auch etwas kürzer ausgefallen wäre. Die stärkste Nachfrage nach Drogen geht weltweit wiederum von den amerikanischen Verhältnissen aus – also von dem Land, das seine Probleme nicht löst, sondern als „**Plan Colombia**“ nach

Kolumbien exportiert (s.u., S. 239).

Was Kolumbien direkt betrifft, so schauen die Experten ebenfalls auf die größeren Zusammenhänge des Drogenthemas. Sie schauen aber immer eher auf ihren Präsidenten. Und Präsident Uribe bereitet ihnen ziemliche Sorgen. Sie fürchten seine Kriegslüsterheit und seinen Hass auf die Guerrilla-Organisationen, die einst seinen Vater umgebracht haben sollen (diese Legende schürt Uribe jedenfalls selbst systematisch). Wenn heute in einem Parkhaus in der Innenstadt von Bogotá eine Autobombe explodiert (was vorkommt), dann weiß niemand mit Sicherheit, wer diese Autos abgestellt hat, ob wirklich die Guerrilla oder doch die offiziellen Streitkräfte oder ihr verlängerter Arm, die Paramilitärs oder gar die US-Militärberater, um die aufkommende Kritik am kriegsfreudigen Präsidenten Uribe gleich im Keim zu ersticken, oder – wie in den 80er Jahren – die Drogenhändler. Denn, die den Krieg hier im Land führen und weiter führen sollen - Uribe und sein Kriegsminister Santos (der Uribe später als Präsident beerbte) - und weiter führen wollen (G.W. Bush), lassen sich von ein paar Pazifisten nicht irritieren. Meinen Mitarbeitern habe ich gewissermaßen dienstlich untersagt, weiterhin in den großen Supermärkten einzukaufen. Lieber die Tante-Emma-Läden aufsuchen, auch wenn dort das Sortiment kleiner und nicht so werbewirksam aufgebaut ist. Aber das Risiko, durch ein Bombenauto verletzt zu werden, ist dort erheblich geringer.

Clever, wie meine Mädchen im Büro sind, haben sie mir am Wochenende gleich mein Auto abgeluchst. Argument: wenn wir nicht im günstigen Supermarkt einkaufen sollen, dann müssen wir uns auf dem Land mit günstigem Gemüse, Käse, Eiern etc versorgen. Leihst du uns den Wagen? Ich habe geliehen....

Karibik ist auch in Kolumbien bunt – vor allem aber sehr heiß

Sehr heiß ist es an Kolumbiens karibischer Küste, weil hier massiver Drogenschmuggel in Richtung Florida organisiert wird. Und am Drogengeschäft wollen viele beteiligt sein. Also gibt es heiße Kämpfe zwischen den Vielen.

Mein Flug aus dem wolkenverhangenen Bogotá in die 1000 Km entfernte Hauptstadt des Karibik-Departements Magdalena, also nach **Santa Marta**, ging eigentlich pünktlich los, nur 35 Minuten Verspätung. Beim Einchecken, eine halbe Stunde vor Abflug, hatte die nette junge Dame in ihrer gestreiften Avianca-Uniform den Start sogar noch um 5 Minuten vorverlegt. Dadurch hatte es im Flughafen-Café dann gerade nicht mehr für den Espresso de la mañana gereicht. Der Flug selbst wie ein Schnitt quer durch alle wichtigen Landschaften Kolumbiens: über das Andenhochland, entlang des Vaters aller kolumbianischen Flüsse - des Magdalena - , über umkämpfte Rauschgift- und Smaragdregionen hinweg und hinunter an die blaue karibische Küste. Der Avianca-Kaffee war immerhin heiß und mit dem heißen Dampf stieg auch die Frage auf, wie viel vom Blut des wilden, ursprünglichen Volkes der Kariben eigentlich noch im Alltag der heutigen Küstenbewohner zu finden sein würde.

Die letzte halbe Stunde blieb der Himmel verhangen. Wenig zu sehen von den endlosen Bananenplantagen der amerikanische Dole-Company und von den Zebu-Rindern für McDonalds, die irgendwo da unten auf den Abtransport ins Land des großen Bruders warteten. Dafür machte der Flughafen Simón Bolívar von Sta. Marta gleich viel her. Jede Menge schwer bewaffneter Soldaten. Ich dachte schon, die wollten mich vor den Kariben schützen. Nichts da. Da wurde nur die Jungfrau Maria beschützt, die etliche Dutzend Gläubige (Gläubiger?) aus dem Flieger ausluden, feierlich durch die Flughafenhalle trugen und dann zum Pilgermarsch oder so in das 20 Km entfernte Stadtzentrum aufbrachen. Eines war sofort klar: das ganze Unternehmen würde bei diesen Temperaturen ziemlich

schweißtreibend werden.

An der Seite, fast schon aufs Rollfeld abgedrängt, wartete geduldig der hiesige GTZ-Kollege Gustavo. Sehr vertrauenerweckend, nichts gefährliches an ihm, ganz im Gegenteil, eher bayerisch, in kurzen Hosen und gut genährt. Sein Dienstwagen: ein robuster Pick-up. Gustavo rollt sein Auto sanft wie einen Kinderwagen die Küstenstraße entlang. Links die karibische Bilderbuchküste; noch grüne Bananenstauden; Agfa-mässiges blaues Meer. Dann legt sich ein schwarzer Staubschleier von der gewaltigen Kohlenhalde der amerikanischen **Drummond Company** sanft und zäh auf die Autostrasse und die karibische Landschaft und störte irgendwie. Die Bananenstauden wichen jetzt Kandelaberkakteen. Auf einmal ein Stück Benidorm, ein ganzer Pulk brutal hochgezogener Hotelwolkenkratzer. Die Bananen weg und auch das Meer. Selbst dem unbedarften Reisenden wird deutlich: hier war jemand dabei, **schmutziges Geld zu waschen**. Nach der Anzahl der Hotelklötze zu urteilen, bestand größerer Waschbedarf.

Im weiten Bogen führt die Strasse auf einen Hügel hinauf und von dort oben zeigte sich **Santa Marta** als flach gebautes Städtchen, zwischen Hügelketten und Meer mit sehr viel Grün und nur einem kleinen Streifen von Hochhäusern entlang der Küstenlinie. Sehr friedlich. Ein paar Ozeanfrachter und Kohletransporter im Hafen, sehr gemäßigtes Verkehrsaufkommen, praktisch keiner der großen stinkenden Busse von Bogotá auf den Strassen. Dafür kleine weiße, flitzige Büsschen, auf die kleinen karibischen Körpermasse zugeschnitten. Das Dach niedrig. Als Europäer sitzt du eher demütig mit geneigtem Kopf auf irgendwas - manchmal auf einem Sitz, manchmal halb auf dem Schoss eines anderen Mitfahrers oder -rin. Die Hühner bleiben in aller Regel draußen auf dem Dach angebunden. Alle Fenster auf, meist auch die Tür. Luft kommt also ausreichend rein. Daher schwitzt man am meisten, wenn das Büsschen hält. Und es hält oft, da jeder dort einsteigt, wo ihm gerade nach Einsteigen zumute ist. Das Thema Haltestellen muss erst noch entwickelt werden.

Die Stadt war dann doch schnell durchquert. An der Kathedrale vorbei, zwei Schlenker und dann rechts wieder zur Stadt hinaus. Hinter dem nächsten Hügel, da wurde der Karibikfilm volle Wirklichkeit: ein Blick auf eine trockene Küstenlandschaft, wieder viele Kakteen, Felsen, ein kleiner Halbmond von Strand, aus Sand gemalt. Wir rollen einen Hügel hinauf und blicken von oben auf die Holzhäuschen der Bucht von **Taganga**. Fischerboote, Kanus, manche im Wasser, andere neben einer Hütte, Netze zum Trocknen. Ein paar Palmen für den Schatten und ein kleines blau gestrichenes Hotel. Nah an Sta Marta und doch schon ganz weit weg. Gustavo wartet bei einem gefrorenen Bier bis ich meinen Koffer ins Zimmer gewuchtet habe und dann wollen wir zunächst einmal die Arbeitstage verplanen. Denn die GTZ hatte mir empfohlen, Gustavo als Mitarbeiter aus einem vorherigen Projekt zu übernehmen. Er sei zuverlässig. Ich setzte mich zum neuen Kollegen (eigentlich war er der alte Kollege und ich der neue) auf die kleine Terrasse des kleinen Hotels direkt im Sand. Ich sah es in Gustavos Gesicht: an diesem Samstagmorgen nur an die nächsten Sitzungen zu denken und nur an die Konflikte im Projekt, an den Kampf um Wasser und Land zwischen Fischergruppen und Viehzüchtern, zwischen Guerrillas und Paramilitärs und sich die drohende Invasion US-amerikanischer Militärberater vorzustellen - in diesem Moment passte das nicht wirklich. Aber als gutes deutsches Arbeitstier hatte ich weder T-Shirt noch Shorts und auch keine Sandalen mit. Kein wirkliches Problem: da stand schon eine Frau aus dem Dorf ganz zufällig in der Nähe und bot alles das an, was mir jetzt fehlte. Der Tag war gerettet. Jetzt konnten wir beide sehr entspannt und mit Blick aufs Meer alle wichtigen strategischen Fragen andenken, die wir in den kommenden Tagen lösen wollten. Und es gab auch noch ein zweites Bier on the rocks.

Gustavo ginge im Allgäu als Einheimischer durch und strahlt auch die entsprechende innere Stabilität aus. Aber das kühle Getränk löst die Zunge und vermittelt mir letztlich alles, was ich hier verstehen muß und möchte. Die bisherige technische Beratung der letzten Jahre durch die GTZ und die Interamerikanische Entwicklungsbank hat zu deutlicher Verbesserung der Wasserqualität dieser riesigen Süßwasser-Salzwasser-Lagune geführt, die mit 700 Km² etwa 1 ½ mal so groß ist wie der Bodensee. Abgestorbene Mangrovenstreifen haben sich an einigen Stellen erholt und sind wieder nachgewachsen, der Fischbestand hat langsam zugenommen. Nur, an diesen ersten Erfolgen wollen sich jetzt viele verschiedene Gruppen beteiligen - und das schafft zwangsläufig eine sehr komplexe Konfliktlage.

*der noch tote Teil der
Ciénaga Grande*

Da treten die Viehzüchter auf und wollen die verbesserte Wasserversorgung der Lagune für ihre Weiden nutzen (Weiden, die sie der Laguna seit Jahren abtrotzen und mit Gewalt und Korruption legalisiert haben). Ebenso die großen Bananenproduzenten,



den, wie *Dole*, aber natürlich auch die angestammten Fischer in ihren Pfahlbautensiedlungen mitten im See und nicht zuletzt völlig ortsfremde Gruppen aus Vertriebenen, aus Fischern anderer Gegenden, Händlern etc.. Damit das Gerangel noch ein bisschen Pfiff erhält, sind natürlich auch die zwei Hauptgruppierungen der Guerrillas (FARC, ELN) und damit wiederum sehr schnell auch die Paramilitärs auf dem Plan und versuchen, ihr eigenes Ordnungssystem mit Gewalt durchzusetzen.

Zwangsläufig denke ich an die Vernetzung der öffentlichen Einrichtungen, wie die Umweltbehörde CORPAMAG, Gouverneur und Universität mit den Organisationen der Zivilgesellschaft und den hier aktiven (ausländischen) Hilfsorganisationen. Wenn ich Gustavo so zuhöre, habe ich den Eindruck, dass diesen entscheidenden Fragen für jedes nachhaltige Projektmanagement nicht immer die erforderliche Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Aber bevor alles doch noch in eine Arbeitssitzung abgeleitet taucht am späten Nachmittag, kurz bevor die Sonne um 6.00 den Strand in karibisches Rot taucht, noch die Büromannschaft (Frauenshaft) zur Begrüßung auf. Es bleibt bei Jeans, T-Shirt und Badeschlappen und damit beim Karibik feeling. Nach dem Wochenende wurde es dann ernst. Die ersten Gespräche mit dem Direktor der Umweltbehörde und beim Gouverneur hatten meine Zweifel tatsächlich nur unterfüttert. Ich denke, Gustavo und ich werden noch eine Menge Arbeit haben.

Den Vorschlag zur konkreten Erkundungstour unseres Projektgebietes hatte ich erwartet und stimmte sofort zu. Das zentrale Projektgebiet, die Lagune Ciénaga Grande, ist nur im Boot zu befahren. Eine Dienstfahrt im schnellen Motorboot der Umweltbehörde von Horizont zu Horizont vermittelt den Eindruck, auf dem offenen Meer zu sein. Rechts und links springen Fische in allen Größen meterweit aus dem Wasser und versuchen, sich vor dem dröhnenden Ungetüm zu retten. Eine ganze Anzahl der Fische landet im Laufe der Fahrt auf dem eigenen Schoss oder irgendwo im Boot (und wird natürlich wieder ins Wasser entlassen). Dann ein winziger Streifen am Horizont: eine der Pfahlbautensiedlungen.

Pfahldörfer mitten in der Ciénaga, unserem Projektgebiet, mit Tierhaltung im Wasser und aufgeschüttetem Sportplatz

Das Boot nähert sich rasch und kurvt endlich zwischen den einzelnen Häusern hindurch. Hier ein paar kurze Gespräche, dort ein paar Informationen. Das Wasser ist nur etwa 1 m tief. Zwischen den Häusern spielen Kinder im Wasser. Auf



Pfählen und Planken aufgeschüttet gibt es sogar einen Sportplatz und natürlich eine Schule und eine Kirche. Nur Strassen gibt es nicht. Wer sich bewegen will oder muss, springt in seinen Einbaum und paddelt los.

Eine ganze Reihe von Häusern hat TV-Antennen aufs Dach gesetzt. Eindeutige Hinweise auf die genannten wirtschaftlichen Erfolge des bisherigen Projekts, die jetzt abgesichert werden müssen. Später fahren wir durch schmale Öffnungen in die Mangroven-

wälder hinein, bleiben das eine und andere Mal mit der Schraube an einem verdeckten Baumstumpf hängen, kriegen das Boot aber immer wieder frei und sehen an vielen Stellen hinter der grünen Randzone dieser Kanäle noch immer riesige tote Mangrovenflächen, die durch Übernutzung und teilweise auch durch die schwankende Mischung aus dem karibischen Meerwasser und dem Süßwasser des Magdalena verursacht sind. An einer Stelle reden wir mit dem Fischer, der mutterseelenallein und nach traditioneller Weise seine paar Fische aus dem Wasser holt und wie einen Beweis hochhält.



es gibt wieder Fische in der Ciénaga

An anderer Stelle sehen wir, wie Gruppen verbotenerweise mit grossen Rundnetzen fischen und damit den Fischbestand überfischen. Dann schneidet uns ein Segler, der Trinkwasserfässer geladen hat, die er Fluss aufwärts aufnimmt und sie den Fischern in ihren Pfahldörfern verkauft, weil das Lagunenwasser wegen seines Salzgehalts nicht als Trinkwasser geeignet ist.



üblich, aber nicht legal und nicht nachhaltig: Netzfang zwischen den Mangroven

Ein Kaiman wird ausgewildert

(Brief-Auszug:)

Die Karibik wäre nicht die Karibik, wenn es nicht auch solche Geschichten gäbe: Irgendwann in dieser Woche traf ich zufällig meinen Hotelbesitzer in der Stadt und er erzählte, dass er am Nachmittag einen Kaiman zu seinem eigenen Wochenendhaus transportieren müsse. Das hörte sich spannend genug an, um mich gleich für diese Fahrt mit anzumelden. Ich war pünktlich um 14.00 im zoologischen Gehege der Uni von Sta Marta. Dort hatte man einen mittelprächtigen Kaiman in einem kleinen Becken abgelegt. Das Tier hatte die Polizei einem Drogenhändler abgenommen, der es wohl bei sich im Garten zur Erhöhung des Adrenalinspiegels seiner Gäste laufen ließ. Das Tier wurde jetzt von uns beiden plus zwei Dozenten unter Anleitung eines Veterinärs aus dem Becken gelockt, mit Stricken zusammengebunden, auf einen kleinen Pickup-Transporter gehievt (da mussten allerdings auch noch eine Indianer-familie und einer der Helfer Platz finden). Dann rollten wir irgendwelche 50 Km quer durchs Land zum Landhaus von Augusto, unserem Hotelier. Das Landhaus selbst war nicht viel mehr als eine Indianerhütte. Darin lebte auch eine solche Familie und bewachte und bearbeitete das Land von Augusto. Was aber war das Land? So etwa 20 ha reiner Urwald, mit Sumpf, mit dichtem Wald, mit einer Hängebrücke irgendwo über einen verschlammten Wasserarm, mit Holzstegen an manchen Stellen, weil dort in der Regenzeit das Wasser deutlich ansteigen konnte. Pikant war allerdings, dass in diesem Urwald auch alles dazugehörige Getier frei lebte, auch schon ein paar ausgewachsene Kaimane, dazu jede Menge Papageien, Riesenkrebse und ich weiß nicht, welche Sorte Schlangen, Affen, Fledermäuse, Skorpione; dazu die Formationsflüge unfreundlicher Moskitos. Der erste Arbeitsgang bestand jedenfalls darin, unseren Kaiman erstmal wieder vom Transporter zu hieven, die Verschnürung zu lösen. Vor allem hier hofften wir inständig, dass der Kaiman von der langen Fahrt erschöpft war und nicht sofort in die erste beste Hand biss, die ihm jetzt helfen wollte...

Und dann nur möglichst schnell unseren Fahrgast ins trübe Wasser dieser sumpfigen Kanäle schupsen bevor er Lust auf einen größeren Landausflug bekommen konnte. Alles klappte sehr gut, keiner wurde gebissen, keiner verlor einen Finger, wie wir es damals im tropischen Australien ein paar Mal gesehen hatten. Unser Tier war von den Stricken und vom verschnürten Liegen auf dem Auto und den holprigen Wegen leicht verschrammt, aber

sonst völlig ok. Einmal wieder im Wasser konnte der Kleine gar nicht recht glauben, dass der ganze Stress nun vorbei war. Aber irgendwann tauchte er plötzlich ab auf den Grund und war für uns nicht mehr zu sehen.

Kaiman wird in seinen natürlichen Lebensraum ausgewildert



Alles war getan. Wir gingen über einen kleinen Pfad tiefer in den Wald, über einige der Stege, die auch ein paar festgeschraubte Bretter hatten, aber auch manches reparaturbedürftige Querholz. Wo es dann gar

keinen Weg mehr gab, lag in einem kleinen Tümpel ein Einbaum mit einem langen Seil, an dem wir uns über das Wasser ziehen konnten und dann auch bald zu der eigentlichen Hütte von Augusto kamen. Hier war ein hübscher Platz gerodet, unter einem Schilfdach hingen ein halbes Dutzend Hängematten für ihn selbst, für seine Freunde, für Besucher. Von hier kann man theoretisch auch das eine oder andere Krokodil in den Wasserarmen beobachten, sagte Augusto. Und praktisch? Heute wollte keines etwas mit uns zu tun haben. Aus Sicherheitsgründen machten wir uns dann kurz vorm Dunkelwerden wieder auf den Rückweg. Wer weiß denn schon wirklich, wie Krokodile ticken, wenn es dunkel ist und man ihnen aus Versehen auf den Schwanz tritt ?

Macondo muss einfach sein

Wenn der Krokodiltransport etwas fürs Herz war, dann kam bei anderer Gelegenheit auch für die Seele noch ein Abstecher zum Geburtsort des kolumbianischen Nobelpreisträgers und begnadeten Schreibers, **Gabriel García Márquez**, hinzu. Was er in seinem Schlüsselroman "Hundert Jahre Einsamkeit" beschreibt und in dem Örtchen Macondo spielen lässt, ist noch immer Wirklichkeit in dem realen Städtchen Aracataca, seinem Geburtsort, zwei Autostunden von Sta. Marta im Landesinneren, inmitten riesiger Bananenplantagen der amerikanischen *Dole*. Um etwas näher an die kolumbianische Seele heranzukommen, musste Aracataca jetzt sein, egal ob wir dafür durch die „rote Zone“ der Guerrilla fahren mussten. Wir würden nur bei Tage unterwegs sein. In Wirklichkeit wollte ich nicht Aracataca, sondern „Macondo“ sehen, wo „Gabo“ die ersten 8 Jahre seines Lebens so verbracht hat, wie es in seiner Autobiographie „*Vivir para contarla*“ skizziert ist. Gustavo fühlte sich unwohl, fügte sich aber ergeben und wir fuhren los.

(Brief-Auszug:)

Schlendert man heute, gut 70 Jahre nach Gabos Geburt durch dieses Aracataca-Macondo, dann ist da einiges mehr an Asphalt als damals und die Eisenbahntrasse für die Bananentransporte hat Betonschwellen, aber sonst, sonst ist das hier ziemlich viel Macondo.

Es ist wirklich nicht entschieden, was mehr Realität hat, der Roman ohne zeitliche Dimension oder der tropische Duft von Schmetterling auf Hibiskus vor der modernden Holzwand, die dem zeitlosen Spiel von Sonne und Regengüssen nicht länger standhalten kann und still verfault. Das eine ist wie das andere. Irreal und doch Alltag für dieselben Männer im selben Postbüro, auf derselben Bank im selben kleinen Stadtpark unter demselben mächtigen Baum, wo das Bier noch immer genauso unaufhaltsam lauwarm wird, wie zu Zeiten von Garcias Großvater und dessen Großvater und all den anderen. Es ist also besser, gleich Rum zu trinken.

Gabriel García Márquez, Gabo, hatte als Kind Aracataca verlassen, er war danach noch drei oder viermal in seinem Leben hierher gekommen. Aber die Leute hier spüren ihn in ihrer Mitte. Er ist einfach da. „Der Maler von Macondo“, wie sie den 50-jährigen Luis Carlos Adames nennen, hat in seiner Holzbude nahe am Bahnhof nur ein uraltes Foto von Gabo an die Bretter gepinnt und ihn bei Licht betrachtet nie wirklich persönlich gesehen. Und doch malt er eigentlich nur Gabos Macondo. Denn die Hitze und das Warten und die Bananen sind dieselben in Aracataca wie in Macondo.

Die Guerrilla und die Paramilitärs sind sehr nahe herangekommen. Aber irgendwie sind sie für die Menschen hier das eigentlich Unwirkliche. Sie nennen sie vorsichtig, „die am Rande des Gesetzes“. Sie wollen sie nicht provozieren. Macondo bleibt real, weil es das kollektive Bewusstsein so will.

In einer noch kleineren und noch stärker vermoderten Hütte zeigt eine unwirklich alte Frau einen schmutzigen Zettel, sie hält ihn wie eine Hostie, wie eine Reliquie, ein Stückchen Papier. Sie lässt mich nicht lesen, was darauf steht. Irgendjemand erklärt es mir. Ein Gutschein, den Gabo bei seinem Besuch 1983 dem Dorftrunkenbold für 10 Flaschen Rum ausgestellt hatte. Der Mann hat längst seine Leber verloren und zusätzlich sein Leben. Die alte Frau ist seine Witwe. Und sie lebt, um jeden Tag dieses Stückchen Papier anzuschauen.



García Márquez bleibt immer ein realer Teil von Macondo-Aracataca und wenn es für eine Plakatwand ist.....

Im Roman fliegen irgendwann die Vögel von dannen. Macondo spürt sein Ende. In Aracataca sind die Papageien, die kleinen grünen, zurückgekehrt; sie sitzen in den großen Mangobäumen und machen selbst bei dieser

Hitze ein höllisches Spektakel. Macondo lebt also. Und gegenüber dem Geburtshaus des großen Sohnes lehnen sich drei kleine Mädchen aus dem Fenster und schlecken ihr Eis.

Die Türken aus „Hundert Jahre Einsamkeit“ scheinen inzwischen verschwunden zu sein. Wie überall im Land haben stattdessen ein paar agile Händler aus Antioquia, aus Medellín, Einzug gehalten, die kolumbianische Händler-Elite, die Paisas. Werden sie etwas ändern? Kann sein.

100 Meter vor dem Fluss sitzt Pedro Maestre Jilguero, inzwischen 92, und hat den Nach-

mittag fest im Blick. Als Kind spielten sie um dieses Haus herum, da stand es noch direkt am Fluss; der hat inzwischen seinen Lauf verändert. Pedro sagt, er hat noch den kleinen Gabo vor Augen, wie er mit den anderen zum Wasser rannte. Alles und jedes in Macondo ist über Gabo definiert, das gilt auch, wenn jetzt die Bananenproduktion wieder ein bisschen anzieht und vielleicht ein paar Leute aus der Lethargie befreit.



*einige warten auf Godot
oder einen Zug –
egal,
Hauptsache warten*

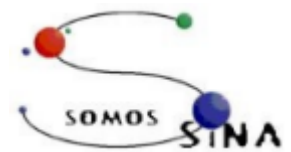
Gabo hat übrigens nie Geschenke für Aracataca gebracht. Und seit sein Elternhaus in das Museum „Casa Museo Gabriel García Márquez“ verwandelt wurde, hat zwar ein bisschen Farbe die Bretterwände erreicht, aber im Inneren sind die Reliquien so selten wie in den unterirdischen Kirchen der frühen Christenheit. Da steht nur der uralte Telegraf, mit dem Gabos Vater im Postamt hantiert hatte und ein paar magere Fotos. Das ist alles. Am schönsten ist eigentlich der uralte und riesige Baum mit seinen kleinen Blättern, ein Pivijai. In seinen Ästen ist Gabo herumgeklettert. Aber das hat der Pivijai wahrscheinlich schon vergessen.

Als wir zum „Museo Gabo“ schlenderten, war es leider geschlossen. Der Nachbar von nebenan verstand das große Interesse am Sohn der Stadt. Er hatte uns durch das Fenster seiner Dusche da draußen unschlüssig stehen sehen. Noch ziemlich nass und mit einem langen Handtuch um den Bauch gewickelt tritt er aus seinem Haus, läßt uns durch sein Wohnzimmer in seinen kleinen Innenhof marschieren, holt eine Leiter aus dem Schuppen, stellt sie an die drei Meter hohe Mauer zu Gabos Garten und sagt automatisch in meine Richtung: versuch mal rüberzuklettern und schau dir das Haus an. Ich war bis oben auf die Mauer gekommen; die Hose klebte aber so an den verschwitzten Beinen, dass beim Absprung die Naht aufplatzte. Zumindest hatte ich jetzt einen tiefen Eindruck in der Gartenerde hinterlassen. Ich sah die kleinen Zimmer durch die kleinen Fenster, sah diese wenigen Reliquien, ging um den großen Pivijai herum und dachte einen Moment daran, was die Nachbarn auf der Straße sich jetzt wohl erzählen. Aber dann war ich doch urplötzlich voll in der Gegenwart, trat ein bisschen verlegen den Rückzug Richtung Mauer an. Irgendwie war diese Besuchsform auch in Macondo nicht ganz in Ordnung. Der Nachbar half mir wieder über die Mauer zurück. Er hatte inzwischen seine Hose an Ich hatte eine Menge über Kolumbien und unser Projektgebiet von Santa Marta erfahren. Mit jeder weiteren Reise fügten sich mehr Mosaiksteinchen zusammen. Vor allem, weil ich diese Touren fast immer mit dem Auto, nah an den Menschen, unternahm.....

UMWELTPOLITIKBERATUNG IM BÜRGERKRIEGSLAND

Mit dem Team SomosSINA wollte und mußte ich jetzt versuchen, soviel wie möglich an tragfähigen Strukturen für die kolumbianische Umweltpolitik aufzubauen. Wir hatten insgesamt einige Mio Euro an Projektmitteln aus Deutschland zur Verfügung. Aber viel wichtiger waren mir „meine Frauen“ und ihre Sensibilität und die Erfahrungen mit ihrer eigenen Kultur und den geltenden gesellschaftlichen Regeln in Bogotá wie in den Regionen. Sie waren alle studierte Ökonomen oder Psychologen oder sonstige Profis und ich konnte sehr viel an sie delegieren und war sicher, unsere Absprachen würden eingehalten. Das war deswegen ein absolutes Muß, weil ich mich selber auf bestimmte Regionen im Land konzentrieren wollte / mußte und dort auf die jeweiligen regionalen Umweltbehörden. Also selber viel im ganzen Land unterwegs war.

Es waren genau die regionalen Umweltbehörden, die ich damals für die GTZ in Eschborn in einer Grafik als Systemelemente dargestellt hatte, als regionale Pfeiler des SomoSINA-Projekts. Eine junge Grafikerin hatte inzwischen das als unser Logo entwickelt, was das Projekt ausdrücken sollte: Vernetztes Denken und -Handeln zwischen großen und kleinen Akteuren, die zwar ihre Identität (= Farbe) behalten, aber dem Gesamtsystem Umwelt dynamische Stabilität verleihen:



FÜNF SCHWERPUNKTREGIONEN

*rot markiert:
direkte
Projektaktivitäten*

*blau markiert:
wichtige Kontakte,
Reisen*



Schwerpunkt Karibik (Sta Marta, Ciénaga Grande)

In Sta Marta hatten wir ein regionales Projektbüro mit kleiner Mannschaft eingerichtet, geleitet vom bodenständigen Gustavo. Wichtiger offizieller Partner: die Umweltbehörde CORPAMAG. Größtes ökologisches Problem: die nahe gelegene Mündung von Kolumbiens größtem Fluß: Río Magdalena. Das riesige Mündungsdelta, die Ciénaga Grande, war charakterisiert durch hohe Belastungen des Wassers bei ungeklärter oder illegaler Wassernutzung für Landwirtschaft und Viehzucht und einem generell stark bedrohten Ökosystem im gesamten Mündungsgebiet. In diesem Mündungsgebiet lebten seit alters her Fischergemeinden in ihren verstreuten Pfahldörfern mitten im Delta. Das Sahnehäubchen der Ciénaga Grande: sie war der wichtigste Exportkorridor für kolumbianisches Cocain und gleichzeitig Importkorridor für die militärische Ausrüstung der Guerrilla. Entsprechend bekämpften sich die Guerrilla und die Streitkräfte und die Paramilitärs und die Drogenbanden genau hier in unserem Projektgebiet...

Ein politischer Projektbesuch in der Ciénaga Grande von Warnschüssen begleitet

(Brief-Auszug:)

Die Ciénaga Grande ist vielleicht die ambivalenteste Region in Kolumbien. Das hatte ich zwanglos bei einem zwanglosen Gespräch mit deutschen Besuchern in der Botschaft erzählt. Den Botschafter hatte das hellhörig gemacht. Er schlug einen Projektbesuch vor, auch weil demnächst die Kolumbien-Referentin des BMZ zum offiziellen Besuch angesagt war. Da wollte der Botschafter zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, seine Neugier befriedigen und der Referentin gleich etwas Interessantes anbieten. Seit gut 2 Wochen stand jetzt das Programm für diesen Besuch im Projektgebiet. Wir hatten auch gleich den ebenfalls neuen GTZ-Kollegen für die Modernisierung der öffentlichen Verwaltung mit eingebaut. Er hatte dort oben ebenfalls ein Projekt. So viele unterschiedliche Ziele in ein einzelnes Programm zu packen, ist immer ein bisschen riskant. Wenn es gut läuft, bleibt ein guter Eindruck zurück. Wenn ein Element im Programm schief läuft, gerät die ganze Veranstaltung in Schiefelage. Aber wir leben und arbeiten hier sowieso immer mit einem Fuß auf einer glitschigen Bananenschale. Am Freitag sollte der Botschafter auftreten. Ab Donnerstagabend sollte die BMZ-Vertreterin direkt von Deutschland nach Sta. Marta kommen. Der Gouverneur des Departaments Magdalena, die Leiter der diversen sonstigen staatlichen Institutionen sahen dem für sie wichtigen diplomatischen Ereignis mit ziemlicher Spannung entgegen. Der Gouverneur hatte eine Ordensverleihung an den Botschafter für die vielen Jahre erfreulicher deutscher Entwicklungszusammenarbeit vorgesehen. Die Medien waren alarmiert. Am Dienstag flog ich nach Sta. Marta. Es galt, mit dem örtlichen Mitarbeiter Gustavo und unserem Büro und den wichtigsten Partnerorganisationen die Jahresplanung endlich zu konkretisieren und natürlich wollte ich sicherstellen, dass in diesem karibischen Ambiente wirklich alles so vorbereitet war, wie abgesprochen. Immerhin sollte der einzige Hubschrauber der Gegend für einen Flug über das Projektgebiet und den Rio Magdalena zur Verfügung stehen; sollte ein Treffen mit der Zielgruppe des Projekts – den Fischern und Kleinbauern – mitten im Projektgebiet zustande kommen; sollten Bürgermeister, Lehrer und sonstige Bewohner dieser größten Mangrovenregion Lateinamerikas für ein direktes Gespräch mit dem deutschen Botschafter und dem BMZ mitten in ihrem Lebensraum eingeladen sein.

Bis Mittwochabend waren unsere internen Arbeitsgespräche für die Jahresplanung etc gut vorangekommen. Gegen 20.00 Uhr kam ein Anruf, dass soeben der Fischer erschossen

worden war, der die ganzen Kontakte draußen in der Ciénaga mit den anderen Fischern, Bauern, Lehrern, Bürgermeister organisiert hatte, der wusste, wo man ein Sonnendach für die Gespräche draußen am Rande der Mangrovenlandschaft ausleihen konnte und ob ein Getränkevertrieb bereit war, für die Besucher und die Schulkinder und alle anderen die Versorgung zu übernehmen. Alles das hatte in der Hand dieses einen Mannes von der Basis gelegen. Der war soeben von einem gedungenen Mörder auf einem Motorrad „beseitigt“ worden, von einem der vielen hundert sicarios in diesem Land. Aus unserer Sicht ohne irgendein Motiv.⁴⁵ Aber wer kennt hier draußen die verschlungenen Beziehungen der Menschen untereinander, die im ständigen Überlebenskampf die unterschiedlichsten Koalitionen eingehen und ihre eigenen Überlebenstrategien entwickeln – nur, manchmal funktionieren sie nicht.



Planungssitzung im GTZ-Büro, Santa Marta

Natürlich sind wir gleich am nächsten Morgen in das Dorf des Mannes gefahren, haben der plötzlichen Witwe eine Spende übergeben und mit dem Gemeinderat gesprochen. Aber dann ging trotzdem unser Alltag weiter. Dann mussten alle die Kontakte neu aufgenommen werden, die der Fischer schon geknüpft hatte. Den

ganzen Tag über waren wir draußen im Gelände, immer auch mit der Frage im Hinterkopf, wie sicher ist der vorgesehene Treffpunkt mit der lokalen Bevölkerung für Botschafter, BMZ, Gouverneur. Könnte von irgendwo ein Attentat oder eine Entführung organisiert werden. Allerdings war erheblich stärker als wir selber die hiesige Landeskriminalpolizei mit diesen Fragen beschäftigt. Es hatte hier noch keinen Botschafterbesuch gegeben. Alle Räder liefen daher auf Hochtouren.

Am Freitagmorgen gegen 6.00 gab es ein schnelles Frühstück im Hotel direkt am Strand von Rodadero, dem high-life-Vorort von Santa Marta. Wir hatten einen ganzen Pulk von Autos organisiert, um die deutschen Gäste, die Projektmitarbeiter, den Gouverneur und seine bodyguards, Journalisten und sonstige Leute die anderthalb Stunden hinaus an den Rand der Ciénaga zu chauffieren. Als erstes kam uns der Gouverneur abhanden. Er musste unvermittelt mit den Militärkommandanten der Region eine Krisensitzung einberufen. Wenn hier Ärger mit der Guerrilla oder den Paramilitärs droht, spricht man nur vom „Problem öffentlicher Ordnung“. Dieses Problem drohte offenbar. Ich hoffte nur, dass das nichts

⁴⁵ Natürlich ist „sicarios“ eine perverse Namensgebung. Denn die Sikarier waren schließlich eine jüdische Bruderschaft, die ihre Dolche gegen die römische Besatzungsmacht führte. In seinem Roman „La Virgen de los Sicarios“ hat der kolumbianische Schriftsteller *Fernando Vallejo* ihnen gewissermaßen ein Denkmal gesetzt. Aber vor allem hat Vallejo, der in der Drogenmetropole Medellín geboren wurde, die professionelle Gefühllosigkeit der sicarios dem Leser vermitteln können. Sie morden ihre eigenen Landsleute ohne politische Botschaft, lediglich als gedungene Mörder. Das war hier in der Ciénaga wahrscheinlich auch geschehen

direkt mit unserem Botschafter zu tun hatte. Der Botschafter hatte in der nächsten Stadt – Barranquilla – übernachtet und ihn mussten wir jetzt zunächst abholen. Barranquilla liegt direkt an der Mündung des Rio Magdalena und dort wird der einzige verfügbare Hubschrauber in der ganzen Gegend gewartet. Mit Botschafter, BMZ-Referentin, dem Direktor der regionalen Umweltbehörde und mir zwängten wir uns kurz nach 8.00 in die kleine Flugmaschine, verstopften uns die Ohren mit Watte und wurden trotzdem völlig zugeröhnt vom Lärm der Rotoren. Aber wie eine kleine böse Hornisse stieg der Apparat hoch auf, wir waren sofort über den breiten Wassern des Magdalena, flogen ihn 20 Minuten lang stromaufwärts, dann in einer großen Kurve nach Norden in das angrenzende Mangrovegebiet der Ciénaga Grande. Von oben war alles bestens zu erkennen, was unser Projekt eigentlich rechtfertigt: die Versorgung der Ciénaga mit Süßwasser durch den Rio Magdalena über viele natürliche Rinnsale, miteinander verbundene Tümpel und Seen und vor allem drei größere künstliche Kanäle, auf denen die Fischer dieses 4.300 Km² großen Ökosystems des Magdalena mit ihren Kanus und Netzen unterwegs waren. An vielen, vielen Stellen waren die Mangroven abgestorben. Damit gab es an diesen Stellen auch kaum mehr geschützte Laichplätze für die Fische. Und damit eine unmittelbare Existenzbedrohung für die Ciénaga-Fischer. Die Ursachen waren von hier oben allerdings auch schnell und auf einen Blick zu erkennen: Am Nordufer des Magdalena verwandeln immer mehr Viehzüchter, Bananen- und Ölpalmpflanzer die Flusslandschaft in Viehweide und Ackerfläche, immer mehr Wasser wird dafür vom Fluss abgezweigt. Dadurch kommt viel zu wenig Süßwasser vom Magdalena auf natürliche Weise in die Ciénaga, um sich mit dem Salzwasser zu mischen, das am nördlichen Rand der Landschaft direkt vom Meer hereingespült wird – oder besser gesagt: unter natürlichen Bedingungen hereingespült würde. Denn seit den 60er Jahren wurde die hauchdünne Küstenlinie zwischen der Ciénaga und dem karibischen Meer mit einer Autostrasse überbaut und schneidet seither das Mangrovegebiet vom Meer ab. Das Bild von der Kurischen Nehrung kommt dem nahe. Die Mangroven der Ciénaga sind genau deswegen in weiten Teilen abgestorben. Der natürliche Austausch von Süß- und Salzwasser funktioniert nicht mehr im natürlichen Rhythmus, sondern muss heute aufwändig künstlich gesteuert werden – und diese Steuerung funktioniert nicht, weil zu viele unterschiedliche Interessengruppen sich gegenseitig behindern, damit Konflikte schaffen, die letztlich die Guerrilla und dann auch die Paramilitärs auf den Plan rufen, weil durch die Konflikte auch deren ureigene Geschäfte (Drogenhandel, Waffenhandel) zu sehr gestört werden. Beide Gewaltgruppen sind ja – anders als die Fischer – nicht am Wasser an sich, wohl aber an kontrollierten Verhältnissen auf diesem Wasserweg interessiert. Denn die Ciénaga ist ein zentraler Exportkorridor für das Cocain in die USA und nach Europa und ist der Importkorridor von Waffen aus den USA und Europa für den internen Bürgerkrieg. Somit versammelt die Ciénaga Grande heute alle Konflikttypen, die Kolumbien zu bieten hat, auf kleinem Raum. Von oben waren allerdings auch – zum Glück – immer wieder erfreuliche Ergebnisse der Projektarbeit zu sehen. An den Rändern der Kanäle und der Mangroveninseln war das Grün der nachwachsenden Mangroven deutlich zu erkennen und eben dort lagen auch die einzelnen Kanus der Fischer und machten offenbar gute Fänge. Der Botschafter machte sich eifrig Notizen und sprach dann später am Boden lange mit den Fischern, mit den Kleinbauern und Lehrern und Schülern über ihre Wahrnehmung, über die Gewalt, die in der ganzen Zone leider eher zugenommen hat und über die Bereitschaft der Bundesregierung, die ökologischen und die ökonomischen und die sozialen Entwicklungen in der Region um die Ciénaga Grande mit Aufmerksamkeit weiterzuverfolgen. Zum Jahresende 2000 war die Ciénaga von der UNESCO zum Biosphärenreservat erklärt worden und hat damit die Anerkennung als ökologisches Erbe der Menschheit gefunden, die die Region wegen ihrer großen Bedeutung für Vogelschutz und Biodiversität objektiv auch besitzt.

Schwerpunkt Süden (Pasto)

Anfangs gab es kein eigenes Projektbüro in der Provinzhauptstadt des südlichen NARIÑO. Der Leiter der offiziellen Umweltbehörde – CORPONARIÑO – und ich dachten und handelten so deckungsgleich, dass er quasi unsere Projektvertretung darstellte. Zusammen brachten wir zwei hochinteressante Massnahmen außerhalb von Pasto mit den dortigen Bauern ans Laufen, was mit zu dem Besten gehörte, das ich in Kolumbien mitverantworten konnte – vielleicht sogar in meiner gesamten beruflichen Laufbahn in Lateinamerika. Im Laufe der Zeit richteten wir dann doch noch eine kleine Außenstelle für Somos-SINA ein, nachdem ich einen Tip erhalten hatte und eine deutsche Architektin aus Ecuador abwerben konnte, die hervorragend zu unserem Projekt in Pasto passte. Für mich besaß dieses GTZ-Projekt seine eigentliche Bedeutung als Vorreiter einer grünen Öko-nomie und als Alternative für die Drogen-Ökonomie in der Region Nariño. Deswegen beschreibe ich alles genauer im Abschnitt *Langer Weg zu Green Economy* (s.u., S.268).

Schwerpunkt Norden (Cúcuta)

In der Grenzregion zu Venezuela (in der Monika und ich in der Studentenzeit schon mal unterwegs waren) hieß das zentrale Thema „Wald“ bzw. legaler und illegaler Holzeinschlag. Der offizielle Partner war CORPONOR mit außerordentlich sympathischen KollegInnen. So sympathisch, dass wir schon bald nicht mehr nur über Wald diskutierten, sondern auch über Fußball. Hier wurde die Idee von Fußballmannschaften der einzelnen Umweltbehörden (CAR) geboren und von einem Turnier, das reihum in den 5 Regionen unseres Projekts abgehalten werden sollte. Aus SomoSINA finanzierte ich die Trikots. Die einzelnen CAR übernahmen die anfallenden Reisekosten. Die jeweilige lokale CAR sorgte dann für Unterkunft. Neben unseren regelmäßigen Arbeitstreffen zwischen den CAR-Direktoren und SomoSINA wurde der Fußball ein strategisches Element der Netzwerkbildung zwischen diesen Umweltbehörden. Natürlich spielte ich selber mit. Aus irgendeinem Grund bei der Mannschaft der Kaffeezone.

Erst viele Jahre später hatte Venezuelas Präsident Maduro sein Land so extrem gegen alle Wände gefahren, dass genau hier in Cúcuta die Brücke Simón-Bolívar zwischen Venezuela und Kolumbien für wahrscheinlich 2 Mio Menschen das wichtigste Tor zum nackten Überleben wurde. Zehntausende wechselten von Venezuela nach Kolumbien – in das Land, in dem schon seit einem halben Jahrhundert intensiver Bürgerkrieg herrscht..... Und diese kolumbianischen Verhältnisse verbesserten sich auch nach den Friedensverhandlungen in Havanna (2016) gerade hier in Nord-Santander kaum. Eher im Gegenteil: als 2018 Iván Duque Staatspräsident wurde, war das ein politischer Zögling von Álvaro Uribe und damit alles andere als ein Friedensbringer für Land und Leute.

Schwerpunkt Kaffeezone (Pereira, Quindío)

In der Hauptstadt der Kaffeeregion RISARALDA – in Pereira - hatte ich es mit zwei offiziellen Partnern zu tun. Zum einen die Umweltbehörde CARDER. Zum anderen die Universität von Pereira. An der Universität arbeitete ein aus Deutschland entsandter Fachmann für das Thema „Bambus als Baumaterial“. Sein Arbeitsvertrag lief gerade aus. Ich hatte mich von CARDER und der Universität davon überzeugen lassen, dass dieses Bambus-Projekt in der Erdbebenregion von Risaralda zu dem Wichtigsten gehörte, das die deutsche Entwicklungszusammenarbeit im Land leistete. Ich hatte verstanden und über-

nahm auch den deutschen Fachmann, Dr. Michael Tistl, in unser Projekt SomosSINA mit auf. Der Unterschied zu den anderen Regionen bestand jetzt nicht nur in zwei offiziellen Projektpartnern und einem weiteren deutschen Mitarbeiter. Die Kaffezone war von der Guerrilla FARC für ihre Kämpfer auch als eine Ferien-Provinz definiert worden. Hier fanden praktisch keine der sonstigen militärischen Auseinandersetzungen statt. Hier durften die Guerrilleros ihren Sommerurlaub verbringen. Das wurde bald auch für mich selber ein hoch interessantes Detail. (auch dazu ausführlicher unter Ein langer Weg zu Green Economy – Bambus gegen Drogen; s.u., S.268).

Schwerpunkt Amazonas (Leticia; Regenwald, Indigene)

Außer der exzellenten Zusammenarbeit in Pasto und unserer Ökolandwirtschaft mit den dortigen Bauern, lag mir wohl das Thema „tropischer Regenwald“ und „Erhalt der indigenen Kulturen“ im Amazonasgebiet am meisten am Herzen. Der Projektpartner war CORPOAMAZONÍA. Den Kontakt suchte ich selber vor allem zu den Vertretern der indigenen Völker, die sich schon zu einem starken Verband zusammengefunden hatten, der Organisation der indigenen Völker des kolumbianischen Amazonasgebietes (OPIAC). Und die waren ihrerseits schon Mitglied in dem länderübergreifenden Verband COICA, dem Dachverband der indigenen Organisationen des Amazonasbeckens. In der wichtigsten kolumbianischen Stadt am Amazonas, in Leticia, direkt an der Grenze mit Brasilien und Peru, war ich daher einige Male unterwegs und wir organisierten auch große internationale Treffen (*Konferenzen*) in Leticia, bei denen der Umweltminister ebenso wie Holzunternehmer, europäische Botschaften und natürlich die indigenen Sprecher teilnahmen, um mehr Aufmerksamkeit für Fragen zu schaffen, an denen ich schon in Bonn gearbeitet hatte: Erhalt der Biodiversität und des Regenwaldes als Lebens- und Wirtschaftsraum der indigenen Völker.

Wenn wir etwas zuwege bringen wollten, sollte es zunächst in diesen 5 Regionen klappen. Der nächste Schritt würde dann die stärkere Vernetzung der Regionen und die Ausweitung unserer Erfahrungen auf andere der 17 Regionen Kolumbiens sein. Das Fußball-Tournament war dafür die erste große Masche für dieses Netz. Das so zu formulieren, zeigt schon, dass mir / unserem Team das Umweltministerium nicht in erster Linie am Herzen lag.

FRIEDENSSUCHE

Die Überschrift für alle unsere Umweltprojekte lautet in Wirklichkeit ***Friedenssuche*** – zumindest für mich. Dazu müssen die ganz großen Probleme gesehen werden und dann die angebotenen Lösungen eingeschätzt werden.

Die Probleme haben konkrete Namen: vorrangig Drogen und Guerrilla

In Kolumbien geht es den zentralen Akteuren nicht um Frieden. Es geht um die Kontrolle des Drogenhandels. Kontrolle wird erreicht durch ein gut funktionierendes Nachrichtennetz. Ein solches Informations- und Nachrichtennetz betreiben sowohl die FARC als auch die Regierung Uribe. Die FARC ist mit ihren rd. 18.000 aktiven Mitgliedern immer noch eine weitgehend ländliche Organisation. Weit häufiger als die anderen militärischen Ak-

teure (Paras, Streitkräfte) nutzen die Guerilleros zivile Tarnung und bewegen sich auf dem Lande „wie der Fisch im Wasser“, wie Bauer unter Bauern und provozieren auf diese Weise auch die Repression der US- und der kolumbianischen Streitkräfte und der Paras gegen die Zivilbevölkerung. Weil sich aber letztlich keiner dieser drei militärischen Akteure um das Schicksal der Zivilbevölkerung kümmert, kommt weiterhin die große Mehrheit von 1500 und mehr direkten Mordopfern pro Jahr aus der Zivilgesellschaft zustande. Es ist Gewalt gegen Bauern, gegen Indios, gegen Frauen, gegen Kinder.⁴⁶

Kinder organisieren daher ähnliche Protestaktionen gegen Gewalt, wie sie später Schüler pro Klimaschutz wieder versucht haben („Fridays for Future“)



Kinder-Kampagne mit Strassenmalerei für Frieden und Gerechtigkeit, im Stadtzentrum von Pasto

Anders als die Kinder übernimmt der Staat die Methoden der FARC und baut unter Uribe ein immer

weiter wachsendes Zuträgernetz auf, dessen einzelne Personen teilnehmen, weil sie hoffen, als Informanten zum Ende der Gewaltspirale beitragen zu können. Oder weil sie von staatlichen Institutionen zum Mitmachen gezwungen werden. Oder weil die Bezahlung stimmt. Ich hatte schon 2001 mehrere Geschichten gehört, wie die über den Hauptmann Vargas, von der Polizei im Departament César.

Der Hauptmann sprach vor ein paar Tagen von ungefähr 780 freiwilligen Zuträgern, die in seinem Gebiet alle schon im Einsatz seien und von durchschnittlich 15 Anrufen pro Tag, mit denen sich neue Zuträger informieren oder gleich anmelden wollen.

Die Zuträger werden im Polizeicomputer erfasst, überprüft, soweit es geht und erhalten dann eine Art Grundausbildung in Waffenkunde, in Personenbeschreibung, lernen zwischen regulären Truppen und irregulären zu unterscheiden. Mit Hilfe dieser so Ausgebildeten hat seine Polizei und die Militärs im zurückliegenden Jahr durchaus ein paar zusätzliche Fänge gemacht; darunter auch zwei Banden gewöhnlicher Straßenräuber entlang der großen Durchgangsstrassen. Weiter drinnen im Land, wo nach wie vor weder Polizei noch Militärs wirklichen Zugang haben, funktioniert auch das Zuträgersystem nicht wirklich. Im Gegenteil, dort nehmen die militärischen Auseinandersetzungen weiter zu. Und dort im Landesinneren sind die meisten Menschen von ihren Ängsten förmlich zerrissen:

⁴⁶ Diese und andere Daten finden sich im Jahresbericht 2010 der Arbeitsgruppe Schweiz-Kolumbien (ask) aus Bern / Schweiz. Ähnlich berichtet Jeremy McDermott: How President Alvaro Uribe changed Colombia, BBC-News/Bogota, 4.8.2010). Auch Amnesty International, die Kirchlichen Hilfswerke, schweizer, österreichische, US-amerikanische Berichte und natürlich das Menschenrechtssekretariat der UN berichten darüber regelmäßig.

einerseits fehlt ihnen der Staat (nur in höchstens der Hälfte aller Siedlungen existiert noch ein Polizeiposten, weil er jederzeit von der Guerrilla angegriffen werden kann). Andererseits haben sie eine Riesenangst vor polizeilicher oder militärischer Präsenz, eben weil ein sichtbarer Staat sofort die gewalttätige Reaktion der Guerrilla und teilweise auch der Paras provoziert. Die Bevölkerung in den kleinen Gemeinden, allgemein auf dem Land, verliert immer. Und die dritte Kraft, die Paramilitärs? Sie rutschen immer mehr in interne Positionskämpfe hinein. Anders als bei der stark dezentral strukturierten FARC mit ihren über 60 „Fronten“ und weiteren „Mobilen Einheiten“ etc. sind die Paras klar hierarchisch-militärisch aufgebaut. Einzelne Führer kämpfen um die Macht in bestimmten Regionen (also um die Kontrolle über den dortigen Drogenhandel) und führen auch harte Auseinandersetzungen gegeneinander. Die eine oder andere Autobombe, die auch in Zukunft noch explodieren wird (und mehr in den Städten als auf dem Lande) wird gar nicht von der Guerrilla stammen und wird auch nicht ein Angriff auf den Staat sein, sondern hat mit diesen Machtkämpfen untereinander zu tun. Genau hier wird sich dann zeigen, wie stark und reformfähig Kolumbiens Regierung wirklich ist. Ich bezweifle ganz eindeutig, dass Uribes Reformvorschläge an den wirklichen Brennpunkten dieser Gesellschaft und dieses Staates ansetzen.

Wir setzten einfach weiter auf unsere nicht militante Umweltpolitik – auch weil wir gar nicht anders können.

*Paras patrouillieren durch ein Dorf
(Medien-Foto)*



DIALOG MIT DER GUERRILLA IM HAUPTQUARTIER DER FARC

Die Sorge um weitere Zuspitzung der Kriegshandlungen im Land, auch in bisher ruhigen Regionen wie etwa der Kaffeezone, hat jetzt zu einer ziemlich kuriosen Geschichte geführt. Die größte der Guerrilla-Organisationen, die FARC, hatte Anfang November (2000) wichtige nationale Umweltbehörden und zu einer „Anhörung“ in ihr Hauptquartier nach *Los Pozos* eingeladen, dazu als einzigen Ausländer auch mich, der mit SomoSINA im ganzen Land Umweltpolitikberatung leistete und unterstützte. Wir flogen in einer kleinen Regierungsmaschine vom Militärflughafen in Bogotá nach San Vicente de Caguán, mitten in der Drogenregion Caquetá am Eingang zu Amazonien.

*San Vicente, unscheinbarer
FARC-Flughafen*





und

von dort der Transport
unserer Delegation mit
FARC-Taxis nach Los
Pozos

Wieviel Krieg darf es denn sein ?

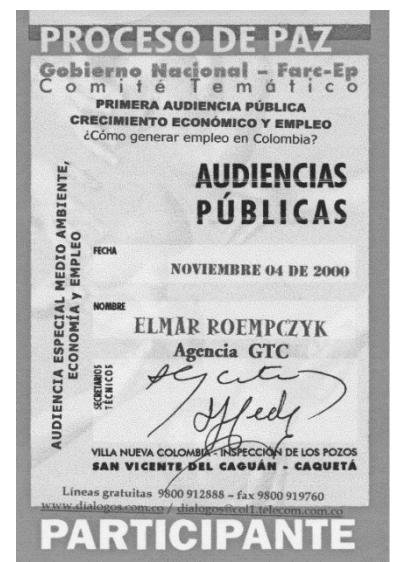
Um San Vicente herum war zwischen Regierung und FARC ein Gebiet von der Größe der Schweiz als militärisch freie Zone von beiden Seiten vereinbart und bislang respektiert worden. Von dort holte uns die FARC mit mehreren Jeeps ab, um zu ihrem eigentlichen Lager, Los Pozos, knapp 2 Stunden über Urwaldwege zu rollen. Was dabei zu sehen war, unterschied sich nicht von anderen Viehzuchtregionen Kolumbiens: d.h. abgeholzte Wälder mit extensivem Rinderbestand. Welche Besitzverhältnisse in diesem Gebiet gelten, das unter FARC-Verwaltung steht, ließ sich nicht in Erfahrung bringen.

Aber der Reihe nach:

Das sogenannte Thematische Komitee der FARC hatte zu einer Anhörung zum Thema Umwelt und dem möglichen Beitrag von Umweltpolitik für die gesellschaftliche Entwicklung eingeladen. Die Regierung hatte angenommen. Die Einladung der FARC betraf knapp 20 Vertreter diverser öffentlicher Umweltinstitutionen, angefangen vom Umweltminister, über den Gouverneur der wichtigen Provinz Cundinamarca, den Chef der Nationalparks bis hin zu nationalen Forschungsinstituten. Ausser mir gab es doch noch einen weiteren Ausländer: einen Vertreter der Weltbank.

*ER-Einladung der FARC
nach Los Pozos*

Die höchsten politischen Autoritäten auf unserer Seiten waren Umweltminister Juan Mayr (österreichischer Abstammung) und der Gouverneur der Provinz um die Hauptstadt herum, Cundinamarca, die von der FARC stark infiltriert ist. Der Gouverneur ist Verbindungsmann zwischen dem Thematischen Komitee der FARC und der kolumbianischen Regierung. Er ist zugleich Sprecher der Gouverneure für das Thema Umwelt im Rahmen der Friedensgespräche zwischen FARC und der Regierung Pastrana. Als wir eintrafen wartete ein FARC-Auditorium von 600 oder mehr Zuschauern schon in Los Pozos, einer kleinen Ansammlung von einfachen Steingebäuden (weniger als ein Dorf), einigen offenen Holzkonstruktionen mit Palmdach, minimalen sanitären Anlagen, einem kleinen Kiosk zum Verkauf einfacher Getränke, Sandwiches, Süßigkeiten. Die FARC hatte für ihre Gäste Zelte auf diesem Gelände aufgestellt.



Damit waren alle Anwesenden in drei Gruppen unterscheidbar. Die größte Gruppe war dieses Auditorium der 600. Es handelte sich um Bauern, Indigene, Studenten, Sprecher von Basisorganisationen, Cocapflanzer, Kriegsvertriebene aus dem Süden, Frauengruppen. Sie alle hatte die FARC aus den verschiedensten Landesteilen selber in Bussen quer durchs Land nach Los Pozos transportiert. Diese Menge drängelte sich auf einfachen Holzplanken in einem improvisierten Amphitheater. Dem Amphitheater gegenüber hatten die Guerrilleros eine überdachte, offene Versammlungshalle mit einem Podium, einigen Tischen für die Comandantes der FARC und einem Stehpult mit Mikrophon errichtet.

Podium der FARC-Comandantes



Die dritte Gruppierung waren wir Eingeladenen. Die FARC hatte einen klaren Themenvorschlag gemacht: Umweltpolitik und gesellschaftliche Entwicklung. Die

Vorbereitung auf Regierungsseite dazu war katastrophal gewesen, weil nicht vorhanden. Meine eigene Anregung gegenüber dem Umweltministerium und beim Gouverneur, eine Gesprächsstrategie für die Anhörung zu entwickeln, war überhört worden. Beim Abflug in Bogotá wurden von den Teilnehmern unserer Gruppe Mutmaßungen geäußert, wie die ganze Veranstaltung möglicherweise ablaufen könnte. Aber es gab keine Klarheit über die eigene Agenda und die Struktur des Treffens. Erst dort bat mich der Gouverneur, mich ebenfalls aktiv mit einem Beitrag zu beteiligen, nachdem ich zuvor nur meine Teilnahme vereinbart hatte.

Jetzt trafen wir also in Los Pozos auf einen strategisch vorbereiteten „event“: außer dem 600er -Auditorium war das nationale Fernsehen mit zwei Kameras zur Stelle, 5 FARC-Comandantes hatten auf dem Podium Platz genommen. Wir selber waren erst vor ein paar Minuten verschwitzt aus den Autos gestiegen, da rief die Fernsehmoderatorin schon zur Schlachtordnung, d.h. machte ihre mit der FARC abgestimmte Ansage der Spielregeln für diese Anhörung. Es war eine Anhörung im engsten Sinne des Wortes. Jeder von uns hatte genau 6 Minuten, um sein Sprüchlein aufzusagen. Der Minister und der Gouverneur erhielten je 10 Minuten. Keine Fragen, keine Diskussion, keine Stellungnahme oder Äußerung der FARC-Comandantes. Für unsere Redebeiträge gab es nur das Zeitlimit, keine sonstige Vorgabe. Zwischen jeden der Behördenvertreter aus Bogotá schob die Dramaturgie einen oder mehrere Vertreter der eingeladenen Auditoriums-Gruppen. Insgesamt kam es daher zu 42 Wortbeiträgen, die sich - mit kleinen Pausen garniert - von 9.00 morgens bis etwa 18.00 hinzogen. Zwangsläufig kam ein sehr bunter Salat an globalen Beiträgen und Einwüfen zustande, von der UN-Agenda 21 und der Konvention zum Schutz der Artenvielfalt bis zu den punktuellen Problemen einer Frauenselbsthilfegruppe in der Kaffezone von Armenia und Bedrohungsängsten der indigenen Gruppen in Amazonien an der brasilianischen Grenze.

Das Szenario hatte etwas vom surrealen Charme der 60er Jahre, wo wir West-Besucher eines DDR-Ortes alle 14 Tage zwangsweise zur Zusammenkunft mit einer DDR-Autorität geladen wurden, um sich die Errungenschaften des realen Sozialismus anzuhören, aber keinerlei Gespräch oder gar Diskussion erwünscht war. In Los Pozos wurde jetzt alles

nicht nur vom Fernsehen den ganzen Tag über live auf einem staatlichen Kanal gesendet, sondern auch über ein eigenes kleines Studio der FARC mitgeschnitten. Überall verteilt standen mit AK-47 bewaffnete Guerrilleros und Guerrilleras herum. Eine Guerrillera postierte sich immer im Rücken jedes Redners (um ihn wovor zu schützen?). Jeder Vertreter der offiziellen Umweltorganisationen und Behörden wurde aus der Mitte des



Publikums (Bauern etc) durch Zwischenrufe unterbrochen, woraufhin das gesamte Publikum heftig Beifall spendete und vielstimmig noch ein paar weitere kritische Anmerkungen zu allen möglichen Regierungsmaßnahmen hinterher schickte. Diese „Volksbasis“ war ganz offenkundig vorher trainiert worden.

Unabhängig davon, wie viele von den kritischen Anwürfen gegen die Regierung berechtigt sind (zweifellos viele!), machte dies vor allem den stalinistischen Charakter einer Anhörung bei der FARC deutlich.

Szenerie der FARC-Auditoría in Los Pozos, 2000

Schließlich kam ich selber an die Reihe und machte zunächst meinem Unmut ein bisschen Luft. Denn die Guerrillera mit ihrer automatischen Waffe auch in meinem

Redner-Rücken hielt ich schlicht für unangebracht und absurd.

Um das zum Ausdruck zu bringen, legte ich am Rednerpult meine Kamera demonstrativ mit den Worten beiseite: ich lege erstmal meine „Waffe“ ab. Ob diese Spitze verstanden wurde, kann ich nicht sagen. Auf meinen Beitrag gab es vom 600er Publikum mehrere Zurufe, auch Beifall. Ich konnte in der Kürze der Zeit nur ein paar plakative Ausführungen machen, wie: wichtigste Voraussetzung für Umweltpolitik ist Frieden; die europäischen Regierungen haben in ihren jüngsten Zusagen an die kolumbianische Regierung Umwelt als eines von mehreren Schwerpunktthemen benannt; die europäischen Gesellschaften stehen allerdings dem Plan Colombia äußerst kritisch gegenüber, daher ist keine Bereitschaft vorhanden, Umweltmaßnahmen in Kriegsgebieten zu unterstützen; die europäischen Institutionen sind allerdings sehr wohl bereit, an der nachhaltigen Bewirtschaftung der kolumbianischen Wälder mitzuarbeiten (etwa Amazonas), an der Modernisierung der Wasserpolitik, an Fragen alternativer Energiegewinnung und nicht nur an Fragen grünen Umweltschutzes, sondern – bei 80% städtischer Bevölkerung – auch an städtischem Umweltschutz. Bei all dem sei Umweltberatung für uns Europäer immer eine Frage des Zusammenspiels von ökologischen, sozialen und ökonomischen Faktoren, aber zwangsläufig auch von kulturellen und methodischen Fragen. ... (ungefähr so).

am Rednerpult mit Guerrilla-Personenschutz

Für niemanden war es schwer zu erkennen, dass wir es hier mit einer politischen Show zu tun hatten. Das wurde noch dadurch unterstrichen, dass sich jeder Guerrillero und jede Guerrillera liebend gern von jedem fotografieren ließen, in der Regel als Gruppenbild mit Guerrillero oder auch als Erinnerungsfoto „Ich bei der Guerrilla“. Später würde man das „selfies“ nennen. Auch wenn so ein Foto ja einen gewissen Reiz als Dokumentation für Daheimgebliebene hat, habe ich es mir verkniffen, weil hier niemand garantieren kann, was mit einem solchen Foto geschieht und ob es in diesem turbulenten Land nicht durch einen „dummen Zufall“ in die falschen Hände gerät (in dem Fall in die Hände der Paramilitärs). Dann stehst du ungewollt auf der Liste der FARC-Freunde und kriegst entsprechend massive Schwierigkeiten. Und bei meinen diversen Überlandpartien wäre ich ein Kandidat für Schwierigkeiten. Ich habe selber auch nur einige wenige Fotos von dem ganzen Prozess geschossen.....



Und dann gab es noch das Politische „Kamingespräch“. Abends gegen 19.00 kam es unter tropischem Sternenhimmel mit den Geräuschen einer solchen Nacht zu einem Gespräch in kleinem Kreise, wir aus Bogotá Angereiste mit den 3 Spitzen der FARC, die für die thematischen, programmatischen Fragen ihrer neuen Politik zuständig sind, darunter Ivan Ríos, der dann im März 2008 von einem Untergebenen ermordet wurde, um das von der Regierung Uribe ausgesetzte Kopfgeld zu kassieren.

Dieses politische Nachtgespräch war zu großen Teilen ein Monolog von jeweils einem der Kommandanten. Aber wir waren immerhin zur Bewertung und zu Kommentaren über die Veranstaltung dieses Tages aufgefordert. Weil man in Kolumbien dem Gastgeber immer erst mal sagt, wie toll seine Veranstaltung war, waren das auch hier die ersten Reaktionen („viel gelernt“, „sehr interessant“). Es blieb aber nicht dabei. Dafür war der Kreis dann doch zu kompetent und selbstbewusst. Einige Hauptanmerkungen schälten sich heraus:

- eine solche Anhörung ist in jedem Fall 1000mal besser als Krieg, sie sollte fortgesetzt werden.
- Wenn sie fortgesetzt wird (was leider nur die FARC allein bestimmt), dann müsste sie methodisch anders aufgezogen werden (das war auch mein eigener Kommentar).
- Die Kommandanten ließen sich erstaunlich lange auf unsere Anmerkungen ein und zeigten deutliche Bereitschaft, die Fortsetzung in Form von Fachgesprächen zu organisieren
- Dann kam es sogar zu einer dritten Ebene: thematische Fragen, wie sie sich auch aus dem Beitragsschwall des Tages herauskristallisieren liessen. Etwa 6 bis 7 zentrale Bereiche für die kolumbianische Umweltpolitik wurden gemeinsam identifiziert

(Brief-Auszug:)

In der späteren Analyse innerhalb unserer Gruppe waren wir uns einig, dass wir im offiziellen Teil der Anhörung an einer Politshow zur Vermarktung des FARC-Image teilgenommen hatten. Wir waren uns aber ebenso einig, dass die Möglichkeiten, über die Umweltpolitik einen konkreten Fuß in die Tür des Friedensprozesses zu bekommen, nach diesem Abendgespräch grundsätzlich eher positiv zu bewerten seien. Die durchaus aktive Rolle des deutschen Teilnehmers bei den Gesprächen und bei der bisherigen Regierungsberatung hat den Minister daher auch zu der Bitte veranlasst, die Folgeschritte aktiv durch unser Projekt SomoSINA zu unterstützen. Ohne euch jetzt mit allzu vielen Einzelheiten zu langweilen, will ich nur sagen, dass wir immerhin ein paar Dinge miteinander verabredet haben, z.B. : Prüfung der Idee einer „Friedensuniversität“, die in den Räumen der früheren Kaserne von San Vicente de Caguán funktionieren könnte und u.a. in unterschiedlichen Disziplinen an der fachlichen Vertiefung der Gesprächsergebnisse arbeiten könnte.

Unabhängig davon, dass die Ereignisse in Los Pozos nicht losgelöst von den Gewaltakten der FARC in anderen Landesteilen gesehen werden können und die Anhörung insgesamt nur die „Schokoladenseite“ der Guerrilla zeigen sollte, ist die FARC neben dem Umweltministerium und den Regionalen Umweltbehörden zweifellos der wichtigste Einflussfaktor auf eine kolumbianische Umweltpolitik und rangieren darin eindeutig vor den Kommunen und der Zivilgesellschaft.

Neben der Planung und Auswertung meiner GTZ-Projekte berieten wir in der Folgezeit in unseren routinemäßigen Sitzungen des „Umweltkabinetts“ mit Minister, Vizeministerin und den Leitern der wichtigsten Umweltbehörden sowie einem Teil meiner eigenen Mitarbeiter auch solche Anregungen aus Los Pozos.

Auswertung der FARC-Gespräche im Umweltministerium mit einem Teil des GTZ- Projektteams



Ich muss allerdings gleich dazu sagen, wenn ich in diesem Augenblick für die Ebert-Stiftung in Kolumbien arbeiten würde, wäre es wahrscheinlich leichter für mich, einen aktiveren Part zu spielen als für die GTZ, die sich

hier in Kolumbien immer noch zu sehr als unpolitische Organisation zu geben versucht. Vor allem liegt das an der offiziellen GTZ-Koordinatorin hier in Bogotá. So hatte ich mich wegen des zu geringen politischen Grundverständnisses dieser deutschen Vorgesetzten gezwungen gesehen, die Teilnahme in Los Pozos nur mit unserer Botschaft abzusprechen, nicht mit Frau S.M.. Unsere Botschaft hatte sofort die politische Dimension dieses sehr eigenen „Gesprächs“ in Los Pozos verstanden und mir entsprechend grünes Licht gegeben - was Frau S.M. mir verweigert hätte. Frau S.M. fühlte sich anschließend zwangsläufig düpiert und verhängte eine Abmahnung gegen mich. Daraufhin trat ich von meiner bis dato Funktion als eines der beiden Mitglieder des GTZ-Beirats in Kolumbien zurück. Das bis dahin unter der Oberfläche bestehende Spannungsverhältnis zu meiner Vorgesetzten war damit für alle Kollegen sichtbar geworden.

Es zeigte sich auch an anderer Stelle gegenseitiges „Unverständnis“. Z.B. lehnte ich es ab, dass Frau S.M. die US-amerikanischen „Entwicklungshelfer“ von USAID in engere Zusammenarbeit mit der GTZ bringen wollte. Ausgerechnet eine US-Regierungsorganisation, während US-Piloten landwirtschaftliche Flächen mit Glyphosat besprühten und dabei nicht nur Coca-Anpflanzungen trafen, sondern auch die ganz normalen Nahrungsmittel und das Vieh der Kleinbauern. Ich wollte damit nicht in einem Atemzug genannt werden und meine Partnerorganisationen da draußen auch nicht. Solche Spannungen im eigenen Hause sind nicht unbedingt hilfreich, haben mich aber auch nicht entscheidend bei der Weiterentwicklung meiner verschiedenen Projekte behindert. Denn mit den wichtigsten Umweltorganisationen des Landes arbeiteten mein Team und ich sehr konstruktiv zusammen – zumindest solange Juan Mayr der Minister war. Erst unter der neuen Regierung von Alvaro Uribe (dem aus Medellín) und dem zwangsläufigen Kabinettswechsel drehte auch Frau S.M. wieder eine Anpassungspirouette und wir gerieten bald erneut aneinander.

Einst hieß es: Spaniens Goldräuber gegen Englands Piraten Heute: Uribe hilft Bush gegen Kolumbien - und morgen?

4 Tage Cartagena können 4 Tage im historisch schönen Golddepot der spanischen Conquistadoren bedeuten. Überall in den Gassen und Plätzen und Gebäuden wird man an die Zeitspanne 1492-1992 erinnert. 500 Jahre nach Kolumbus hatte Spanien sich an sein wüstes Auftreten 500 Jahre zuvor erinnert und die Restaurierung des historischen Stadtkerns von Cartagena weitgehend finanziert. Bei dem diffusen Licht und der Wärme ist es daher jetzt auch nachts sehr einladend, durch die engen kolonialen Gassen zu schlendern.



*altspanisches
Cartagena*

Es gibt erstaunlich wenige Kirchen, verglichen mit sonstigen spanischen Städten. Cartagena war eben in erster Linie Umschlagplatz für die Gold- und Silbertransporte aus Peru und Bolivien und aus dem Inneren Kolumbiens gewesen. Dafür hat die Stadt noch heute ihre endlos lange Stadtmauer. Sie bot einst einigermaßen Schutz vor den ständigen Überfällen der (englischen) Piraten. Wir nahmen zunächst wahr, dass überraschend wenige Touristen in der Stadt unterwegs waren, die die kleinen Kneipen und Cafés und Kunst-

handwerksstände beschnupperten. Zum einen war keine Reisesaison. Zum anderen hält sich der internationale Tourismus bei Kolumbien zu recht noch stark zurück. Denn es gibt nicht nur fröhliche Nachrichten. So hatte es an 2 von den 4 Tagen über Stunden wie aus Eimern geschüttet. Bei den Hurrikan-artigen Stürmen und Blitzen war ein Mann zu lange im Meer geblieben und von einem Blitz erwischt worden. Dadurch wurde er zu stark aufgeheizt, um noch einwandfrei identifiziert zu werden.

*Cartagena-Jugend überlebt noch
ohne handy, ohne selfies*

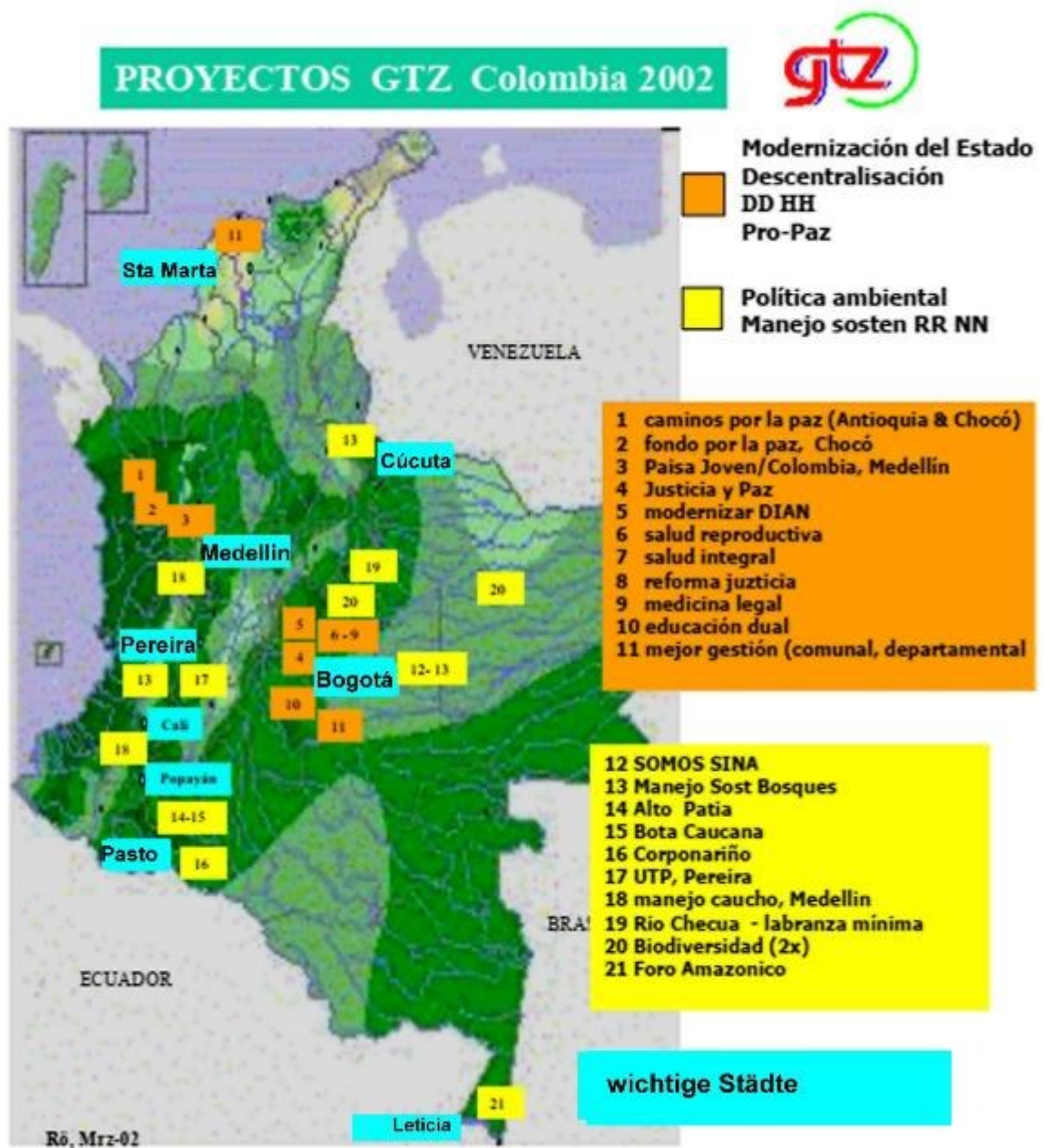
4 Tage in Cartagena können aber auch für die Vollversammlung aller Projektleiter der GTZ in Kolumbien genutzt werden. So traf es uns. Denn inzwischen heißt der neue Staatspräsident Alvaro Uribe. Und als GTZ wollten wir uns untereinander verständigen, was die neue politische Führung für unsere Arbeit mit sich bringt. Es hatte u.a. zunächst so ausgesehen, als wollte der neue Präsident nicht nur mehrere Ministerien zusammenlegen und damit Sparwillen zeigen. Ich hatte auch befürchtet, er würde das Umweltministerium mit dem Ministerium für Landwirtschaft und Forsten zusammenlegen – das würde dann das unmittelbare Ende der Umweltpolitik



bedeuten. Unser Treffen hatte im Vorfeld einiges an Extraarbeit bedeutet. Denn mein interner Auftrag für das Treffen hatte gelautet, eine Übersicht über alle unsere Projekte und Projektbereiche zusammenzustellen und zudem über meine Umweltprojekte hinaus eine gesellschaftspolitische Einschätzung vorzunehmen zu einem so wichtigen Thema wie dem „Plan Colombia“ und den möglichen Widersprüchen der Politik, die wir unter Uribe erwarten durften. Dabei war allen Anwesenden bekannt, dass Uribe den ehemaligen Drogenkönig Pablo Escobar bei dessen politischer Reinwaschung stark unterstützt hatte, damit Escobar einen Sitz als stellvertretender Abgeordneter im Parlament einnehmen konnte. Uribe hatte als Gouverneur des Departaments Antioquia und ehemaliger Bürgermeister der Drogen-Metropole Medellin auch erheblichen Anteil am Aufbau und Ausbau der privaten Milizgruppen in seinem Departament gehabt, Milizen, aus denen sich rasch die aktuellen paramilitärischen Verbände der AUC entwickelten. Ihr Ursprung waren die professionellen Mördereinheiten, die Escobar befehligt hatte. (Ich hatte das schon gelegentlich Besuchern erklärt: Medellin stand und steht für sehr komplexe Verhältnisse). Dieser Uribe ist also der neue Staatspräsident. Er hatte natürlich Juan Mayr, den bisherigen Umweltminister sofort abgesetzt, aber entgegen meiner Befürchtung nicht das Umweltministerium im Landwirtschaftsministerium aufgehen lassen, sondern mit Cecilia Rodríguez González-Rubio eine neue Umweltministerin ernannt.

Als SomosSINA hatten wir angesichts der politischen Veränderungen kürzlich alle 33 regionalen Umweltbehörden zu einem Seminar eingeladen. Das landesweite Ergebnis war für uns insgesamt wichtig. Denn mein grüner Bereich umfaßt 11 von 24 GTZ-Projekten. Es war sehr deutlich geworden, dass die meisten Direktoren große Angst vor einer Intensivierung der Glyphosat-Kampagnen aus der Luft haben, weil die dabei automatisch mitgeschädigte Nahrungsproduktion überall in den Drogenanbaugebieten zu weiteren sozialen und finanziellen Härten für die Landbevölkerung führen wird. Gesteigerte soziale

Unruhen bedeuten gleichzeitig leichteren Zugang der Guerrilla und der Paramilitärs bei diesen Menschen – also gesteigerten Bürgerkrieg. Vor dem Hintergrund trug mein Referat den Titel: „Aus Antidrogen-Politik wird Präsidiale Diktatur“. Ich trug das Thema so konkret wie möglich vor und erinnerte mit dieser Karte an die teils exponierte Lage einiger unserer Projekte:



Natürlich kannte jeder der Anwesenden diese Karte. Dennoch hilft es in der Diskussion, sie für vielerlei Überlegungen vor Augen zu haben – u.a. auch für mein ständiges Argument, möglichst auch unsere eigenen Projekte stärker zu vernetzen, weil gute Entwicklungspolitik nun mal nicht ohne Vernetzung zahlreicher Akteure funktioniert. Als Analyse hob ich bestimmte Aspekte besonders hervor:

- Eine Gruppe von Bürgern hatte wegen der Flächenbesprühungen in diversen Landes- teilen Südkolumbiens gegen das Umweltministerium und die nationale Drogenauf- sicht DNE geklagt. Wegen Gesundheitsschäden und Erkrankungen ihrer Tiere sowie Absterben ihrer Nahrungspflanzen sollte sofort der Einsatz des Pflanzengifts Glypho- sat unterbleiben.

- *Das Verwaltungsgericht des Departaments von Cundinamarca hatte den Klagen stattgegeben, solange keine Maßnahmen zur Linderung der „Kolalateralschäden“ ergriffen würden. Das Urteil wurde von Staatspräsident Alvaro Uribe öffentlich für inhaltslos erklärt und*
- *er legte sofort beim Staatsrat, dem höchsten Verwaltungsorgan des Landes, Widerspruch gegen das Urteil ein. Bis zur endgültigen Entscheidung dürfen die für Mensch und Umwelt gleichermaßen gefährlichen Sprühaktionen daher weiter betrieben werden.*
- *Uribe stützt sich dabei auf die Erklärungen von US-Politikern, die sich wiederum auf die US-Hersteller von Glyphosat berufen (d.h., Monsanto, den die deutsche Bayer im März 2019 für die Wahnsinnssumme von 63 Mrd Dollar mit all ihren ungelösten Problemen übernommen hatte).*

Es darf bei dieser Entwicklung nicht verwundern, dass in Kolumbien selbst, wie auch im Ausland von einer drohenden Diktatur, von einer **Semi-Diktatur** und ähnlich gesprochen wird. Selber denke ich, dass Präsident Uribe den Weg für eine präsidentiale Diktatur ebnet, die wiederum eine offene Machtübernahme der Militärs vermeidet. Natürlich gehören diejenigen zu den intensiven Warnern, deren job es ist, solche politischen Prozesse zu beobachten und zu analysieren, vor allem Journalisten. In der Latin American Federation of Journalists besteht ein solches Gremium, das unbedrohter als die kolumbianischen Journalisten im Lande argumentieren und schreiben kann. Bei ihnen klingt die Einschätzung der kolumbianischen Entwicklung heute so: der extremistische Präsident Uribe will die bürgerlichen Grundrechte nachdrücklich beschneiden und will Vergehen der Truppen und der Paramilitärs gegen die Menschenrechte legal absichern. Das ist natürlich ein sehr hartes Urteil. Es zeigt aber, wie nahe die aktuelle Regierung an den früheren diktatorischen Entwicklungen in Chile oder Argentinien oder Uruguay etc gesehen wird. In Chile unter General Pinochet hatten die US-Regierungen die „Operation Condor“ entwickelt und in Chile wie auch in Brasilien etc durchgesetzt. Damals galt es, den „amerikanischen Hinterhof“ frei zu halten von nationalen linken Revolutionen, die die Interessen von US-Konzernen gefährden würden (z.B. damals Kupfergewinnung in Chile; jetzt Kohlegewinnung in Kolumbien).

Für Kolumbien hatte die Regierung Clinton den sog. „Plan Colombia“ entwickelt und noch mit Uribes Vorgänger Pastrana im Jahre 2000 als Aktionsplan unterzeichnet, der inzwischen voll umgesetzt wurde. Die GTZ-Koordinatorin hatte mich um eine gesellschaftspolitische Einschätzung der Lage gebeten. Diese Gelegenheit nutzte ich jetzt in Cartagena, um über Kolumbien hinaus auch auf die problematischen Beziehungen zu den USA zu verweisen:

Eine neue US-Kriegsfront in Lateinamerika nennt sich „Plan Colombia“

Im Jahre 2000 hatte die Clinton-Regierung noch die übliche amerikanische Illusion, dass ein für die USA großes Problem am besten durch einen Krieg gelöst werden könne – natürlich einen Krieg, den die USA in ein anderes Land tragen. Im Fall der massiven Drogenprobleme in den USA sollte die Lösung heißen „Anti-Drogenkrieg in Kolumbien“ oder kurz „Plan Colombia“. Präsident Pastrana hatte sich der Außen- und Sicherheitspolitik der Regierung Clinton und dessen innenpolitischen Interessen einer Anti-Drogenpolitik unterworfen und inzwischen lässt der neue Präsident Uribe den Plan Colombia weiterhin in seinem Land ausführen. Damit übernimmt auch die neue kolumbianische

Regierung die Sichtweise Washingtons, dass sich die Drogenprobleme in der US-Gesellschaft durch die physische Zerstörung der Coca-Anbauflächen in Kolumbien lösen lassen. Für uns vor Ort und gerade auch für „meine“ Umweltregionen war deutlich erkennbar, dass Kolumbiens Regierung die eingesetzten US-Militärs und beteiligten US-Firmen ihre Erfahrungen aus dem Vietnam-Krieg nutzen läßt und gestattet, dass ganze Landstriche mit dem seit dem Vietnam-Krieg bekannten Entlaubungsmittel „Agent Orange“ bzw. dessen aktuelle Variante „Round-up“ auf der Basis von Glyphosat besprüht werden.⁴⁷ Immer mehr - auch staatliche - Fachleute sind sich bei Glyphosat in den letzten Jahren immer einiger geworden:

Glyphosat-Effekte

Ähnlich wie beim Agent Orange (Vietnam-Krieg) schädigt Glyphosat das Bodenleben, d.h., hat negativen Einfluss auf Regenwürmer, Spinnen und Fliegen und hat negative Auswirkung auf das Wachstum der Feinwurzeln, insbesondere bei längerer Anwendung. Weiterhin stellte er Störungen des Hormonhaushalts bei den Nutzpflanzen fest, erhöhte Stressanfälligkeit und verminderte Wasseraufnahme, was sich auch wieder negativ auf das Wurzelwachstum auswirkt. Knöllchenbakterien an Leguminosen werden durch Glyphosat beeinträchtigt. Diese Leguminosen wie Erbsen und Wicken bauen mitdenkende Bauern ähnlich wie Senf als Zwischenfrucht zur Bodenverbesserung durch Stickstoffansammlung an. Bedingt durch das Glyphosat ist die stickstoffsammelnde Wirkung der Bodenbakterien stark eingeschränkt und somit auch der Bodenaufbau.

Die Internationale Agentur für Krebsforschung, IARC, eine Einrichtung der Weltgesundheitsorganisation (WHO) kam dann im März 2015 zu dem weiteren Ergebnis, dass Glyphosat als wahrscheinlich krebserzeugend für den Menschen (probably carcinogenic to humans) einzustufen ist.

(Untersuchungen u.a. durch Umweltinstitut München) ⁴⁸

Solche Sprühaktionen erfolgen aus tieffliegenden Flugzeugen und Hubschraubern gegen Coca- und Mohnfelder mit den Stoffen Glyphosat oder dem Pilz *Fusarium Oxysporum*, deren ökologische und gesundheitliche Auswirkungen derzeit nicht umfassend kontrollierbar sind, weil kein überzeugendes Monitoring von Seiten der kolumbianischen Regierung durchgeführt wird

Erste Aufnahmen aus dem Caquetá (da, wo Amazonien beginnt), einer der Projektzonen unseres SomoSINA, hatten mir unsere Partner gezeigt. Zu sehen waren abgestorbene Bananen-, Maniok- und Erbsenfelder.

⁴⁷ Der deutsche BUND resumiert: **Glyphosat** ist das meistgespritzte Unkrautvernichtungsmittel in Deutschland und der Welt. Bekannt ist es vor allem unter dem Handelsnamen "Roundup". Es steht im Verdacht, Embryonen zu schädigen und Krebs auszulösen

⁴⁸ Im Ministerat der EU fiel ausgerechnet durch das Votum des deutschen Landwirtschaftsminister Christian Schmidt (CSU) im November 2017 die Entscheidung, Glyphosat für fünf weitere Jahre in der EU zuzulassen. Dabei hatte Schmidt – ganz nebenbei – auch einen anderslautenden Kabinettsbeschluss der Merkel-Regierung schlicht mißachtet, ohne dass die „Umwelt“-Kanzlerin für Konsequenzen sorgte....

Glyphosat-Sprühaktion gegen alles und jeden

in Süd-Kolumbien

Das von dem US-amerikanischen Konzern Monsanto produzierte Herbizid kann in Kolumbien den Anbau von Coca nicht wirklich verhindern, weil die Coca-Bauern sehr



mobil sind, mit neuen, ertragreicheren, auch gentechnische manipulierten Pflanzen arbeiten (die von der Drogen-Mafia finanziert sind) und dafür kleinere Felder genügen, die sich besser im Urwald oder zwischen anderen Pflanzungen verstecken lassen. Die Piloten

der Sprühflugzeuge können zwischen den Berghängen in Süd-Kolumbien nicht tief genug hinunter gehen, um gezielt nur Coca-Sträucher zu besprühen. Der Sprühwinkel wird dadurch übermässig breit und führt zu den genannten „Kolateralschäden“.

Die Piloten fliegen übrigens im Auftrag der US-Regierung, sind aber Mitarbeiter der US-Firma Dyncorp, eine Firmengründung ehemaliger Vietnam-Flieger, über die Washington seine Kriegshandlungen auch in anderen Ländern „outsourced“. Das unterstreicht einerseits, dass es sich auch beim Besprühen um eine Variante der Kriegsführung handelt. Und mir wurden Szenen berichtet, wo diese US-Flieger ihre Stars-and-Stripes aus der Kanzel wehen liessen, um den Bauern da unten zu zeigen, wer hier gerade eine Schlacht gewonnen hatte.

Coca-Ernte auf kleinen Feldern

Die Sprühaktionen können beim besten Willen nicht als verbesserte Präsenz des kolumbianischen Staates interpretiert werden; sie schwächen vielmehr noch weiter die Legitimität dieses Staatsappara-



tes und der Uribe-Regierung.

Das Meiste dieser Informationen aus meinem Vortrag hatten auch meine Kollegen schon irgendwie mitbekommen. Was dagegen weniger bekannt war, war die angesprochene militärische Komponente des „Plan Colombia“.

Das Washington Office on Latin America (WOLA) stellt regelmäßig die Militär- und andere Hilfen der USA an Drittländer zusammen und veröffentlicht sie. Die Clinton-Administration hatte aus innenpolitischen Gründen eine sichtbare Initiative gegen Drogenkonsum und -handel beschlossen und versucht, für die Finanzierung Dritt-Staaten zu gewinnen. Am Plan Colombia sollte sich der Drogenproduzent Kolumbien ebenso wie die Staaten der Europäischen Union aus politischen wie aus sozialen Gründen beteiligen. Die USA wollten in diesem Plan den weit überwiegenden Teil der Militärausgaben übernehmen. Die europäischen Regierungen lehnten diesen überwiegend militärischen Plan der USA ab. Kolumbiens Regierung Pastrana hatte nicht die erforderlichen Milliarden Dollar frei – also blieben die USA mit der Umsetzung des Plan Colombia praktisch alleine betraut. Die Clinton Regierung nutzte in dieser Lage die schon zugesagte militärische Unterstützungen an Kolumbien als finanziellen Sockel, sattelte noch ein paar Millionen drauf und beschloss dann Militär- und Polizeihilfe für insgesamt rd. 1,3 Mrd Dollar. Und nannte das Ganze weiterhin „Plan Colombia“.

Was ich meinen Kollegen an Zusatzinformationen bieten konnte, war u. a. Produkt meiner Zusammenarbeit mit einer holländischen NRO (*Tropenboz*), die sehr detaillierte Aussagen von unterschiedlichen Indianervölkern sammelt und dazu Karten anlegt und die beschädigten Pflanzen und getöteten Tiere in Skizzen festhält und von den Indigenen die Eigenarten dieser Tiere und Pflanzen beschreiben lässt. *Tropenboz* verfügt jetzt schon über eine beeindruckende Dokumentation der „Kollateralschäden“. Besonders für die Ökologie von Gewässern und deren Bewohner, wie Frösche und Insekten, wirkt sich der Einsatz von Glyphosat verhängnisvoll aus und damit zwangsläufig auch für den Bestand von rund 500 Vogelarten, die in den zentralen Sprüh-Regionen leben.

Erschwerend kommt hinzu, dass die Kleinbauern häufig „Gegen-Chemikalien“ in hohen Dosen ausbringen, um ihre Pflanzungen gegen Sprühmaßnahmen zu schützen. Nicht so sehr bei den Indigenen, wohl aber bei den Bauern (die in der Regel selber Fremdelemente im Regenwald sind, weil sie aus den andinen Regionen nach Amazonien verdrängt wurden) ist zu beobachten, dass bei den derzeitigen Anti-Besprühungen die empfohlene Dosis oft um ein Vielfaches überschritten wird. Die Gesamtmasse an Chemikalien ist daher gewaltig und mit den allergrößten Auswirkungen auf Gesundheit von Menschen und Tieren und die regionale Flora und Fauna verbunden. Natürlich kam die Frage nach Alternativen auf. Ich konnte wenigstens auf einen wichtigen Ansatz hinweisen. Und der kam auch aus den Niederlanden.

Direkt auf Kolumbien bezogen hat das *Transnational Institute* (TNI) aus Amsterdam bisher am konkretesten zu Alternativen gearbeitet. Nur um eine Idee zu geben, fasste ich mal die 4 wichtigsten Überlegungen des TNI zusammen, die vom Institut gemeinsam mit seinem hiesigen counterpart, der NRO *Acción Andina*, und mit den verschiedensten Akteuren diskutiert werden, die in Kolumbien vom Thema Drogen bzw. Besprühen betroffen sind. Diese und ähnliche Überlegungen fordern seither landesweit sowohl die Kleinbauern als auch die indigenen Gemeinden.

- Beendigung der gewaltsamen Zerstörung von Coca- und Mohnfeldern und die Formulierung von Vereinbarungen mit der lokalen Bevölkerung der Drogengebiete zur manuellen Beseitigung der Cocasträucher anstelle der Sprühaktionen
- Beendigung der Diskriminierung der kleinbäuerlichen Produzenten von Coca-Blättern (die schließlich wesentlicher Teil der indigenen Kulturen sind) und die Ein-

- richtung von Schiedsstellen zur Abstimmung von Maßnahmen zwischen Regierung und den indigenen und bäuerlichen Organisationen.
- Entwicklung von wirtschaftlichen Alternativen in Verbindung mit einer graduellen Rückführung des Drogenanbaus.
- Uneingeschränkte Beteiligung der lokalen Gemeinschaften bei der Entwicklung eines Programms zur Regional- und zur Umweltplanung in den Siedlungsgebieten.⁴⁹.

Anstelle eines solchen Maßnahmenpakets hatte die Regierung Uribe das Stichwort „Entschädigung“ bzw. „soziale Begleitmaßnahmen“ aus dem Plan Colombia aufgegriffen. Und das muss man sich dann so vorstellen: Im Putumayo, dem Teil des südlichen Kolumbien, in dem allein rd. 50% der Cocaproduktion erzeugt wird, wurden zwischen Dezember 2000 und Juli 2001 insgesamt 33 Entschädigungsvereinbarungen mit insgesamt fast 38.000 Kleinbauern-Familien getroffen. Sie sollten einen Ausgleich für durch Glyphosat-Besprühungen vernichteten Pflanzungen erhalten. Die Ausgleichszahlungen waren im Februar 2002 an 1.800 Familien erfolgt, also an weniger als 5% der Zielbevölkerung. Bald danach wurden solche Ausgleichszahlungen an die betroffene Landbevölkerung praktisch ganz eingestellt. Wieder ein Punkt, der die Legitimität des Staates nicht gerade erhöht. Mein Vortrag hätte nicht in die 6 Minuten hineingepaßt, die die FARC uns bei ihrer Auditoria gewährt hatte. Aber in Cartagena verließ niemand der Kollegen den Saal oder sah gelangweilt auf seine Fingernägel. Es wurde vielmehr sowohl beim offiziellen Seminar wie auch noch während des halben Tages Freizeit am Strand intensiv über viele Aspekte der neuen Politik diskutiert. Wir hatten schließlich alle damit zu tun.

Zu Besuch bei der Wayúu-Prinzessin in der Guajira-Wüste

Nicht jeder erinnert sich, dass Kolumbien außer seinen Vorzeigeregionen Karibik, Amazonien, Anden, Kaffeezone auch ein Stück Wüste kennt und mit dem Nachbarn Venezuela



teilt. Und in der Guajira-Wüste leben als altes Volk die Wayúu. Hier verdienen sich die Anwohner ein spärliches Einkommen durch Salzgewinnung, wie sie es seit Urgroßvaterszeiten betreiben.

Salinen von Manaure

In etwas größeren Städte bieten Wayúu-Frauen als Straßenhändlerinnen ihre hand-

⁴⁹ Diese Forderungen werden auch 2013 immer noch erhoben: El Tiempo, Bogotá, 6.3.2013: *Cerca de 800 cultivadores de coca protestan por erradicación*

werklichen Artikel den Städtern an, die sich bis hierher verlaufen, wie in Riohacha.



Wayúu als Straßenverkäuferinnen in Riohacha

Der Vorschlag zu dieser Tour war von der Mitarbeiterin gekommen, die ich als Büroleiterin eingesetzt hatte, wenn ich unterwegs war, weil sie mich inzwischen am besten verstand.

Olga Sofía kannte eine Wayúu-Prin-

zessin. Sie hatten zusammen an der Uni in Bogotá u.a. Psychologie studiert. Diese Prinzessin wollten wir jetzt ausfindig machen und dabei etwas mehr von diesem abgelegenen Teil des großen Landes besser verstehen lernen. Ihr Reich liegt am äußersten Ende der Guajira-Wüste, am Kap der Segel, in Rufweite zu Venezuela. Die Anreise streifte spannende, auch exotische Teile Kolumbiens, Dörfer der Afro-Kolumbianer, wie im Chocó. Dörfer, die von der Meersalzgewinnung leben. Dörfer mit einem guten Ruf für handgefertigte Textilien.

Wir nahmen das alles unterwegs mit großer Neugier und Interesse auf. Und dann haben wir das traditionelle Siedlungsgebiet der Wayúu erreicht, auch die Prinzessin finden wir bald. Sie hat uns zu ihrem Gästehaus geführt, in dem wir direkt am Strand wohnen dürfen. Es ist eine Hängematten-Herberge.



endlich angekommen im Hängematten-Hotel der Wayúu am Kap der Segel

Die Prinzessin hat uns dann sozusagen an die Hand genommen und uns das Leben ihrer Wayúu erläutert. Wir akzeptierten die bunten Seiten ihres Lebens und konnten uns freuen, dass dieses indigene Volk sich augenscheinlich seine

eigene Identität so gut bewahrt. Dann zeigte Prinzessin Remedios auf die gewaltigen

Kohlezüge der Drummond Company, die parallel zur Küste die Wüste queren und gab zu verstehen, dass diese Züge von den Wayúu als Symbol ihrer existenziellen Bedrohung angesehen werden.

Drummond Kohlebahn durch die Guajira-Wüste

Am Abend erzählte sie uns am Strand beim leisen Plätschern der Wellen und im sanften Wind, der als feine Brise vom Meer her weht, die wahre Horrorgeschichte ihres Volkes. Wir waren in dieser Nacht voll konzentriert, um die Zusammenhänge zu verstehen.



Wayúu-Frauen nachdenklich zwischen Guajira-Wüste und dem karibischen Meer,

zwischen Tradition und „Zivilisation“, am Kap der Segel

Ich will nur den brutalen Kern ihrer Geschichte auf-

schreiben. In der Kultur dieses Volkes hat u.a. Familienplanung einen hohen Stellenwert und ist ein erheblich umfassenderer Prozess als das schlichte Einnehmen einer Pille. Gleich zum Zeitpunkt ihrer ersten Menstruation werden Wayúu-Mädchen mit der Wirkungsweise und Dosierung der traditionellen Empfängnisverhütung vertraut gemacht, der Einnahme eines Pflanzenwurzelsafts, den sie 'Jawape' nennen. In dieser ersten „Lehrzeit“ werden sie von ihrem Clan getrennt, leben fett- und fleischlos und erhalten "weißes Jawape", das sie angeblich jung hält. Ausschließlich Großmütter, Mütter und Tanten dürfen sie besuchen. In dieser Phase erlernen sie auch Kochen und Weben - ein Handwerk, für das die Wayúu berühmt sind. Außerdem schneiden sie sich das Haar als "Symbol ihrer Reinigung". Dass die postmenstruale Einweisung inzwischen immer kürzer wird, hat mit dem „Zivilisationsprozess“ zu tun, dem die Wayúu-Mädchen heute in den Schulen ausgesetzt sind und mit dem Anpassungsdruck an modernes Leben, der von den neuen Herren der Region, wie dem Energiekonzern Drummond, ausgeht. Remedios de Wayúu, unsere Prinzessin, erzählte sehr plastisch, wie seit kurzer Zeit die Wayúu-Frauen mit einem

sehr eigenen Protest anfangen, sich gegen die Veränderung ihres tradierten Lebensstils zu wehren. Sie selbst hatte zwei von ihrem Volk in das Regionalkrankenhaus von Uribia begleitet. Mutter und Tochter wollten sich gleichzeitig sterilisieren lassen. Sie hatten da in ihre traditionellen Mantas gehüllt gesessen und nicht viel mehr gesagt als "Wir wollen keine weiteren Kinder kriegen". Die 48-jährige Dolores hatte schon zwölf Kinder zu Hause. Ihre 26-jährige Tochter Jesenia hatte bis dahin 3 Kinder geboren und das sollte jetzt genug sein.

Aber nicht der Kommentar einer Ärztin aus demselben Uribia scheint mir die Haltung der Frauen zu erklären („viele Wayúu-Frauen entscheiden sich für die Sterilisation, weil ihnen die regelmäßige Einnahme der Pille nicht behagt und sie eine Spirale ablehnen“), und die Sterilisationskosten von etwa 45 Dollar sind es auch nicht, denn die bezahlt die Stadtverwaltung. Was in Wirklichkeit am Verhalten der Wayúu-Frauen bestürzend ist, ist ihr absoluter Bruch mit einer uralten Tradition der Familien- und Lebensplanung – aus Verzweiflung gegenüber der zunehmend schwieriger werdenden Lebenssituation. Denn auch die Guajira ist ein intensiv genutzter Drogen- und Waffenkorridor. Hier oben an der Grenze zu Venezuela ist allerdings mehr die Drogenmafia beteiligt als die Guerrilla oder die Paras. Es ist die geballte Gewalt, mit der der Drogenhandel die gesellschaftliche Ordnung der Alteingesessenen zerstört. Es ist die industrielle Gewalt des ausländischen Unternehmens Drummond, das seine Eisenbahn durch eine stille Wüstenlandschaft treibt, um die Bodenschätze dieser Region außer Landes zu bringen. Es sind die massiven Geldströme, die von diesen verschiedenen Seiten auf das ganz andere Wertesystem der Wayúu eindringen und sie wie ein Tsunami beiseite schwemmen. Ganz nebenbei schickt die Drummond Company ihre Anwälte erfolgreich ins Feld, um sich die Ländereien der Wayúu anzueignen (eigentlich US-Tradition, denn genau das ist bis heute Alltagspraxis in den Reservaten der Sioux und andere Indianer-Völker in den USA selbst).

Gegen die auf Korruption, auf Rechtsbrechung und auf „freie Marktwirtschaft“ setzende Politik der kolumbianischen Regierungen kann sich dieses Volk ebenso wenig behaupten wie die vielen Völker im Amazonas-Tiefeland, denen es ganz genauso geht – auch wenn dort der Rohstoff Tropenholz und nicht Kohle heißt. Im Haus von Remedios (sozusagen am Hofe) trafen wir dann auch ihren Mann. Er arbeitet als Anwalt der Wayúu und wusste manche Geschichte vom Hauen und Stechen der Besitzer von Kohle- und Salzminen zu erzählen. Das schließt gewaltsame Umsiedlungen ganzer Dörfer ein (da denkt der Rheinländer doch gleich an die Braunkohlelager in Garzweiler und der Lausitz...). Die Anwälte der Indigenen werden schon mal in „Schutzhaft“ genommen. Und von verschiedenen Formen von „schweren Unfällen“ ist beim Gemahl der Prinzessin die Rede.



Hier, am Ende der Welt, am Rand der Wüste hatte uns also das ganz normale Kolumbien eingeholt. Wir hatten verstanden, dass die schönen Bilder vom indianischen Leben, die wir zunächst gesehen hatten, vor allem Trugbilder sind.

„Idylle“ von Afro-Kolumbien am Rio Durell

Die Wayúu-Frauen haben ihren Lösungsweg schon beschlossen: sie organisieren den Einstieg in den kollektiven Ausstieg. Die freiwillige Sterilisation war der erste Schritt. Damit sind sie nicht das erste Indio-Volk, das kollektive Selbstaflösung beschließt, weil es für ihre Kinder keine Zukunft zu geben scheint.....

In der einzigen Wayúu-Werkstatt hier draußen, ließ ich zwei Tage später meinen Jeep fit machen für einen langen Rückweg in die Berge von Bogotá. Diskussionsstoff hatten wir jetzt mehr als ausreichend für die ersten 1000 Kilometer



Autowerkstatt der Wayúu in der Guajira-Wüste

LÖSUNGSANSÄTZE

Unser Umweltkongress als nationales Ereignis

(Brief-Auszug:)

Mein ganzes Team ist in Feierlaune. Wir haben den ersten nationalen Umweltkongress mit ziemlichem Erfolg abgeschlossen.

Als Erfolg könnten wir das gute Medienecho ansehen, auch die 4.000 Teilnehmer, die insgesamt bei allen Teilveranstaltungen dabei waren und sich mächtig gedrängt hatten, um irgendwo noch einen Platz zu finden. Oder auch die breite Unterstützung, die während der wochenlangen Vorbereitung von der Regierung, von Unternehmern, aus Bogotá wie auch aus den Provinzen entscheidend war, um die Termine unserer eigenen Planung auch

einhalten zu können.

Ich freue mich natürlich selber sehr über dieses rundum positive Gesamtergebnis. Noch ein kleines bißchen mehr freut mich allerdings, dass wir durch die thematisch, wie geographisch breite Anlage des Kongresses im ganzen Land eine Menge nicht-korrupter, normaler Bürger in ihren Institutionen und Organisationen getroffen haben, die gerne eine andere Entwicklungsvision blühen sehen wollen als immer nur Drogen und Guerrilla. Da wollen viele an konkreten Beispielen Demokratie und Mitbestimmung in ihrem Land umsetzen. Und diesen vielen jungen wie älteren Menschen scheint das Thema unseres Kongreß ein richtiggehender Mutmacher zu sein: „Modernisierung der Umweltpolitik“. Denn man hatte verstanden, dass es uns um die Bäume (den Wald) und das Wasser, die Artenvielfalt und die Abfallvermeidung geht. Aber tatsächlich um weit mehr als das. In den Vorträgen und Diskussionsrunden und bei der Umwelt-Messe, die auch dazu gehörte, war immer auch sehr viel von unserer Form des Wirtschaftens die Rede und davon, dass Umweltschäden sowohl mit Armut wie auch mit überzogenem Luxus zu tun haben. Modernisierung hat gleichzeitig sehr viel mit Bildung und Ausbildung zu tun. Dazu haben mich z.B. eine ganze Reihe von Lehrern (auch Hochschullehrer) angesprochen, weil ich das in meinen eigenen Vorträgen auch immer wieder betont hatte.

*der erste nationale Umweltkongreß
durch SomosSINA organisiert,
Bogotá 2002
Einführung durch ER*

Die zentralen Behörden in Bogotá (Umwelt, Forsten, Energie, Wasser, Landwirtschaft,...) stehen mit großen Augen vor positiven Beispielen nachhaltiger Initiativen aus dem eigenen Land. Für viele Beamte ein unbekanntes Land! Mehr noch: es war auf eigentlich allen Ebenen der Teilnehmer zu hören und zu spüren, dass der



ungeheure Reichtum des Landes an Wasser, Wald und Biodiversität als ein ganz konkreter Weg in eine andere wirtschaftliche und soziale Entwicklung gesehen wird. Es war sehr viel Jugend aus allen Landesteilen anwesend. Sie waren die deutlichsten Meinungsbildner, die keinen weiteren Drogenkrieg führen wollen, sondern die Schätze dieses Landes endlich durch eine andere Brille als die von Militärs sehen wollen. Wald ist nicht in erster Linie ein unerwünschtes Versteck für Guerrilleros, der deswegen besprüht und vernichtet werden muss, sondern die Wälder des Amazonas sind Leben und Zukunft dieser jungen Generationen. Ich denke, ihr könnt das nachvollziehen, oder?

Für meine eigene Arbeit war dabei der letzte Freitag besonders wichtig.

Wir haben in zwei großen Sälen parallel insgesamt 14 landesweite Beispiele mit powerpoint und Video präsentiert, die signifikante Prozesse zur Umweltpolitik aus ganz unterschiedlichen Regionen Kolumbiens dem übrigen Land vorstellten. Die Säle waren gerammelt voll, weil das Land viel zu wenig von sich selber weiß. Selbst die Regierung kannte diese positiven Beispiele von konkreter Umweltpolitik nicht bevor wir uns als Projekt daran gemacht haben, sie systematisch zu untersuchen, aufzuarbeiten und jetzt eben auch breit bekannt zu machen. Wir hatten dazu auch die Menschen (Bauern,

Indigene, Dorfbewohner, Bürgermeister etc) aus verschiedenen Landesteilen zu diesem Kongress eingeladen, um der Hauptstadt zu zeigen, wie die Menschen aus den Regionen aussehen, um zwischen diesen so völlig unterschiedlichen Teilen Kolumbiens ein bisschen mehr Kommunikation zu ermöglichen....



intensive Teilnahme an unserem nationalen Umweltkongreß

Ich habe natürlich auch selber meine Sicht auf die Möglichkeiten deutsch-kolumbianischer Zusammenarbeit vorgetragen. Dabei saßen auch die Regierungen von Holland, von China, internationale NROs am Tisch. Bei solchen Gelegenheiten geht es mir oft darum, die breite

Palette von Kooperationsformen mit den vielen internationalen Organisationen und Regierungen anzusprechen, von denen manche ziemlich leichtfertig ihre Finanzmittel den Partnern und Behörden übergeben und andere Organisationen (auch wir) dabei weit zurückhaltender agieren und bei den einzelnen Maßnahmen deutlicher mitreden.

Theoretisch könnte ich jetzt ein bisschen durchatmen. Leider bin ich aber in ein paar Stunden schon wieder auf dem Flug in die Kaffezone. Ich werde voller Zufriedenheit den dortigen Partnern vom Verlauf des Kongresses berichten, zu dem auch die Organisationen aus der Kaffezone viel beigetragen haben.⁵⁰ Wie immer, geht es aber schon wieder um die nächsten Projektmaßnahmen, um die Planung der nächsten Schritte, diesmal im Forstprojekt in Cúcuta. Neben ein paar ernsthaften Problemen mit illegalem Holzeinschlag in der Grenzzone zu Venezuela steht dort als PR-Maßnahme auch wieder ein Fußballturnier an. Also, etwas fürs Herz. Die jungen Mitarbeiter aus den beteiligten Umweltbehörden lächeln natürlich milde über den Fußball-Senior aus Deutschland – aber sie lassen mich mitspielen.

*Ansonsten freut sich auch meine Frauenschaft schon auf unser nächstes exotisches Vorhaben. Wir wollen mit der Kongreß-Erfahrung im Rücken in Kürze das erste **Amazonas-Forum** ganz unten an der Grenze zu Brasilien und Peru organisieren, wo sich eine Woche lang die diversen indigenen Völker, die Behörden aus Bogota, die (illegalen) Siedler und Holzfäller des Amazonas und einige andere an gemeinsame Tische setzen und sich zunächst nur gegenseitig erzählen, welche Visionen sie eigentlich von diesem ungeheuren Lebensraum Amazonien haben. Auch das und manches andere erfreuliche passiert in Kolumbien. Wie erfreulich, wird sich dann zeigen.....*

⁵⁰ Der nächste in Qualität und Umfang evtl. vergleichbare Umweltkongress fand erst wieder im Juni 2010 in Bogotá statt. Leider ohne deutsche Unterstützung, weil die Bundesregierung und die GTZ ihre Prioritäten inzwischen anders gesetzt hatten

Was heißt eigentlich Friedensdividende für die Zivilgesellschaft ?

(Brief-Auszug, April 2002:)

Die Osterwoche in Kolumbien ist wie andere kirchliche Feiertage wieder so gelegt, dass ein Maximum an zusammenhängenden freien Tagen dabei herauskommt, ohne dass Urlaub beantragt werden muss. Kirchliche Feiertage fallen ja häufig auf Donnerstage, dann wird dieser Feiertag selber als Arbeitstag behandelt und der folgende Montag wird zum Feiertag. Mehr arbeitsfreie Zeit am Stück. Durch zusätzliches Kumulieren ist daher seit letztem Samstag bis zum kommenden Sonntag eine lange Woche für friedliches Miteinander geschaffen worden. Ich habe mir daher einen Schreibspaziergang durch Bogotá vorgenommen, lasse mich in dem einen und anderen kleinen Café nieder, halte meine Beobachtungen fest und schreibe euch diese Zeilen.

Wer in der Stadt geblieben ist (also z.B. nicht den günstigen Osterflug nach Cuba gebucht hat oder beim 86 Km langen österlichen Pilgermarsch von Pasto zur ecuadorianischen Grenze mitläuft), der sieht heute an jeder wichtigen Straßenkreuzung in Bogotá und an jeder Brücke schwer bewaffnete Soldaten. Viele Wohnkomplexe haben ihr Sicherheitspersonal aufgestockt. Zwischen dem Fußvolk tummeln sich auch viele zivile Sicherheitskräfte. Vielleicht hat das etwas mit der Desillusionierung zu tun, die das Volk befallen könnte, wenn sie an diesem christlichen Fest in der New York Times blättern. Dort kann man in einem 11 Seiten langen Beitrag viel Aufschlussreiches über Uribe und seine Verwicklungen bis zur Kinnlade in die Drogengeschäfte dieses Landes nachlesen. Und ein Zweites: Wie überall im Ausland, gibt es auch in den USA kritische Stimmen gegen die hier zu spürende Entwicklung. Das Netz von rd. 60 NROs in den USA, die „Lateinamerika-Arbeitsgruppe“ vergleicht die US-geführte Kampagne gegen den internationalen Terrorismus in und außerhalb von Kolumbien als Wiederaufleben des Kalten Krieges. "Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, dass wir das alles bereits erlebt haben", sagte Joy Olson, Direktorin dieses Verbandes. Denn etliche der Scharfmacher aus den Jahren der harten Ost-West-Konfrontation sind auch jetzt wieder in der US-Administration von Bush jr. vertreten und das bedeutet nichts Gutes für den gesamten lateinamerikanischen „Hinterhof“ der USA.

Wenn ich hier an den Kiosken auf der zentralen Einkaufsstraße (die Septima) vorbei schlenkere, ist an den Titelseiten deutlich zu erkennen, dass die kolumbianischen Medien (in den Händen der Elite-Familien) natürlich das Ihrige tun, um für die Regierung unangenehme Meldungen aus dem Ausland möglichst auszublenden. Sie bleiben bei der Auflistung der Gräueltaten in den Provinzen durch Guerrilla und Paras und bei der "Gegenwehr" der bäuerlichen oder indianischen Bevölkerungen, ohne Zusammenhänge zu erläutern.

Mehr Raum geben die Medien der Debatte über die zusätzliche Finanzierung des Bürgerkrieges durch eine Sonderabgabe, einen Tageslohn von jedermann / jederfrau. Natürlich trifft dieser Vorschlag in erster Linie die vier unteren Sozialschichten im offiziell sechschichtigen Gesellschaftsaufbau Kolumbiens. Damit soll vor allem die große Bevölkerungsmehrheit, die schon ihre Söhne an die Front schicken muß (weil die besser qualifizierten Soldaten und Offiziere der Oberschicht zum Objektschutz in den Städten bleiben), auch noch den Krieg finanzieren, der nun wirklich nicht ihr Krieg ist. Offiziell sind 40% der kolumbianischen Bevölkerung als arm eingestuft. Ein Tageslohn zählt da viel.

An diesen friedlichen Ostertagen, an denen - trotz aller Anspannung - nicht (wie im österlichen Jerusalem) jede Menge Autobomben oder Amokläufer oder menschliche Sprengsätze die Strassen verunsichern, an diesen Tagen drehen sich vor den Spiegeln der Hauptstadt-Boutiquen die daheim gebliebenen Vertreter der 10%igen Oberschicht.

*Osterspaziergang auf der Septima,
Bogotá's Fußgängerzone*

Dabei wird sehr sichtbar, dass die Mittelschicht drastisch eingebrochen ist. Die großen Einkaufsketten (auch das französische Carrefour oder das chilenische Homecenter) mit ihren vielen importierten Produkten bemerken, dass ihre Klientel nicht mehr so zügig ins Portemonnaie fasst, wie noch vor wenigen Jahren als die unkontrollierten Drogengelder dem Land zu einer statistisch guten gesamtwirtschaftlichen Lage verhalfen. Jetzt mehren sich hier dieselben Anzeichen, wie vor 10 oder 15 Jahren in Argentinien, das seither – sozial und politisch gesehen – auf den Augenbrauen daher kriecht.

Bei solchen Beobachtungen und mit solchen Gedanken im Kopf läßt man auch bei einem so friedlichen, feiertäglichen

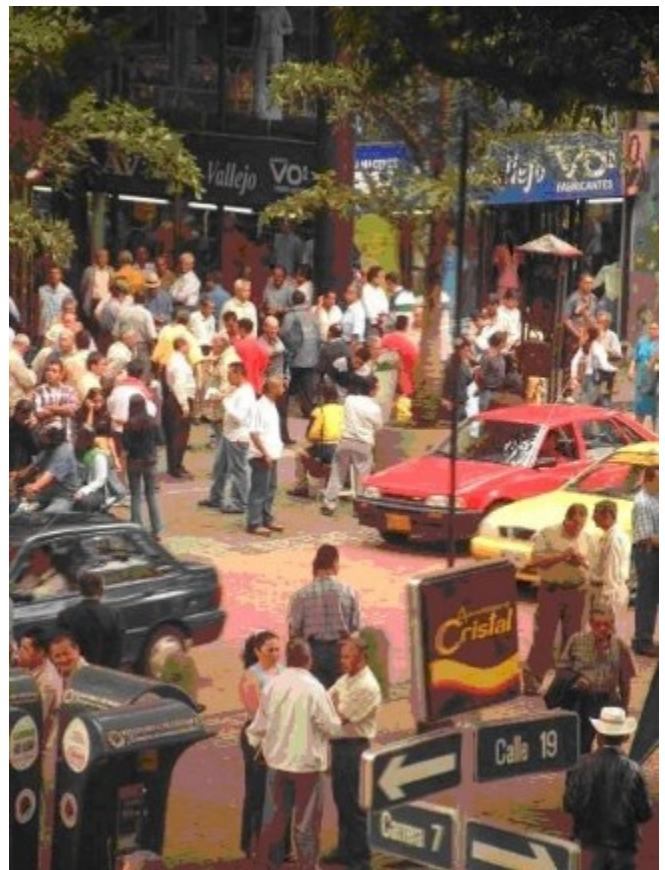
Stadtbummel nicht unbedingt die Seele baumeln. Und wachsam muß man ohne Unterbrechung bleiben – sei es wegen der fehlenden Kanaldeckel, sei es wegen geldbedürftiger Drogenabhängiger, die eine österliche milde Gabe einfordern.

Trotzdem bleibt vergleichsweise viel Luft für freie Gedanken, z.B. um sich in den Pilgerstrom hinauf zum Berg Monserrate einzuklinken und einen Smog-freien Blick über Bogotá zu genießen. Und nach dem Abstieg bleibt auch im Zentrum genug Luft, um durch die Gassen der Altstadt zu schlendern mit ihren alten spanischen Häusern und den Straßenhändlern davor. Sie verkaufen immer auch kunstvolle Illusion, die Illusion von alten Zeiten mit alten Häusern, in denen nach alten Regeln gelebt wurde. Am Ende lande ich

wieder in einem meiner beiden Lieblingscafés, um noch einmal genauer die Zeitung zu lesen. Dabei blicke ich zurück auf die ambulanten Händler und denke: Es bestehen alle Formen und gesetzlichen Grundlagen formaler Demokratie, ja. Aber die Existenz von Arbeitsschutzgesetzen sind überhaupt kein Hindernis dafür, dass jemand von jetzt auf gleich seine Stelle verliert, wenn das seinen Chefs so ins Konzept passt.

*ambulante Strassenhändler
Altstadt Bogotá*

Einige der ambulanten Händler in



dieser Altstadt-Gasse sind auch auf diese Weise zu ihrem aktuellen job gekommen.



*Altstadt Bogotá: Cafés und Plätze
wie impressionistische Gemälde*

Mitmachen bei Uribes Friedens-Karawane : zur Rückeroberung der Llanos

Im November 2002 frage ich mich, wie viele andere auch, was stellt die neue Regierung Uribe der Kulturrevolution von Bogotá's Bürgermeister, Antanas Mockus, als „Friedensrevolution“ für das ganze Land an die Seite – oder entgegen?

Seit 3 Monaten ist Uribe an der Macht. Mit seiner Regierungsmannschaft schafft er neue Verhältnisse und belässt zugleich vieles da, wo es ist. Neu ist ohne Zweifel, dass das Staatsoberhaupt an vielen Wochenenden seine MinisterInnen um sich scharft und nach einem festgelegten Reiseplan in eine der Provinzen fliegt, um dort hautnah einen ganzen Tag lang mit den regionalen und lokalen Verantwortlichen vor laufenden Kameras zu diskutieren, sich Dinge anzuhören, die er so in Bogotá nie hört und Uribe nutzt die Gelegenheit, selbst zum x-ten Mal die Schwerpunkte seiner Politik direkt an die Leute heranzutragen. Natürlich alles mit bester TV-Abdeckung. In jedem Fall aber ein deutlicher Wandel in der politischen Kultur.

Was ich selber bei einem solchen "Treffen mit dem Volk" in Sta Marta beobachten konnte, war eine Szene, die man bis dahin so nicht kannte: die neue Umweltministerin wird auf konkrete Probleme angesprochen und eine Gemeinde erwartet dringend Unterstützung von der Regierung, um u.a. ihr Abfallproblem zu lösen. Die Ministerin – nicht gerade eine besondere Leuchte ihres Faches – reagierte dann erstmal so, wie die politische Klasse dieses Landes (und anderer Länder auch) gerne reagiert: "na klar helfen wir Ihnen, Sie können sich auf mich verlassen....". Die Leute, mit der Erfahrung, dass sie schon etwa

2.634 Mal in ihrem Leben von einem Politiker vertröstet wurden, insistieren auf konkretere Antworten und da greift Uribe durchaus ein und nötigt seiner Ministerin vor laufenden Kameras präzise Antworten ab.

Aber auch ein anderes Szenario: wieder ist die Staatsspitze in der Provinz unterwegs. Aus der Volksversammlung erhebt sich einer mit einem Pappkarton unterm Arm, richtet sich an den Präsidenten und zeigt ihm einen dicken Pack von Akten, Briefen, Papieren mit Behörden-Stempeln und erklärt, dass er alle diese Unterlagen gesammelt habe, um zu belegen, wie der Senator dieser Region über Jahre illegal ringsum Ländereien an sich gebracht hat, wie er damit schmutziges Geld wäscht etc.. Uribe versucht, das Thema aus dem Rampenlicht zu nehmen ("lassen Sie uns anschließend in Ruhe darüber reden..."). Aber der Mann will und kann jetzt nicht mehr zurück und sagt dort vor allen: "wenn ich hier rausgehe, bin ich ein toter Mann; Sie müssen mir jetzt helfen...." Und Uribe veranlasst, dass der Mann unter Sicherheitsvorkehrungen in die dortige Militärstation einziehen kann, wo er zumindest erstmal vor einem direkten Mordanschlag durch die Helfer dieses Senators sicher ist, bevor man weiter sieht. Es gibt solche Geschichten, und ähnliche und natürlich ganz andere. Tatsächlich zeigt sich Uribe dem Volk anders als sein Vorgänger und dessen Vorgänger....

(Brief-Auszug:)

*Inzwischen ist es schon wieder fast eine Woche her, da wurde unter starkem militärischen Schutz die Strasse von Bogota ins Tiefland der Viehzüchter, also von den Ost-Anden hinunter in die Llanos, das Land der hiesigen Cowboys, auch für Normalbürger wieder befahrbar gemacht. Die Llanos sind traditionell eine wichtige Versorgungsregion für Bogota. Sie sind eine ökologisch sehr reiche Landschaft, nicht so eintönig, wie die Pampas in Argentinien, wo es nur Schafe und Rinder aushalten. In den Llanos herrschen auf rund 400 m Höhe tropische Verhältnisse: jede Menge Rinder, aber auch endlos viele Früchte, Bäume, Gräser, Fische, Vögel; Sonne und Wasser. Von dieser Zone ist Bogota seit langem durch die Guerrilla abgeschnitten und viele Lastwagen sind auf dieser Strecke angezündet worden, damit sich die Versorgung der Hauptstadt verschlechtert und ein Lebensnerv des Staates getroffen wird. Uribe hat inzwischen mit seinen Militärs und den Polizeikräften Pläne zur "Rückeroberung" strategischer Strecken und ganzer Regionen entwickelt und die Regierung fängt eben auch an, diese Pläne umzusetzen und gewinnt damit ungeheure Popularität. Am letzten Wochenende war es also zum ersten Mal möglich, im Rahmen einer geschützten Auto-Karawane, von Bogotá hinunter in die Llanos zu fahren. Ich hatte, seit ich hier bin, davon geträumt, wieder einmal in diese Region über Land zu reisen. Ein Traum, den Monika und ich uns in der Studentenzeit mit Hilfe eines Zufallstickets von guten Bekannten verwirklicht hatten. Damals – 1972 – gab es auch schon Guerrilla und Paramilitärs, aber auf viel kleinerer Flamme. Wir hatten nur wenig davon bemerkt. Jetzt wollte Uribe den Zugang zu der versperrten Fleischkammer Kolumbiens unter stärkstem Militärschutz erzwingen – eben rückerobern!! Er nannte das Projekt allerdings „**Friedenskarawane**“.*

Etwa 600 Autos kamen an dem angekündigten Morgen am Westrand der Hauptstadt zusammen. Es ging über den Vorort Soacha, in dem die GTZ ein Gesundheitsprojekt betreibt, über die Berge nach Süden in Richtung Villavicencio, der Hauptstadt der Provinz Meta. Eine tolle Fahrt durch die Berge, durch große und kleine Dörfer und Städtchen. Überall begeisterter Empfang der Karawane durch die Bevölkerung, die sich anscheinend vollzählig entlang der Durchgangsstrasse und auf den Marktplätzen versammelt hatte – so als wären nach Kriegsende endlich die Befreiungstruppen bis zu ihnen durchgestoßen und würden

jetzt die neue Lebensphase einleiten. Die Szenen hatten sehr viel Symbolkraft und machten Präsident Uribe zu einem ungeheuren Sympathieträger.



Uribes Friedenskarawane wird überall gespannt erwartet und begrüßt

Und dann kam der letzte Tunnel durch die Berge und das Licht am Ende des Tunnels gehörte schon zur endlos weiten Vorratskammer Kolumbiens, den Llanos. Die Karawanen-Strecke hatte uns durch die größere Stadt dieser Tour, Villavicencio, geführt (in der ich schon im letzten Jahr

eines meiner GTZ-Projekte wegen Ineffizienz und problematischer Arbeitsbedingungen eingestellt hatte). Danach rollten wir nur noch auf einzelne Provinzstädtchen zu und auf gelegentliche kleine Nester, zum Glück war auch eine Tankstelle dabei. Ich hatte vorsichtshalber mal wieder meinen Jeep in Bogotá gelassen und stattdessen das kleine Stadtauto meiner Kollegin Olga Sofía ausgeliehen und mit leichtem Gepäck beladen. Sie wollte sich allerdings diese historische „Rückeroberung“ auf keinen Fall entgehen lassen. So teilten wir uns also wieder einmal eine Entdeckungsreise. Mit dem Jeep hätte ich mir vorstellen können, bis zur venezolanischen oder zur brasilianischen Grenze vorzudringen. Mit dem Opel-Corsa nicht. In jedem Fall wurde offiziell dringend angeraten, nicht viel tiefer ins Land vorzustoßen als wie es von Uribes "Straßensoldaten" abgesichert wurde.

Wir waren inzwischen den ganzen Tag gefahren, spürten aber wegen der ständigen Anspannung keinerlei Müdigkeit. Während der letzten Stunden unserer Fahrt waren wir an unzählbaren Zebu-Rinderherden und alten Haciendas vorbei gekommen und hatten den hiesigen Cowboys bei ihrer Arbeit hoch zu Ross zugesehen, den Vaqueros, die auch auf der Straße immer Vorfahrt haben.



Vaquero mit seinen Zebu-Mischlingen, Herr der Llanos

Kurz hinter dem Handelsposten Puerto Lopez bremste dann der große, träge Río Meta die Weiterfahrt. Einer der großen Zuflüsse des Orinoco, der dann später nach einem riesigen Bogen durch Venezuela in einem gewaltigen

Delta in den Atlantik mündet. Dabei ist der Orinoco ein guter alter Bekannter aus meiner

Venezuela-Zeit. Seine wilden Wasser hatte ich damals in Puerto Ordaz in Guayana kennen gelernt. Dort war ich mit meinen Befragungen zur Erwachsenenbildung noch ganz auf meine Diplomarbeit konzentriert gewesen. Jetzt, auf dem Zufluß zum Orinoco, wollte ich möglichst viel in diesem kolumbianischen Gesicht lesen, das hier so ganz anders aussah als z.B. in der Kaffezone oder an den karibischen Ufern des Magdalena.



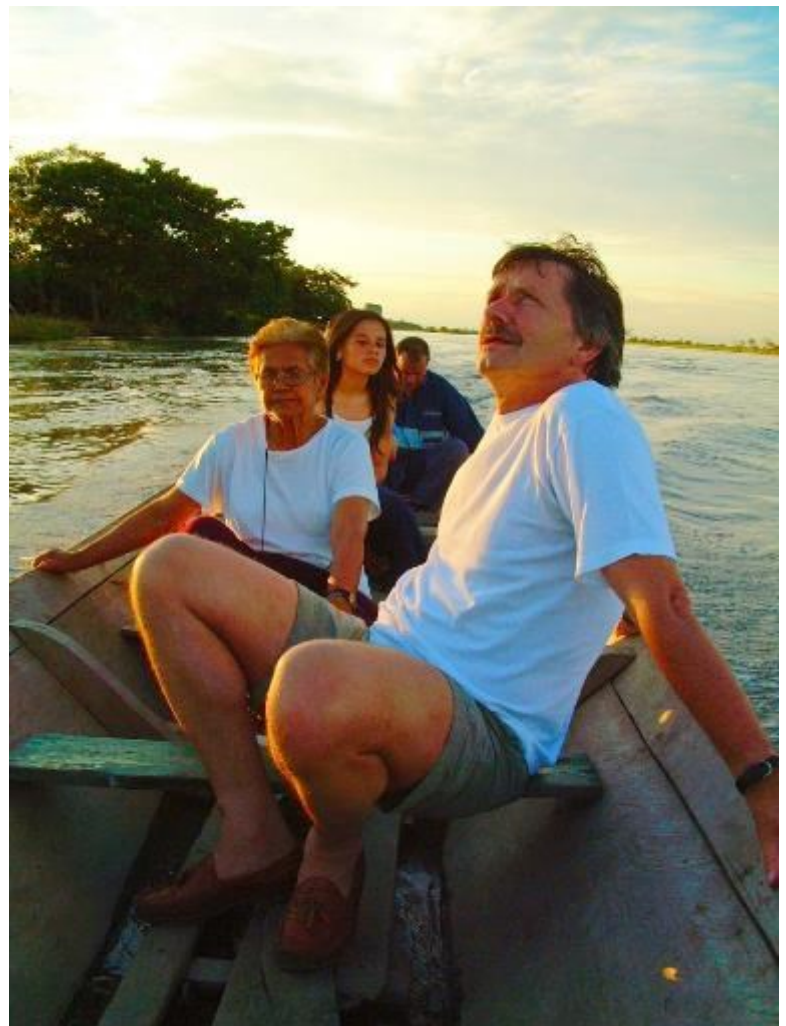
*traumhafter tropische
Himmel....*

und

*Flußtaxi
auf dem Río Meta*

Irgendwo unterwegs hatten wir auch am Nabel Kolumbiens gehalten, an der Stelle, die mit einem Obelisk genau die Mitte des Landes markiert. Sehr nette, sehr offene Menschen ringsum. Man merkte auf den ersten Blick keine Ängste wegen der regelmäßigen Guerrilla-Besuche, die so mancher sicher erhielt. Die Bauersfrau, die uns unterwegs einen Kaffee machte oder der Bootsmann am Fluss wussten, dass die Karawane ein wichtiger Durchbruch war, aber noch nicht die Lösung der Konfliktlage und noch nicht das neue (eigentlich ganz alte) Leben für sie selbst bedeuten konnte.

Viele haben hier unten ihre Verwandten oder Freunde, nicht jeder brauchte ein Hotel. Aber auch die kleine Zahl solcher Reisender, wie wir selber, waren



für die Hotels und die Restaurants in der Ziel-Stadt Puerto Lopez schon wichtig genug, um jeden einzelnen wahrzunehmen, um mit dem Besucher gerne zu reden, um die Freude über den Besuch zu zeigen und zu hoffen, dass sich solche Besuche jetzt wieder regelmäßiger einstellen. Natürlich gab es bei den Bewohnern der Llanos nur begeisterte Kommentare zu der Initiative Uribes.

Kaffee oder Cola an der „Fernfahrer-Raststätte“ und die zentrale Frage: „wie ist die Lage?“

Die Reaktion der Guerrilla auf Uribes Rückeroberung dürfte kaum auf sich warten lassen. Jetzt wird die Guerrilla sich selbst und der Regierung und wem auch immer stärker als vorher zeigen müssen, dass sie noch da ist. Also trägt sie zwangsläufig den Krieg stärker in die Städte als vorher – ohne deswegen den Kampf um die Exportkorridore für



die Drogen und die Importkorridore für Waffen einzustellen. An diesem Kampf sind nach wie vor die Paramilitärs ebenso wie die offiziellen Streitkräfte aus Eigeninteresse beteiligt. Ich denke, beide Seiten werden zwangsläufig ihr militärisches Handeln anders organisieren. Aber für die Normalbürger, wie mich selbst, wird es nicht immer und überall solche „beschützten Karawanen“ geben können ...

Bei dieser Tour hat mich gelegentlich meine Kollegin Olga Sofia beschützt: eine militärische Einheit hatte uns schon tief drinnen in den Llanos gestoppt. Ich wollte die Szene unbedingt im Foto festhalten. Bin ausgestiegen, ein Stück auf eine Weide mit einem attraktiven Zebu-Stier zugegangen, habe den Stier fotografiert und dann auch „nebenbei“ in Richtung unseres Autos abgedrückt. Die Militärs fragten Olga, was ich da tue. Sie sagte – um



Nachsicht bittend – das ist so ein Spleen von diesem Deutschen. Für ihn ist das hier alles exotisch. Deswegen fotografiert er alles. Die Uniformierten beließen es dabei.

immer wieder militärische Kontrollen unterwegs – und immer hoffen wir, dass es wenigstens echte Militärs sind

Geändert hat sich im Übrigen die Begleitmusik zu Uribes Initiative in den Medien. Vorher gab es morgens im ersten Nachrichtenblock immer erstmal den Rundblick auf die Attentate und die menschlichen Verluste im ganzen Land: schau wir mal, wie war denn die Nachtbilanz. Jetzt kommt diese Bilanz immer noch, aber vor allem von den Orten, wo die **Militärs oder die Polizei** auch gleich zurückschlagen konnten und ihrerseits Guerrilleros oder Paramilitärs festnehmen oder gleich liquidieren konnten. Es wird also möglichst auch gleich die Lösung des Problems mitgezeigt (einschließlich getürkter Zahlen, legitimer fake-news, wie Präsident Trump später sagen würde). Dabei verschärfen sich die eigentlichen Ursachen der ganzen Riesenmisere in Wirklichkeit weiter. Ausgangspunkt der Guerrilla-Bewegung in den 60er Jahren war die ungerechte Landverteilung mit der Forderung nach Landreform. Zu der Zeit hatten vielleicht 2% der Familien 60% des Landes unter Kontrolle.

Heute sind es unter 1%, die in derselben Größenordnung Kolumbien kontrollieren. Diese Bedingungen haben sich also weiter zugespitzt, statt sich zu entspannen. Freilich sind es nicht immer dieselben Familien mit zehntausenden von Hektar Land in den Llanos. Es gibt auch die neuen Großgrundbesitzer, darunter vor allem Drogenkönige, sogar Guerrilla- und Paramilitärkommandanten. Die Agrarreform würde heute deutlich schwieriger ausfallen als vor 40 Jahren - wenn sie denn irgendjemand wirklich wollte. Nicht nur die Umschichtung von Landbesitz ist das Thema, sondern auch die Rückgabe von Land an Hunderttausende von vertriebenen ehemaligen Kleinbauern ⁵¹



*trotz aller heiklen Fragen
bleiben einige sehr gelassen
in den Llanos*

Die Abwesenheit einer erkennbaren, organisierten Alternative für die gesellschaftliche Entwicklung und das Fehlen einer ernsthaften politischen Opposition ist das andere große Problem. Und an dem wird Uribe

mit Sicherheit nicht arbeiten. Denn dann würde der Widerstand der politischen Eliten, aber auch der Plantagenbesitzer und Viehzüchter auch für ihn gefährlich. Was er bisher eingeleitet hat, wird von der staatstragenden Schicht des Landes noch akzeptiert und ist in Teilen populär. Aber Kolumbien kann die Abwanderung der Drogengelder zu interna-

⁵¹ Im Jahresbericht 2010 der Arbeitsgruppe Schweiz-Kolumbien wird dazu eine aktuelle Einschätzung abgegeben: „Es ist zu hoffen, dass Santos und sein Agrarminister die schlimmsten Auswirkungen der Politik unter Uribe ändern. Uribe hat beispielsweise vier Behörden (u.a. Landreform, ländliche Entwicklung und Bewässerung) in einer einzigen Behörde zusammengefasst, dem Incoder. Diese Superbehörde hatte dann aber nur ein Viertel des Budgets der vier Vorgängerbehörden zusammen zur Verfügung. Das Budget für Landzuteilung an Landlose reichte in gewissen Jahren nur gerade, um wenige Dutzend Familien zu begünstigen, bei einem Potential von mehreren Hunderttausend Familien, die Land brauchen. 2009 hatte das Incoder dazu auf nationaler Ebene ein Budget von 20 Mia. Pesos, das war gerade das Doppelte dessen was in einem einzigen Departement, Nariño, für die Förderung der Ölpalme zur Verfügung stand.“

tionalen Finanzplätzen und den gleichzeitigen Preisverfall seiner exportierten Rohstoffe (Kaffee, Erdöl, Kohle ...) nicht länger ohne ernsthafte Strukturreformen und Modernisierung seiner politischen Kultur, seiner Bildungs- und Sozialpolitik ausgleichen. Solche Reformen werden die eingesessenen Eliten treffen müssen und das wollen erst sehr, sehr wenige von ihnen akzeptieren. Zumindest ist Bewegung aufgekommen, drei Monate nach der Amtsübernahme Uribes, aber sie bleibt noch sehr diffus. Schauen wir mal

Mitmachen bei Uribes Friedens-Karawane : Rückeroberung von Magdalena und Guajira

(Brief-Auszug, April 2003:)

4 Uhr 00, Bogota, Samstagmorgen. Vor 6 Stunden habe ich noch schnell einen Ölwechsel machen lassen und den Luftfilter erneuert, den Tank und die Reservekanister gefüllt; am selben Nachmittag hatte eine Werkstatt die Reifen ausbalanciert und die Spur vermessen und justiert; jetzt am frühen Morgen war auch der Rucksack schon im Wagen verpackt und der Laptop, Wasserflaschen, Obst, Schokolade. Brauchen wir das alles? Ich ging mal davon aus. Schließlich wollte ich auch an dieser zweiten „Rückeroberung“ des Landes teilnehmen, ohne zu wissen, was dabei auf einen zukommt. Uribe spricht weiterhin von Friedenskarawane. Sie bot in meinen gut drei Jahren Kolumbien die erste Chance einer Autofahrt quer durchs Land nach Norden, zuerst hinunter zum Magdalena, den entlang bis zur Mündung in die Karibik und weiter bis in die Guajira-Wüste an der venezolanischen Grenze. Mein Traum war es immer gewesen, diesen 1.000 Km langen Schnitt durch das Land, vom andinen Bogotá ins karibische Sta Marta nicht immer nur im Flieger zu schaffen, sondern auch zu sehen, zu spüren, zu riechen, wie sich das Land, seine Menschen, die Natur auf dieser Strecke vielfach wandeln. Die Karawane bot die einzigartige Chance, diesen Traum zu verwirklichen, denn die Regierung Uribe hatte die Strecke unter schwere militärische Bewachung gestellt, so wie zuvor bei der Karawane in die Llanos, an den Río Meta. Die Polizei am ersten Kontrollposten sprach von insgesamt rd. 600 Autos, die diese Karawane bilden würden.

4 Uhr 30, Bogota-West. Die 4 anderen Personen, die ich eingeladen hatte, waren meine, bei anderen gemeinsamen Reisen schon eingespielte Kollegin Olga Sofía, ihre zwei Kinder plus eine von deren Freundinnen. Mit ihnen und unser aller Gepäck war der Wagen gut ausgelastet. Auch sie waren alle rechtzeitig aufgestanden, hatten ihr Gepäck reisefertig vor der Tür stehen. Das Einladen hatte 2 Minuten gedauert. Jetzt waren wir am Westrand von Bogota, an der Ausfallstrasse hinunter zum Magdalena, der die Karawane über viele hundert Kilometer hinauf zur karibischen Küste begleiten sollte.

Natürlich war es noch stockfinster, aber die Waffen der Soldaten glänzten im Scheinwerferlicht. Sie standen in kleinen Gruppen irgendwo am Straßenrand oder hockten einzeln zwischen den Bäumen, die immer dichter wurden, je länger wir von den 2.700 Höhe Bogotás hinunter zum Magdalena auf 400 Meter rollten. Die Strecke war überraschenderweise nicht für die Karawane gesperrt worden.

Das heißt, es kamen gewaltige Mengen an Lastwagen und Trucks auf der kurvigen Strecke entgegen; alle voll mit Versorgungsgütern für Bogotá. Das zeigte, dass die Versorgungsleitung von der karibischen Küste für Bogotá noch lebenswichtiger war als die Fleischkammer der Llanos. Deswegen ist die Guerrilla rund um die Hauptstadt ständig unterwegs und sucht immer neue Angriffspunkte. Deswegen ist die starke militärische Bewachung derzeit die einzige Chance, ein solches Karawanen-Projekt des internen Tourismus („Rückeroberung“) überhaupt in Angriff zu nehmen. Weil so mancher Bogotaner in dieser frühen Morgenstunde noch nicht so richtig den Unterschied zwischen fahren in der Stadt

und fahren auf einer kurvigen Passtrasse präsent hatte, gab es manchen Unfall. In einigen Haarnadelkurven nehmen sich die riesigen Laster mit ihren 22 Reifen die gesamte Strassenbreite, um die Biegung zu schaffen. Alles in allem brauchten wir 3,5 Stunden, um hinunter an den Fluss und über die Brücke von Honda auf die andere Seite des Magdalena zu kommen. Da war es dann schon 8.00. Das erste Straßen-Restaurant rückte ein paar Stühle in Richtung Fahrbahn und lud zum Frühkaffee ein. Viele Karawanen-Autos zogen an uns vorbei. Eine halbe Stunde später mit Kaffee und dem Energiespender Panela im Magen machten wir uns ans Aufholen. Das Magdalena-Tal wurde allmählich breiter. Die Hügellandschaft verwandelte sich schnell in endlose Viehweiden. Überall, bis zum Horizont kleine Gruppen von weißen Zebu-Rindern, die zwar kaum Milch geben, aber als Fleischlieferanten dieses warme Klima hier unten bestens verkraften.



Zebu-Haltung entlang des Magdalena

Die Silhouetten sind gelegentlich etwas verfremdet, weil allen Rindern schon sehr früh die Hörner abgesägt werden und daher das Charakteristische der Zebus fehlt, ihr beeindruckendes „Geweih“. Ohne Geweih sehen

sie immer ein bißchen „dumm“ aus. Aber sie werden hier ja auch nicht für einen guten Schulabschluß gezüchtet.

Insgesamt mussten wir durch 5 der 32 Departamentos Kolumbiens. Darunter konnte Boyacá von allen das mit weitem Abstand schlechteste Straßenstück für sich beanspruchen (dabei häufen sich gerade hier die gewinnbringenden Smaragd-Minen). Eine wilde Ansammlung von unterschiedlich tiefen und breiten Löchern; manchmal mit einem Reststück Asphalt aus besseren Tagen verbunden; meist nur mit Schlamm und Kies dazwischen. Und dann kamen die ersten Regenschauer, mit denen wohl nur sehr wenige gerechnet hatten. Denn es ist traditionell eher eine trockene Landschaft. Die Stadtautos aus Bogotá, vor allem die mit den abgefahrenen Sommerreifen, kamen jetzt heftig ins Schleudern.

Ich habe bei meinen (nicht wenigen) Fahrten über Land nie so viele Unfälle wie auf dieser Strecke gesehen. Manche Großfamilie im Kleinwagen hatte einen schlechten Start in die Osterwoche erwischt und saß jetzt im Schlamm neben einem Blechhaufen und aufgeweichten Kartons und hoffte, dass zumindest bald von irgendwo ein Abschleppwagen käme, der sie hier raus- und in die nächste Stadt reinziehen würde. Aber da es viele Problemfälle gab, würde das dauern. Am schlimmsten hatte es einen Wagen erwischt, der wohl die Breite einer Brücke falsch eingeschätzt hatte, dazu mit hoher Geschwindigkeit auf selbige losgefahren war, dabei an einem Baum hängenblieb und die Familie jetzt mehrere von den ihren endgültig verabschieden mußte. Und natürlich größere rote Flecken auf der Fahrbahn.

Nach einigen Stunden Fahrt hatte die Karawane sich längst aufgelöst. Wir waren inzwischen irgendwo weit vorn. Der stabile Jeep zahlte sich aus. Der wichtigste Schwachpunkt war weiterhin das Fehlen einer verlässlichen Strassenkarte. Das Kartenmaterial, das normaler-

weise zur Verfügung steht, reicht zur Groborientierung, hilft aber nicht wirklich, wenn es zu ernsthaften Verkehrsunterbrechungen kommt und man Ausweichstrecken sucht. Und ein Navi ? Das Wort gab es noch nicht einmal....

*Karawane-Fahren
ist nicht jedermanns Sache*

Eine weitere Verkehrsunterbrechung erwischte uns am Nachmittag, noch bei Tageslicht. Wir hatten uns noch ein bißchen in dem kleinen, ziemlich vergammelten, trotzdem ansprechenden Kolonialstädtchen Mompos verbummelt, waren aber wieder losgefahren, ehe die großen Mückenschwärme mit untergehender Sonne antanzen.



Der Magdalena war vor vielen Kilometern schon nach Westen abgebogen. Die Strasse führte jetzt durch Sumpfland. In dem kleinen Ort La Bodega (die Kneipe) stoppte uns eine Gruppe Soldaten mit dem Hinweis, dass weiter vorn eine Brücke nicht passierbar sei. Ein Laster habe sich dort verkeilt. Da es mal wieder eine der traditionellen Guerrilla-Zonen war, konnte man das glauben oder auch nicht. Es konnte sich ebenso um eine Attacke der Guerrilla, um einen Anschlag auf die Brücke oder etwas der Art handeln. Wir fragten die Dorfbewohner nach einer Auswegstrecke (es fehlte ja eine gute Karte). Die beschrieben uns einen Weg, der nach ein paar Kilometern wieder auf die eigentliche Route zurückführen sollte – und zwar hinter der benannten Brücke. Klang eigentlich ganz gut. Es setzte im Wagen sofort die Diskussion darüber ein, ob wir diesem Rat folgen sollten oder besser nicht. Hier waren immerhin die Militärs. Auf den anderen Wegen und Strassen nicht. Eine Mehrheit von 3:2 war für die Umgehungsstrecke, ich auch. Denn allmählich wurde es dunkel und ich wollte so wenig wie möglich im Dunkeln durch dieses Gebiet fahren, das zwischen Guerrilla und Paramilitärs als Drogenexportkorridor und Waffenimportkorridor umstritten ist. Wir fuhren also alleine auf die „Umgehungsstrasse“. Nach ein paar Kilometern kommt uns eine uniformierte und bewaffnete Gruppe entgegen. Es macht keinen Sinn wegzufahren. Also fahre ich direkt auf sie zu und frage den Führer (Offizier?) nach dem Weg. Er gibt uns den Rat, noch eine Stunde weiter auf dieser Strecke zu bleiben und dann nach Westen in die Richtung abzubiegen, wo wir eigentlich hinwollten. Ich hatte das Gefühl, hinten in seinen Augen war so ein Glitzern gewesen. Meine Mitfahrer konnten das nicht sehen. Wir fuhren noch ein paar Kilometer weiter in die angegebene Richtung, aber immer langsamer, weil ich überhaupt kein gutes Gefühl bei diesem Ratschlag hatte und diesem militärischen Trupp schlichtweg nicht traute. Es bewegte sich auf unserer Strasse auch keinerlei Fahrzeug, nicht in die eine, nicht in die andere Richtung. Wir drehten um, schlossen uns dem inzwischen gebildeten Autostau auf der Hauptstrecke wieder an und liessen eine Weile den tropischen Tagesausklang plus der Tropenmusik auf uns wirken, die aus einigen Häusern zur Strasse rüberschallte. Jeder der anderen Autofahrer hatte inzwischen seine eigene story darüber, was da vorne wirklich los war. Aber keiner wusste nichts Genaues. Wie es sich gehört, war schnell auch die Gegenspür mit den Wagen verstellt, die immer darauf fiebern, den besten Start zu haben, sobald „es los geht“. Zuerst kamen aber aus der Richtung der versperrten Brücke einige große Trucks, die nun nicht mehr weiterkonnten, weil ja ihre Spur intelligenterweise zugestellt war. Eine weitere halbe

Stunde später hatten sich auch diese Autos so zurechtgerückt, dass der Gegenverkehr passieren konnte. Inzwischen war es Nacht geworden. Man konnte jetzt besser beobachten, ob sich aus der Ferne immer noch helles Scheinwerferlicht auf uns zu bewegte oder ob die Rücklichter der Vorderleute anfangen sich zu bewegen. Irgendwann bewegte sich dann etwas in die richtige Richtung. Wir kamen zu der besagten Brücke.

Die Fahrzeuge wurden von den Militärs an der Brücke vorbei durch das trockene Flussbett geleitet. Der Staub der Strecke und die Dunkelheit verhinderten, dass man irgendetwas von der wirklichen Ursache der Störung ausmachen konnte. Auf der Gegenseite brummte ungeduldig eine fast endlose Schlange an schweren Lkws und Container-Trucks, die in dieser Nacht offenbar vom karibischen Hafen Barranquilla ihre schwere Fracht nach Bogota schaffen sollten und auch nicht hier hängen bleiben wollten. Wie lange die brauchen würden, um die Flussfurt runter und wieder hochzukommen, stand in den Sternen. Auf jeden Fall eine sehr lange Nacht für jeden dieser Fahrer.

Wir waren also wieder zurück auf der Asphaltstrasse. Eine halbe Stunde später fielen erste Tropfen. Zwei Minuten danach öffnete sich der Himmel – und blieb die nächsten 2 Stunden so weit offen, wie ich es nur aus der regenreichsten Region dieser Welt kenne, dem Chocó, an der Grenze von Kolumbien und Panama. Ein absoluter Wasservorhang, der die Sicht unmöglich macht. Die Autos vor uns rückten einer nach dem anderen zur Seite und blieben stehen. Die Lkws haben die bessere Über-Sicht und halten am längsten durch. Vor uns hatte sich ein Pkw hinter einen Lkw gehängt und fuhr in dessen Schutz weiter über das, was normalerweise eine Strasse war, jetzt aber ein See mit festem Untergrund. Wir klebten am Rücklicht des Vordermanns, um in dieser Nacht so weit wie möglich voranzukommen. Denn der Regen ist auch für die Guerrilla nicht angenehm. Sie kommen dann weniger schnell aus den Bergen herunter, um sich Autos und Fahrer genauer anzusehen. Aus irgendeinem Grund rollte der Lkw dann auch nach rechts raus. Die Strasse hatte jetzt allerdings sogar einen weißen Randstreifen, der im Scheinwerferlicht immer mal wieder sichtbar wurde. Wir nahmen diese kleine technische Hilfe gerne an und fuhren mit aller gebotenen Vorsicht weiter, hinter uns zwei oder drei andere Wagen, für die wir jetzt mitgucken mussten, dass keiner von uns seitlich abrutschte und in einen See oder Sumpf oder Nebenarm von irgendetwas plumpste. Auch laut Karte fuhren wir jetzt durch reine Wasserlandschaft.

Wenigstens das stimmte. Der permanente Wolkenbruch schwankte momentelang, so als wollte jemand immer wieder die Entscheidung hinauszögern, doch endlich zu pausieren. Und dann kam irgendetwas Bewohntes in Sicht. Ein sogenanntes Restaurant hatte Licht gemacht und war geöffnet. Wir fuhren bis fast in die Küche rein und wurden beim Aussteigen trotzdem bis auf die Haut nass. Sie hatten Kaffee und ein paar Fruchtsäfte und nutzten (ökologisch!) das kostenlose Wasser vom Himmel, um gleich das Geschirr zu spülen, weil vom Dach direkt neben der Tür ein Wasserfall zu Boden stürzte. Jetzt, unter einem Dach, war es einfach faszinierend, diese wahre Sintflut zu erleben, die da 2 Meter vor uns vom Himmel stürzte. Das Wasser-Inferno hatte mittlerweile schon 2 Stunden gedauert und zeigte allmählich Ermüdungserscheinungen. Immer noch im Regen, aber in erträglichen Portionen nahmen wir uns den Rest der Nacht vor und kamen kurz vor Mitternacht tatsächlich in Sta Marta an. Der Projekt-Mitarbeiter Gustavo hatte für uns ein kleines Häuschen ein paar Kilometer außerhalb in dem Fischernest Taganga angemietet. Gustavo brachte uns auch zu dieser späten Stunde zum Hotel (!), bewies noch kurz, dass es sogar fließendes Wasser und Strom gab und dann versank jeder auf seiner Matratze in Träume mit viel Blechschaden, vielen Gewehren, viel Regen und endlosem Räderrollen. Es war ein 20-Stunden-trip vom Hochland in Bogota zur karibischen Küste, um die Osterwoche zu genießen. Alles andere würden wir morgen regeln – mañana



einziges nicht ausgebuchtes Hotel bei Taganga, Ostern 2003

Am Morgen stand die Sonne schon früh hoch am Himmel und sie machte sehr sichtbar,

dass die Bucht von Taganga zu dem Teil der karibischen Küste gehört, der weniger durch Palmen als durch Akazien und andere stachelige Bäume und durch trockenes Hügelland beeindruckt – und durch ihre Seefrüchte.

"Notverpflegung Lobster" am Strand von Taganga



Hier hatten wir schon wegen mancher Projektplanung zusammengesessen, wenn es im Büro in der Stadt zu heiß war. Wegen der Feiertage war leider unser normales, blaues Hotel direkt am Strand ausgebucht. Aber Gustavo mit der bayerischen Silhouette hatte diesen Ersatz gefunden. Wir machten das Beste daraus mit: schwimmen, bummeln durch die Altstadt von Sta Marta, das kleine Lieblings-Café im Stadtpark Santander aufsuchen, um mit Gustavo über die aktuelle Problemlage hier im Mündungsgebiet des Magdalena zu sprechen; und dem Gouverneur, unserem Projektpartner, einen kurzen Höflichkeitsbesuch abzustatten.

Für die ausländischen wie für die einheimischen Touristen ist der größte Anziehungspunkt in Sta. Marta - nach dem Strand - die Haupteinkaufsstraße „San Andresito“. Der Name erinnert jeden Kolumbien-Kenner an die Schmugglerinsel San Andrés – soll es wohl auch, weil geschmuggelte Ware immer preisgünstiger zu haben ist.

In Santa Marta haben mich selber immer ganz bestimmte Details angesprochen. Es ist die erste Stadt der spanischen Kolonialherren, die sie auf dem Festland gründeten. Und das lässt sich beim kaum übersehen: malerische Kolonialhäuser der frühen spanischen Kaufleute und Verwaltungsspitzen mit Arkaden und einem zentralen Baum als Schattenspendener im Innenhof. Diese Häuser zu erhalten ist aufwändig. Gelegentlich hat ein Hotelier oder ein Restaurantsbesitzer ein solches Haus übernommen und kann es erhalten. Attraktive moderne Architektur findet sich dann eher am Meer. Gerne eine Bilderbuch-Hotelanlage, bestens geeignet zur Geldwäsche. Je grösser die Waschmaschine desto besser....



*Kolonialgebäude in Sta
Marta
Casa del Marqués,
18. Jh.*

*Karibisches Hotel
in Sta Marta,
eine attraktive
Geldwaschmaschine*



Das hübsche Sta Marta hat leider noch ein paar andere Schattenseiten. Für mich selber habe ich dort vor allem die hohe Umweltbelastung der ganzen Küstenregion durch den Kohlehafen von Santa Marta vermerkt. Verantwortlich ist die US-Minengesellschaft Drummond, die wiederum eng verbandelt ist mit einer kleinen Gruppe regionaler kolumbianischer Clans. Der eine Clan sind die Dávilas. Sie stellen auch unseren Partner, den Gouverneur. Eines der Dávila-Projekte, das mir ganz besondere Bauchschmerzen verursacht, ist der Versuch, einen der schönsten staatlichen Nationalparks Kolumbiens zu privatisieren, den *Tairona*. Die zuständige Parkbehörde kriegt kein Bein gegen die Familie auf den Boden. Entscheidend dabei ist, dass die Familie in der Lage ist, Absprachen mit den Paramilitärs zu treffen. Die werden an den Einnahmen aus dem Tourismusgeschäft im Tairona-Park erheblich beteiligt und verschrecken dafür die Touristen nicht, d.h., sie sorgen dafür, dass keine bewaffneten Konflikte im Park und um den Park herum passieren.

Unser eigentliches Reiseziel lag zwar noch weiter weg im Norden, in der Guajira-Wüste, dicht vor der Grenze nach Venezuela. Aber aus Umwelt-Gesichtspunkten und aus politischer Neugier wollten wir auf jeden Fall vorher zum Tairona-Park abbiegen.

Blick auf die heikle Lage in den Nationalparks Tairona und Sierra Nevada

Im Nationalpark Tairona war ich schon mit Miriam unterwegs und mit manchem anderen Besucher, weil die Wanderungen durch den Park und an seinen Meeresufern und die Übernachtungen in den sehr angepaßten Hütten („Hotel“) den Aufwand für jede einzelne Reise dorthin lohnen. Für den **Regional-Adel** der **Familien Dávila** und **Vives** ist wahrscheinlich das Wichtigste am Park, dass er die höchsten Einnahmen aller Naturparks in Kolumbien generiert. Ein sehr großer Teil dieser Einnahmen verschwindet gleich in den privaten Dávila-Taschen und denen der Paramilitärs. Ein kleiner Teil verbleibt bei der Parkverwaltung. Seit geraumer Zeit will der Regional-Adel allerdings grösseren Nutzen aus dem Park ziehen. Besonders der zweite Groß-Clan, die Familie Vives (Bürgermeister), aber auch die Familie Dávila (Gouverneur) besitzen im Nationalpark ihre großen privaten Grundstücke und entwickeln Pläne, diese durch eine Hotelanlage „in Wert zu setzen“. Beide Familien drängen als Lobbyisten darauf, öffentliches Land zu privatisieren, um es an zweifelhafte Tourismusunternehmen zu verschern, die ihrerseits mit gewaltigen Hotelklötzen den karibischen Strand zubetonieren und bei der Gelegenheit auch gleich ihre illegalen Gelder waschen möchten. Von letzteren liefert der Drogen- und Waffenhandel rund um die Ciénaga schließlich ausreichend viel. Derzeit denkt der karibische Regional-Adel sogar darüber nach, in diesem Nationalpark einen neuen Kohleexporthafen zu bauen.

Bei dieser angedachten „Inwertsetzung“ von Naturschutzräumen hätte „mein Projektpartner“, der Umweltminister Juan Mayr, der in den 1980er zwei Jahre im benachbarten Nationalpark „Sierra Nevada“ beim Volk der Kogi gelebt und dabei durchgesetzt hatte, dass die damalige Regierung den Indianern fast 20.000 ha Land zurückgab - jetzt hätte dieser Umweltminister die optimale politische Figur sein können, um auch den Tairona-Park als Naturreservat zu sichern. Aber gegen den Regional-Adel und die alliierten Paramilitärs sieht er keine Chance. ...

Solche realen Realitäten gebären natürlich immer wieder Zweifel an unserer Rolle als GTZ, zwingen zu der Frage, warum machen wir dann immer noch Entwicklungskooperation in diesem Land und gehen nicht längst wieder zurück nach Bonn oder Berlin oder Stuttgart? Antwort: Dieses Land stellt auch eine Herausforderung dar, eine Herausforderung, die vor allem etwas mit den anderen Menschen in Kolumbien zu tun hat, die nicht im Korruptionstopf rühren, die nicht zu den feudalen Familien gehören, die sich redlich um bessere Lebens- und Bildungsbedingungen für sich und ihre Kinder kümmern. Und dass es auch diese gibt, hatte ja unser Umweltkongress in Bogotá gezeigt....

Zwangsläufig dachte ich jetzt auch an Chile, wo wir als FES unter anderem Namen auch während der Pinochet-Diktatur vor Ort waren, um die verblieben Opposition zu unterstützen.

Wie fast überall in Kolumbien kann man sich von solchen lästerlichen, pessimistischen Gedanken auch schnell lösen und einfach nur auf den hübschen Vordergrund schauen. Dazu hatten wir uns zum Tairona aufgemacht. Die Strasse bis zur Zahlstelle am offiziellen Parkeingang ist besser als alle in Bogotá zusammen. Sie führt durch eine tropische Gartenlandschaft, immer eingerahmt von den Ausläufern der Sierra Nevada de Santa Marta, deren zwei Gipfel - Bolívar und Colón - mit fast 6.000 m Gipfelhöhe irgendwo in den weißgrauen Wolken verschwinden, die wir aber immer im Blick hatten. Eine Stunde hinter Santa Marta hielten wir am Eingang zum Nationalpark und zahlten für jeden ein paar Euro Eintritt.

*karibisches Hotel im
Tairona Nationalpark*

Für die Mehrheit der Einwohner von Sta Marta, mussten die Gesamtkosten eines Familienausflugs in den Tairona mit Busfahrt, Eintritt, Verpflegung schon spürbar zu Buche schlagen. Das hatten wir auch schon gedacht als Miriam hier zu Besuch war und wir denselben Ausflug ge-



meinsam mit Gustavo und dessen Kindern organisiert hatten. Die Fahrt vom Eingangstor zum offiziellen Parkplatz verschafft das erste Gefühl von tropischem Wald. Und am Parkplatz endet auch die Zivilisation. Wir marschierten über einen alles in allem recht ordentlichen Weg mit ein paar eingestreuten Felsen durch das, was man einen kultivierten tropischen Regenwald nennen könnte, auch wenn zum Glück kein Tropfen fiel. Bei diesem Klima fror niemand, aber Olga Sofias Kinder waren solche Waldgänge nicht wirklich gewöhnt. Sie machten so manches Püschchen. Das ließ uns Zeit zum Filmen und Fotografieren. Und dann war der Wald zu Ende. Nur noch eine Gruppe von Cocos-Palmen und hinter ihnen glitzerte schon der feinste Karibikstrand. Ein Ausblick wie auf einem Werbefoto. Wellen, die sich gegenseitig auf den Strand schubsen. Wasser türkis. Ein klein wenig Steilküste, von deren Rand ab und an eine Cocos-Palme abrutscht, sich quer über den Strand legt, vertrocknet und an manchen Stellen zu gewaltigen Ansammlungen von Kaminholz führt. An diesen Stellen sollte niemand schwimmen, auch wenn man kaum widerstehen kann; hier herrscht eine gefährliche Strömung. Die Buchten sind zudem offen für jeden Besucher von der Wasserseite, zum Beispiel Haie.



*Rastplatz im
Tairona-Park*

Von hier ging ein wunderbarer Strandspaziergang los und eine halbe Stunde später hatten wir eine Stelle erreicht, wo die Bucht durch ein großes Riff weit

draußen geschützt war. Keine Strömungen, keine Haie, ein ideales Schwimmbad. Eine

wunderschöne Illusion für einen Tag.

Im Schatten der Palmen saß jemand und machte sich Notizen. Es war schwer, ihn einzuschätzen. Wir kamen zwangsläufig ins Gespräch und waren schnell beim Thema Regional-Adel gelandet, bei den Geschäftsträumen einiger weniger Familien aus Sta. Marta, die genau hier an der Parkküste große Hotelblöcke errichten möchten. Das würde auch sehr schnell den letzten Rest authentischer Tairona-Kultur auflösen. Und damit hatten wir schon unserer zweites Thema: Noch war etwas zu sehen und zu spüren von den Tairona, dem Vorgängervolk der Kogi, an deren Bergmassiv der Sierra Nevada wir später auf dem Weg nach Norden vorbei rollen wollten. Allerdings beklagte „der Fremde“, der ja hier mehr zu Hause war als ich, der aber seinen Namen nie erwähnte, dass über die Tairona so wenig Konkretes bekannt sei. Offenbar waren sie in den Jahrhunderten vor der spanischen Eroberung reine Küstenbewohner, die sich aber - aus welchen Gründen auch immer - schon vor der ersten Jahrtausendwende immer deutlicher in die Sierra Nevada zurückzogen und dort ihre Terrassensiedlungen anlegten, die auch heute noch von der ausgezeichneten Arbeit ihrer Bauingenieure Zeugnis geben. Sie behielten offenbar ihren überlieferten Fischfang weiterhin bei, legten an den fruchtbaren Hängen der Sierra aber Felder mit Mais und Bohnen als Hauptnahrungsmittel an, dazu Baumwollpflanzungen. Die Be- und Entwässerungstechniken, wie auch der kunstvolle Terrassenbau erinnerten mich ungemein an die absolut vergleichbaren Inka-Bauwerke in Peru. Das erwähnte ich ein bisschen gedankenverloren. Wie die Inca verehrten die Tairona offenbar die Sonne als Lebensspender. Das zeigen die inzwischen gefundenen goldenen Grabbeigaben. Allerdings gehören bei den Tairona Fledermäuse und Vogelmotive zu den wichtigsten religiösen Darstellungen. Bei den Inka waren es neben der Sonne der Jaguar, die Schlange und manchmal die aus der Moche-Kultur übernommenen Pelikane, die wir aus dem Norden Perus gut kannten. Eine Weile später schlendern wir alle zusammen weiter bis zu ein paar Holzhütten. Hier sitzt die Parkverwaltung und hier treffen wir auf eine Gruppe junger deutscher Forscher, ein Hamburger Professor mit einer Gruppe Studenten, die sich einige Wochen lang mit den reichlich vorhandenen Fledermäusen akademisch vergnügen (Tairona-Symbol!). Obwohl die Universität dem Vorhaben nicht zugestimmt hatte, war der Reiz für die ganze Gruppe doch so groß gewesen, dass alle auf eigene Kosten hierher gereist waren, sich mit dieser einfachen Unterkunft im Wald von Tairona zufrieden gaben und auf uns den Eindruck eines erfolgreichen Teams machten, das sehr wohl mit dem Laptop in der Hängematte zu arbeiten versteht.

Dabei hatte ich das Gefühl, auch für meine kolumbianischen Mitreisenden war es nicht uninteressant, sich mal mit anderen Deutschen zu unterhalten als immer nur mit mir. Jedenfalls hockten wir alle sehr lange zusammen. Erst die Moskitos zwangen uns irgendwann auf die harten Matratzen in den Holzhütten. Ganz automatisch setzten wir am Morgen die Diskussion über Tairona und Kogi bei der Weiterfahrt fort, denn jetzt rollten wir direkt auf die Sierra Nevada zu. Es ist für mich als alter „Peruaner“ und jetzt „Kolumbianer“ schwer zu glauben, dass die Sierra Nevada rein gar nichts mit den Anden zu tun hat, sondern nur aus sich selbst heraus ihre gewaltigen Gipfel in den Himmel reckt. Bei diesem Anblick dachte ich einen Augenblick lang an meine erste Begegnung mit Juan Mayr, dem bisherigen Umweltminister und Projektpartner. In den 70er Jahren hatte er nicht nur eng mit dem Volk der Kogi zusammengearbeitet, sondern auch die Stiftung Pro-Sierra Nevada gegründet. Im Rahmen seiner Kogi-Arbeit hatte Juan Mayr uns bei der Evangelischen Zentralstelle in Bonn um Unterstützung für die indigenen Bewohner und für Schutzmassnahmen zur Sicherung der gewaltigen Naturlandschaften dieses höchsten Küstengebirges der Welt gebeten. Und auf einmal war er der kolumbianische Umweltminister und ich sein deutscher Counterpart in dem zentralen Projekt zur kolumbianischen Umweltpolitik, „SomosSINA“. Bei irgendeinem Treffen hatte er mir einen wunderschönen

Bildband zur Sierra Nevada geschenkt. Darin war auch ein Beitrag von ihm über das Volk der Kogi, die hier hoch oben in den Bergwäldern leben. Daran dachte ich jetzt und an einige der Zeilen von Juan Mayr:

„Die Kogi, ein Stamm von etwa 5.000 Menschen, gehören zur Sprachfamilie der Chibcha und wohnen in weitverstreuten Siedlungen. Sie sind ein Volk von Ackerbauern und waren früher Nachbarn der Tairona.“ „Jedes Kogidorf besteht aus einer Reihe rund-gebauter Hütten mit kegelförmigem Strohdach. Die Wände sind aus verschiedenem Baumaterial, je nach den in der Gegend verfügbaren Mitteln und der Funktion, die jeder Raum zu erfüllen hat.“ „Andere Bauten, beeinflusst durch das Eindringen des weissen Mannes, durchbrechen das Schema des runden Grundrisses: es sind dies die Kirche die zur Aufbewahrung von Brennholz und Werkzeugen benutzt wird, das Regierungshaus, das den Weissen bei ihren gelegentlichen Besuchen zur Wohnung dient, die Gemeinschaftsküche, wo das Essen gekocht und der Guarapo für bestimmte Feste zum Gären aufbewahrt wird, und manchmal das Gefängnis mit seinem hölzernen Halsblock zur Bestrafung schwerer Verbrecher.“ „Im Laufe des Jahres ziehen die Kogifamilien durch das Land zu ihren verschiedenen "fincas" in den hoch- und mittelhoch gelegenen Teilen der Sierra.“ "Auf diese Weise hat jede Familie Zugang zu allen Arten von landwirtschaftlichen Produkten und kann sich selbst erhalten.“⁵²

Kogi beim Auspressen des Zuckerrohrs



Kogi-Familie bedenkt die eigene Zukunft

Und dann hatte Juan Mayr noch einiges über das Wanderziel der meisten Touristen geschrieben, das von ihnen heutzutage dort oben angesteuert wird: die sogenannte *Ciudad Perdida*.

Als die Spanier diese Gegend eroberten hatte diese Stadt etwa 2.500 Bewohner. Wenn ich so etwas lese, erinnere ich mich zwangsläufig sofort wieder an Peru, an Machu Picchu und andere „verlorene Städte“ der peruanischen Inca. Je näher wir der Sierra Nevada kamen, desto deutlicher erinnerte ich mich allerdings auch an die unmittelbaren und schon Jahre andauernden Lebensrisiken der Kogi, wie sie auch Juan Mayr

⁵² Juan Mayr: Die Sierra Nevada de Santa Marta, Bogotá 1998

beschreibt: Sie und die Reste des Tairona-Volkes leben schon lange als Geiseln in ihrem eigenen Land, der Sierra Nevada, und protestieren schon ebenso lange massiv gegen zunehmende Repressalien durch bewaffnete Gruppen und das Militär.

Präsident Uribe hatte diese Situation noch verschärft. Gleich nach Amtsantritt hatte er eine Notstandsverordnung erlassen. Die erlaubt es den Militärs, die Bewegungen von Personen und Waren in den Konfliktregionen zu kontrollieren und Verdächtige ohne vorherige richterliche Anweisung festzusetzen. Genau das passiert in der Sierra Nevada schon seit vielen Jahren durch die Paramilitärs. Denn mit Duldung der Regierung richten die Paramilitärs Straßensperren ein, verlangen Ausweispapiere, die viele lokale Indigene nicht besitzen, weil sie in ihrer Kultur keine Rolle spielen und hindern die Menschen z.B. daran, ihre Lebensmittel zu transportieren. Und sollten die Paras gerade mal still halten, sind die Guerrilla-Gruppen zur Stelle. Das Amt des Ombudsmanns für Menschenrechte bezeichnete die Situation in der Sierra Nevada de Santa Marta in einem Bericht, der allein in 2002 mehr als 60 Fälle von Menschenrechtsverletzungen in der Region auflistet, als besorgniserregend.

Selber hatten wir schon in Santa Marta erfahren, dass die Paramilitärs zurzeit wieder den Zugang zur Sierra Nevada gesperrt hatten und fuhren daher mit Bedauern an diesem einzigartigen Bergmassiv entlang und vorbei, weiter in Richtung Guajira-Wüste. Dort geht es den Wayúu nicht besser als den Kogi. Das erfuhren wir sehr authentisch von der Wayúu-Prinzessin (s.o., S.243 ff).

EIN LANGER, ABER GANGBARER WEG ZU GREEN ECONOMY

Ein GTZ-Projektleiter tritt an als „Berater“. Das klingt immer, wie gute, warme Worte, garniert mit finanzieller oder materieller Unterstützung. Das kann sogar ausreichen unter gutbürgerlichen Verhältnissen und wenn insgesamt freundliche bis freundschaftliche Verhältnisse vorherrschen. In vielen Regionen Kolumbiens herrschten weder gutbürgerliche noch freundliche Verhältnisse vor. Deswegen mußten wir mit unserer Beratung als SomosSINA und auch ich selber viel Bereitschaft zur Änderung der Verhältnisse mitbringen. Die war bei meinem Team gegeben, sie war bei mir selber vorhanden und – noch viel wichtiger – wir trafen auch auf einige Partner, die das passende Gegenstück darstellten. Das zeigte sich vor allem in 2 Projektstandorten, Nariño und Pereira und drehte sich um ökologischen Landbau einerseits und Nutzung der heimischen Rohstoffs Guadua (Riesenbambus) andererseits und beides richtete sich gegen die Drogen-Herstellung von Cocain und Opium.

Öko-Landbau gegen Drogen : unser Modellprojekt Chimayoy

(Brief-Auszug:)

Ich bin mal wieder in der Provinz, im Süden Kolumbiens, in der Region Nariño, an der Grenze nach Ecuador. Es ist Provinz, aber auch hier streicht die große Weltpolitik nicht spurlos vorbei. Denn in diesen verrückten Zeiten mit einem verrückten und verlogenen US-Präsidenten, der sich als Erlöser aller geknechteten Menschen im Irak versteht, dabei seine Soldaten streng ermahnt, die Ölquellen nicht zu beschädigen, dabei das fragile System der Vereinten Nationen endgültig zur Marginalie degradiert und ganz nebenbei auch noch die latenten Spannungen zwischen den Europäern kräftig anheizt, so dass auch der wichtigste

politische Partner - Europa - deutlich geschwächt zurück bleibt – in diesen Zeiten also arbeite ich in dem einzigen Land Lateinamerikas, das sich ausdrücklich zur Unterstützung der Regierung Bush im Irakkrieg bekennt. Der hiesige Präsident gibt sich zwar nicht ganz so engstirnig wie Bush, zeigt aber doch immer wieder genügend Seelenverwandtschaft und kann sich von seiner Solidarität mit Bush auch direkten Gewinn versprechen. Das zeigte sich prompt zwei Tage nach der Solidaritäts-Adresse von Uribe für Bush: die erste Tranche eines neuen Weltbankkredits wurde an Kolumbien ausgezahlt. Andere nennen das: Zufall. Ob diese Haltung der kolumbianischen Regierung direkte Attacken von Al Quaida in der Hauptstadt oder in den Provinzen zur Folge haben wird, kann hier natürlich keiner sagen. Es kann aber auch nicht ausgeschlossen werden. Vielleicht heizt CNN ja ein paar spektakuläre Aktionen hier in Kolumbien an nachdem sie jetzt aus dem Irak ausgewiesen wurden, damit weiterhin von irgendwo Völkermord live übertragen werden kann.....

Als Akt der Solidarität mit den hiesigen Menschen kann man nicht einfach, wie in Deutschland oder anderen zivilisierten Ländern auf die Strasse gehen und eine Demonstration unterstützen, einfach, weil zu viele kritische Köpfe in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten beseitigt worden sind – von wem auch immer. Die Solidarität mit den Menschen hier kann aber andere Formen annehmen. In meiner Arbeit im Lande hatte ich vor 1 ½ Jahren auf den damals neuen Direktor der Umweltbehörde im Departamento Nariño gesetzt.

Die Empfehlung dazu war von einem alten Hasen der deutschen Entwicklungsarbeit in Kolumbien gekommen, von dem Geologen Dr. Ibrahim Abu-Abed, den wir alle nur Abu nennen. Ich hatte Abu in mein Projekt übernommen, weil sein Vertrag auslief und er Kolumbien sonst hätte verlassen müssen, ich selber aber von seinen Erfahrungen mit den hiesigen Behörden und seinem Urteilsvermögen überzeugt war. Denn Abu ist dieser Typ ausländischer Experte, der sich mit beiden Beinen auf den Boden seines Gastlandes stellt und damit dort geerdet ist. Die wenigsten von uns können das so sagen.

Also, eine echte win-win-Situation, die dann ziemlich schnell durch eine gute Freundschaft zwischen Abu, seiner deutschen Frau Sigi und mir gekrönt wurde und über Kolumbien hinaus bis in ihr eigentliches Domizil in Dülken an der holländischen Grenze reicht, wo wir auch heute noch über die Entwicklungen in Kolumbien, in Deutschland diskutieren oder auch schon mal über Palästina - denn Abu ist in Gaza geboren.

*Abu, erdverbunden,
in seiner kleinen, feinen Kaffeepflanzung bei Pasto*

Abus Empfehlung hatte also Francisco Santander geheißen, Direktor der Umweltbehörde CORPONARIÑO mit Hauptsitz in der Stadt Pasto. Francisco oder kurz Pancho wurde schnell einer meiner Lieblingspartner, immer voller eigener Ideen und immer offen für neue Idee, die an ihn herangetragen wurden. Seine Behörde war Eigentümer eines großen Areals, 20 Minuten Autofahrt außerhalb der Stadt Pasto gelegen. Ein Gelände, das einmal zu einer Finca „Chimayoy“ gehört hatte, seit Jahren nur als Müllkippe diente und das er



nutzbar machen wollte für Demonstrationsfelder und wo er auch gleich ein Fortbildungszentrum für die Bauern der umliegenden Dörfer errichten wollte. Wir haben Francisco / Pancho, den innovativen Direktor von Anfang an und massiv bei seinen Plänen unterstützt.



*Planungssitzung ER mit Pancho
im Büro von Corponariño, Pasto*

Allerdings war diese Zusammenarbeit kein Selbstläufer und fand unter kolumbianischen Verhältnissen statt. D.h., der Großteil der Beamten und Angestellten von Corponariño hatte sich vor Panchos Amtsübernahme ein paar Stunden am Tag den Hintern auf einem gut gepolsterten Stuhl warm gehalten, gegen gutes Trinkgeld Konzessionen zur Nutzung

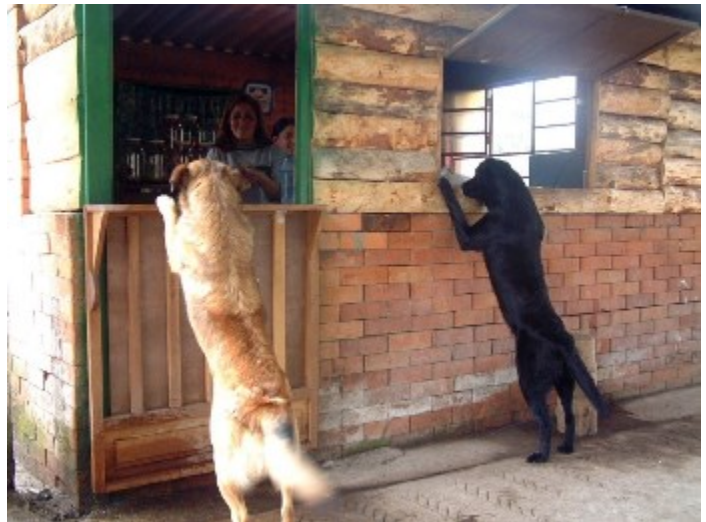
von Trinkwasserquellen und zum Einschlag von Waldflächen erteilt und sich eher nicht so sehr mit Bauern und ähnlichem Volk zusammen sehen lassen. Daneben gab es einige wenige jüngere – „hungrige“ – Mitarbeiter mit guter technischer Ausbildung. Auf die setzte Pancho bei seinen Plänen.

Um die gefährlichen Spannungen zwischen diesen zwei Hauptgruppen in seiner Behörden-Mitarbeiterschaft aufzulösen, reinigte er drastisch seinen Augias-Stall – mit allen Risiken, die das in einer hochkorrupten Verwaltung bedeutet. Alle unlauteren Beraterverträge mit Hinz und Kunz wurden aufgehoben, die Aufgaben im Hause sinnvoll auf die Umweltfragen der Region zugeschnitten und für das 100 ha Behörden-Terrain sollte ein Multifunktionsprojekt entwickelt werden. Und genau in diesem Moment waren wir uns durch Abus Vermittlung begegnet. Aus GTZ-Sicht versprach ich mir durch die Zusammenarbeit mit diesem Partner ein interessantes Experimentierfeld, auch mit der Hoffnung, aus unseren einzelnen GTZ-Umwelt-Projekten immer mehr ein zusammenhängendes Programm zu formen. Ich mußte den Direktor Pancho nicht lange überreden, die Erfahrungen aus meinen anderen Projekten hier in Pasto einfließen zu lassen. Es bedeutete keine Mühe, Pancho von dem Einsatz von Guadua für die geplanten Bauten des Ausbildungszentrums zu überzeugen; es kostete keine Mühe, die Erfahrungen aus dem Projekt „Nachhaltige Landwirtschaft“ meines Kollegen Frömberg einzubringen; es kostete keine Mühe, die Erfahrungen mit der Universität von Pereira zur wissenschaftlichen Begleitung der geplanten Maßnahmen einzubringen und solange Juan Mayr der Umweltminister war, standen auch seine zuständigen Abteilungsleiter hinter der Zusammenarbeit von GTZ und CORPONARIÑO.

Da ich an anderer Stelle (Amazonien, Indigene) beste Beziehungen zur holländischen Botschaft pflegte, hatten wir sogar die Holländer mit im Boot. Ein GTZ-Kollege aus Peru hatte mir von einer jungen deutschen Architektin erzählt, die verliebt war in den Baustoff Guadua. Ich lud sie nach Kolumbien bzw. nach Pasto ein. Sie kam, war begeistert und wir übernahmen Yvonne Beier für das neue Projekt. Denn inzwischen hatten Pancho, ich und eine kleine Gruppe unserer Mitarbeiter uns schon einige Male in Bogotá und in Pasto zusammengesetzt und eine weitreichende Planung für einen integrierten Entwicklungsprozeß auf den Tisch gelegt, der Chancen hatte, die Bauern erfolgreich vom Coca-Anbau wegzubringen. Danach lautete das übergreifende Thema des neuen Projekts: „Eine andere Welt ist möglich“ – wir übernahmen dasselbe Motto, das seit 2001 über dem Weltsozialforum im brasilianischen Porto Alegre schwebte (dazu der Abschnitt „Eine

andere Welt ist möglich – mit NROs in Porto Alegre“, s.u. S.297). Dieses Motto, „eine andere Welt ist möglich“, wollten wir beide und auch unsere Mitarbeiter jetzt einfach mal glauben. Wir gingen unsere Zusammenarbeit sehr pragmatisch an: Die Innovationen bestanden in Demonstrationsäckern mit neuer effizienter, aber umweltfreundlicher Technologie für den Kartoffelanbau; Ausbildung für die Nutzung der Guadua und die Anlage von Baumschulen für die in Nariño bislang nicht eingeführten Guadua-Pflanzungen; systematische Fischzucht und die dazu erforderliche Wasserbewirtschaftung und sogar umweltverträglicher Goldbergbau, der bisher durch seinen Quecksilbergebrauch extrem schädlich für die Bergleute und für die natürliche Umgebung der Minen ist (das war das eigentliche Projekt von Abu, unserem palästinensischen Geologen). Auf dem 100 ha Gelände von Chimayoy wurden nicht nur Demonstrationsfelder für die umliegenden Bauerngemeinden und mit deren Hilfe angelegt, sondern auch ökologische Lehrpfade, die am Wochenende von den Familien mit großen und kleinen Kindern aus Pasto zu Spaziergängen und zum Austoben und zum anschließenden Kaffeetrinken in der ebenfalls eingerichteten Cafeteria von Chimayoy genutzt wurden und dadurch das Gesamtprojekt der ländlichen und der städtischen Bevölkerung der Stadt sehr, sehr nahe brachten.

a l l e warten ungeduldig auf die Öffnung der Cafeteria von Chimayoy



Pancho hatte mich selbst bald so weit gebracht, dass ich mein Ausländer-Image einsetzte und sowohl im neuen Bildungszentrum motivierende Vorträge hielt als auch im lokalen Radiosender von Pasto Interviews über die geplanten und die schon laufenden Maßnahmen und zur Philosophie des gesamten Projekts gab. Natürlich sehr gerne.



ER-Radio-Interview zum Projekt Chimayoy im „Radio-Nariño“

Auch wenn es immer zeitaufwändig war, nach Pasto zu reisen und ich schließlich noch andere große Projekte im Land zu betreuen hatte, habe ich auch diese PR-Arbeit in Pasto ausgesprochen gerne geleistet. Denn wir hatten hier die große Chance, der Drogenherrschaft und der Guerrilla

rund um Pasto eine auch ökonomisch tragfähige Alternative zu bieten. Sogar die Kinder interessierten sich inzwischen für unsere neuen Instrumente der scho-

nenden Bodenbearbeitung, bei der der Boden nicht mehr gepflügt wird. Vielmehr halten bestimmte Pflanzen den Boden bedeckt, schützen so vor Erosion und Austrocknung und für das Kartoffelpflanzen wird nur noch jeweils ein Loch in die weiche Erde gestoßen, mit dem Pflanzstock Matraca. So sehr sich Pancho über das Zusammenführen der verschiedenen Elemente von ökologischer Landwirtschaft für die Region von CORPONARIÑO freute, so sehr freute ich mich gleichzeitig für die gelungene Vernetzung meiner GTZ-Projekte. Denn die Erfahrungen für den Bau des Fortbildungszentrums zum Thema Guadua in Chimayoy lieferte das Projekt in Pereira mit Michael Tistl. Die Erfahrung mit der ökologischen Bodenbearbeitung lieferte das GTZ-Agrarprojekt des Kollegen Frömberg. Und ziemlich schnell konnte ich sogar die Umweltbehörde in Sta Marta für einige Grundgedanken aus Chimayoy erwärmen.

selbst die Kinder lassen sich vom neuen Kartoffelpflanzstock Matraca begeistern



Das Projekt mußte einfach gangbare ökonomische Alternativen anbieten. Und das tut es jetzt schon nach dem ersten Jahr.

Chimayoy produziert erfolgreich

So zufrieden, wie die Bauern mit dem ökonomischen Teil des Projekts sind, so zufrieden sind wir auch mit den Zusatzelementen, den Seminaren zur Fortbildung, den ökologischen Lehrpfaden und

der Cafetería. Alles findet auch immer mehr Zuspruch bei der Stadtbevölkerung von Pasto und hat diesen sehr eigenen Ort - eine frühere halblegale Mülldeponie (!) - ausgesprochen attraktiv werden lassen.

Für uns Entwicklungsmanager ist in diesem von Krieg und anderer Gewalt gezeichneten Land genauso wichtig, dass die Bauern die vergessenen Formen der Zusammenarbeit zwischen einzelnen Familien und ganzen Dörfern wieder aufnehmen; dass sie ihre Konflikte um Wasser und Bodennutzung und Holzeinschlag etc friedlich und im Konsens lösen. Im Rahmen des Projekts wird über alle diese Fragen miteinander kommuniziert. Damit lehnt sich die Projektphilosophie an die altindianische Gemeinschaftsarbeit an, die **Minga**. Wir wollten nicht - wie meist die Regierungsbeamten - nur den Zeigefinger heben und den Bauern vorhalten, wie schlimm die Drogenproduktion doch ist, die sie auf Druck der

Drogenmafia wie der Guerrilla betreiben.

Dabei ist genau das häufig die einzige Betätigung, bei der sie Geld verdienen für ihren Lebensunterhalt. Unser gesamtes Vorhaben kann nicht gerade als ambitionslos bezeichnet werden. Im Gegenteil: in meinen Augen versuchten wir eine ähnliche Neuorientierung der sozialen und ökonomischen Kultur, wie sie Bürgermeister Mockus für die politische Kultur der Hauptstadt eingeleitet hatte (s.u., S. 304).

*Minga: alle sind beteiligt in
Chimayoy –
Männer, Frauen, Kinder*



Die Entwicklung brachte dem Direktor von CORPONARIÑO innerhalb seiner Behörde weitere Sympathien ein, aber auch weiteren Widerstand – dessen stärkste Auswirkungen wir auch bald zu spüren bekamen. Während die Bauern sähen, ernten, feiern war Pancho und mir klar, dass wir mit irgendeiner Aktion der Guerrilla rechnen mußten. Ihnen würde diese Abkehr von der Coca-Produktion ebenso wenig schmecken, wie der eigentlichen Drogen-Mafia.



Beide existierten in Symbiose. Wir fuhren tatsächlich ein paar Mal auf die 3000m Höhenlinie, von wo ein guter Überblick über die Bergwelt von Nariño möglich ist, um nach irgendwelchen Bewegungen militärischer Gruppen Ausschau zu halten.

Panchos prüfender Blick über

*die Berge von Nariño und die Frage, wie
lange bleibt es friedlich ?*

Dabei galt es, einen Ort besonders im Auge zu behalten: >> *La Cocha*
So klein und nett der Ort wirkte, er war eine Hochburg der FARC. Wenn wir über die Berge hinunter zum großen



See La Cocha gefahren waren, wurde Leonardo, Panchos Fahrer, ab 14.30 Uhr nervös und drängte auf die Rückfahrt, die wir dann auch gegen 15.00 Uhr spätestens antraten. Bei Tageslicht und bei guter Fernsicht. Denn auch die Guerrilla hat offenbar ihren bestimmten Arbeitsrhythmus, den wir einfach mal respektierten und ab dem frühen Nachmittag marschierten die in Gummistiefeln oft genug auch durch die Fischerdörfer am La Cocha See.

Bambus gegen Drogen : **unser zweites Modellprojekt, Chachagüi**

Mit der gleichen entwicklungspolitischen Philosophie wie in Chimayoy nahmen wir als nächstes das Guadua-Zentrum „Chachagüi“ in Angriff, um auch in Nariño den schnell wachsenden Bambus als attraktives lokales Baumaterial zur Verfügung zu haben. Die lokale Bevölkerung sollte nicht unnötig von irgendeiner Zementindustrie oder anderen teuren Lieferanten abhängig sein. Und der Energiebedarf (verglichen mit der Zementherstellung) konnte mit diesem nachwachsenden Baumaterial drastisch gesenkt werden.

Als die Techniker aus unserem Uni-Projekt in Pereira unter Leitung des freien Unternehmers und Ingenieurs Jörg Stamm das Bildungszentrum in Chachagüi und einige Nebenbauten in Guadua zu errichten begannen und wir gleichzeitig auch die Baumschule für Guadua anlegten, waren immer mehr größere Bauern, Architekten und ganz allgemein besser gestellte Bürger der Region als interessiertes Publikum erschienen. Diese Gruppe von Neugierigen hatte sich für die technischen und die finanziellen Bedingungen von Häusern und anderen Gebäuden aus Guadua interessiert und konnte sich schon bald in einer Reihe von Seminaren und workshops im neuen Ausbildungszentrum gründlich informieren.

*Guadua-Ausbildungszentrum
Chachagüi*

Dennoch, oder wohl gerade deswegen, tat sich im neu besetzten Umweltministerium unter Präsident Uribe Unmut gegen dieses basisnahe Projekt auf. Das ging so weit, dass ich mich mit der deutschen GTZ-Repräsentantin in Bogotá – meiner Vorgesetzten - heftig stritt und eigentlich hätte kündigen müssen, weil sie - meiner Meinung nach - nicht erkannte, dass sie die Vorbehalte der Uribe-Regierung leichtfertig übernahm und sich vor den politischen Karren der Uribe-Administration spannen ließ und dabei ein sehr erfolgreiches deutsches Kooperationsprojekt zu opfern bereit war. Deutlich wurde das in Zusammenhang mit einem der Leuchttürme unserer Zusammenarbeit mit CORPONARIÑO: die erste Guadua-Brücke über die berühmte Panamericana, die "Traumsstrasse der Welt", die von Alaska nach Patagonien führt und dabei auch durch Pasto.

Die Brücke über diese kontinentale Straße ist von außen gesehen nicht spektakulär, aber



sie soll den Besuchern von „Chimayoy“ hilfreich beim Überqueren der Straße sein und vor allem ist sie das neue Wahrzeichen für Pasto als Guadua-Stadt. Etwas fürs Herz und Identitäts-stiftend.



Einweihung unserer Guadua-Brücke über die Panamericana

Alle waren stolz auf die neue Brücke und die Menschen aus dem Umland strömten am Tag der offiziellen Einweihung zusammen, um auf dieses neue Wahrzeichen Pastos den Fuß zu setzen. Natürlich hält bei einer solchen Einweihung der Direktor der Umweltbehörde (Pancho), der Bürgermeister, der Sprecher der Bauern und auch der deutsche Projektleiter (ich) eine schwungvolle Rede, um die Emotionen auch in die nächsten Projektphasen zu tragen und um dann anschließend auch mit allen Funktionären und Bauern und Journalisten etc wunderschön zu feiern.

Wenige Minuten bevor ich meine Rede hätte halten sollen, die einfach sein musste, erhielt ich den Anruf der GTZ-Repräsentantin aus Bogotá. Als meine Vorgesetzte in Kolumbien untersagte sie mir meine offizielle Rolle (Rede etc) bei dieser Brückeneinweihung. Sie wollte keine weitere Begründung mitteilen, sondern forderte mich auf, möglichst schnell wieder nach Bogotá zurückzureisen. Ich ließ mich für die Rede tatsächlich von meinem deutschen Mitarbeiter Michael Tistl vertreten. Niemand verstand das, denn jeder wusste, dass ich der Projektleiter war. Auch anschließend war es extrem schwierig, auf alle Nachfragen eine irgendwie plausible Erklärung zu geben, ohne damit die GTZ an sich zu blamieren. Gegenüber der GTZ formulierte ich noch in Pasto einen deutlichen Beschwerdebrief, der in den Zeilen und zwischen ihnen den außerordentlichen Mangel an Empathie dieser Vorgesetzten aufzeigen sollte. Für mich stand fest: Ihre Kompetenz hätte sie wahrscheinlich problemlos am Schreibtisch in der GTZ-Zentrale in Eschborn nachweisen können, aber eindeutig nicht in einem extrem komplexen Kolumbien, in dem sie selber nur auf wenigen geschützten Wegen und selten genug Bogotá verließ und daher auch kein Gefühl dafür entwickeln konnte, weshalb und in welcher Form sich politischer Widerstand in der Uribe-Regierung gegen unseren regionalen Projektansatz aufbaute. Aus meiner Sicht hatten wir (mein GTZ-Team und die regionalen Partner) in außerordent-

lich kurzer Zeit sehr, sehr viel Vorzeigbares erreicht.

ER-Brief an die GTZ-Repräsentantin

Pasto/Bogotá, 30.3.2003

Frau S.M.,

am 27.3.03 haben Sie telefonisch erklärt, Ihre Entscheidungen als meine Vorgesetzte in Kolumbien seien mit der Zentrale abgestimmt. Ich kann daher davon ausgehen, dass diese Abstimmung bedeutet:

■ Die bewusste Unterbrechung eines regionalen Entwicklungsprozesses in Nariño, den ich vor etwa 1 1/2 Jahren gemeinsam mit dem damaligen Umweltminister und dem damals neugewählten Direktor der Umweltbehörde CORPONARIÑO vereinbart hatte, um den Prozess eines regionalen SINA mit spezifischen umweltpolitischen Schwerpunkten anzuschieben

■ Die bewusste Unterbrechung eines regionalen Entwicklungsprozesses, in dem wir vier unserer „grünen“ Projekte in einen gemeinsamen Prozess so einbinden konnten, dass tatsächliche Synergieeffekte zwischen den GTZ-Projekten entstanden sind (Somos SINA, Forst, UTP, PROCAS), wodurch wir sehr konkret in einem der ärmsten Departamentos des Landes einen Beitrag zur Armutsminderungen leisten und zur sozialen Stabilisierung der Landbevölkerung, die immer stärker auch unter dem Drogenhandel und der Kriegssituation leidet

■ Die bewusste Unterbrechung eines Prozesses, in dem wir es mit den 4 GTZ-Projekten plus der CIM-Einbindung in nur 1 1/2 Jahren geschafft haben, eine tragfähige Basis zwischen der Umweltbehörde, der Stadtverwaltung von Pasto und umliegenden Gemeinden und der erklärten Zielgruppe der deutschen EZ — der regionalen Bauernbevölkerung — aufzubauen, die sowohl das soziale Netz der Bauern durch die Förderung solcher traditioneller Solidarprozesse wie minga stärkt, ihnen aber auch schon jetzt direkte Einkommensverbesserung ermöglicht hat

■ Die bewusste Unterbrechung eines Prozesses, der u.a. in dem Seminar am 27..3. öffentlich gemacht wurde: die horizontale Kooperation zwischen CORPONARIÑO und anderen regionalen Umweltbehörden im Land, die nicht nur durch eine hohe Teilnehmerzahl aus anderen Regionen sichtbar wurde, sondern auch in Form von Beratungsabkommen zum Thema Guadua zwischen diesen Corporaciones, um die mit der GTZ ermöglichten Entwicklungsimpulse in andere Regionen weiterzutragen. Vor allem Corpoamazonia hat aus Anlass dieses Seminars einen Beratungsvertrag mit Corporenariño geschlossen, für den sie mit eigenen Mitteln zahlt.

■ Die bewusste Unterbrechung eines Prozesses, der zur erfolgreichen Einführung und Anwendung der labranza minima geführt hat; zur Einführung des Riesenbambus Guadua als neuem zukunftsweisenden Wirtschaftsfaktor für die Region, die —wie gesagt - zunehmend stärker unter den Auswirkungen von Drogenanbau, -Handel und den entsprechenden militärischen Konflikten leidet; zur Ausbildung von Architekten wie von Bauern der Region im Umgang mit Guadua; zum symbolträchtigen Bau der ersten Guadua-Brücke in Kolumbien über die Panamericana unter Beteiligung der lokalen Bevölkerung; zum Bau eines Konferenzzentrums aus Guadua; woraufhin inzwischen von der Provinzhauptstadt Pasto Anschlussaufträge fuer städtische Bauwerke in Guadua beschlossen wurden

■ Die bewusste Unterbrechung einer zukunftsfähigen Zusammenarbeit zwischen GTZ und holländischer EZ in Nariño, die in der kürzlichen Evaluierung der holländischen Regierung ausdrücklich als wichtige Stütze für die Fortführung der holländischen EZ genannt

wird

■ Die bewusste Unterbrechung der sich anbahnenden internationalen Zusammenarbeit zwischen Nariño, Amazonien, der Kaffeezone und Ecuador beim Thema Guadua, die ebenfalls in dem Seminar vom 27.3. durch die Teilnahme des bekanntesten ecuadorianischen Guadua-Architekten und des deutschen Konsuls aus Medellin zum Ausdruck kam (letzterer unterstützt schon nachdrücklich die Guaduaberatung der GTZ in Form des UTP- und des Forstprojekts in der Kaffeezone)



Die bewusste Unterbrechung meiner gegenwärtigen Arbeit an der systematischen Aufarbeitung dieses komplexen Gesamtprozesses, um ihn unter dem Stichwort „Wissensmanagement“ auch für die weitere GTZ-Arbeit zur Verfügung zu haben. Wobei der wesentliche Nutzniesser der Programmansatz der GTZ für eine integrierte nachhaltige Entwicklung ist (das sog. Grüne Programm). ...

Das war ein Frontalangriff auf diese Vorgesetzte, die (in meinen Augen) für die entwicklungspolitische Zusammenarbeit mit Kolumbien allmählich zur erheblichen Belastung wurde. Bei meinem nächsten Aufenthalt in Eschborn wurde ich natürlich zu einem längeren Gespräch mit der zuständigen Abteilungsleiterin gebeten. Ich hatte den Eindruck, man hatte meine Argumente sehr wohl verstanden, wußte aber nicht, wie man mit der langjährigen Festangestellten Frau S.M. umgehen sollte. Für mich war diese Frau tatsächlich nicht wichtig genug, um mich weiter an diesem Konflikt zu reiben. Ich freute mich, dass wir so erfolgreich mit und für die Bauern ein nachhaltiges Projekt in sehr kurzer Zeit auf die Beine gestellt hatten und dass die Bevölkerung sich z.B. mit „ihrer“ Guadua-Brücke über die Panamericana und mit ihrem Erholungs Gelände in Chimayoy identifizierten. Und dass nicht nur Architekten aus Pasto, sondern auch Bauern aus der Region zu den Guadua-Seminaren ins Zentrum Chachagüi kamen. Sie waren unsere eigentlichen Zielgruppen und zeigten jetzt, dass unser Motto „eine andere Welt ist möglich“ bis hierher gehalten hatte.....

Wir sind uns einig : Guadua ist viel mehr als nur dicker Bambus

Ich habe schon des Öfteren erkennen lassen, dass ich den Riesenbambus Guadua für einen phantastischen Baustoff in einem Land wie Kolumbien halte, wo die natürlichen Bedingungen dazu passen. Als wir kürzlich die Guadua-Brücke in Pasto eingeweiht hatten, war u.a. auch der deutsche Konsul aus Pereira angereist. Er kennt natürlich unser Projekt mit der Uni Pereira und hatte sich in Pasto so enthusiastisch über diese Zusammenarbeit geäußert, dass es mir eigentlich ein bißchen peinlich war... Aber ja, ein interessanter Verbündeter in der Sache. Im Laufe unserer Brücken-Feier hatten wir dann einen workshop über nachhaltige Bewirtschaftung von Wäldern in Kolumbien vereinbart, den er mit seinen Kontakten in Pereira unterstützen wollte. Das führte dann dazu, dass dieser workshop nicht in der Uni von Pereira oder der regionalen Umweltbehörde oder ähnlich stattfand, sondern in der ehemaligen Kaffee-Hacienda Malabar, geführt von energischen und zugleich überaus lebenswürdigen Damen mittleren Alters mit einem feinen Händchen für Ästhetik, für Farben und Formen. Der workshop sollte dem Umweltministerium, den regionalen Umweltbehörden und Umweltinstitutionen, aber auch den regionalen Produzenten im Agrarbereich und mir als GTZ mehr Klarheit darüber verschaffen, ob sich hier im Kaffeegürtel systematisch ein neues wirtschaftliches Standbein entwickeln lässt, das von der Bambusart Guadua ausgeht. Dabei versicherten sich die ganz unterschiedlichen Teilnehmer aus Wirtschaft, Wissenschaft, Tourismus alle gegenseitig den umfassenden

Nachhaltigkeitscharakter von Guadua und dass er in der gesamten Kaffeezone wachsen kann. Einsetzbar für jegliche Art von Holzkonstruktion, Wasserleitungen, Schreinerei; und gleichzeitig wichtig für die Wassergewinnung im Quellgebiet der Flüsse.

Selber hatte ich besonders interessiert zugehört als die Stichworte fielen: lokal verarbeitbar zu Bauholz für Häuser, Brücken, Kirchen etc; geeignet für Betten wie auch im Kunsthandwerk. Genau da warf jemand die enttäuschte Bemerkung in den Raum, dass ausgerechnet in dem politisch grünen Deutschland der jedermann beeindruckende Guadua-Pavillon bei der Weltausstellung in Hannover im Jahr 2000 (Architekt: Vélez) tatsächlich wieder abgerissen wurde. Damit ist – ganz nebenbei - natürlich auch für uns deutsche „Entwicklungshelfer“ ein Stück unserer Glaubwürdigkeit als Berater abhanden gekommen ... Ich weiß leider nicht, wer den Pavillon in Hannover einreißen ließ. Ich denke nur, dass es – mit oder ohne rot-grüne Regierung - ein kolossaler Fehler war. Denn Guadua hat u.a. auch ganz großen Anteil am Wiederaufbau der zerstörten Erdbebenzone hier in Quindío (Kaffeezone) als ein Erdbeben 1999 ganze Dörfer zerstört hatte – und deutsche Entwicklungshilfe massgeblich am Wiederaufbau der Dörfer mit Guadua beteiligt war!



*Hacienda Malabar
modernen Konferenz-Zentrums
mit alter Ästhetik*

Auf uns als GTZ bezogen hatte Michael Tistl (aus dem Projekt Pereira) mir noch eine kurze Notiz geschrieben, die alle wesentlichen Aspekte des Guadua-Projekts benennt und mir zeigte, dass wir bei diesem Projekt beide am selben Strang in dieselbe Richtung zogen.

Jefe,

Quebrada Negra wurde beim Erdbeben 1999 zu 95% zerstört

Bundesrepublik entschied im Rahmen ihres Erdbebennotfallprojektes, den Wiederaufbau zu unterstützen.

Die Umweltfakultaet Pereira unterstützte seit dieser Zeit die Bevölkerung durch Fortbildungsmassnahmen etc

Wegen der Kaffeekrise und Praesenz von FARC in den direkt anliegenden Bergen blieb dem Grossteil der Bevölkerung als einzige Einnahmequelle die Arbeit im Tagelohn

.....

PLAN: Vor allem die juengere Bevoelkerung soll durch ein (bereits ausformuliertes) Projekt zur nachhaltigen Nutzung von Guadua eine wirtschaftliche Existenzgrundlage erhalten. Die Besitzer umliegender Fincas stellen dafuer bisher nicht genutzte Guaduawaelder zur Verfuegung. Durch Immunisierung der Guadua in Q.N. und Weiterverarbeitung zu Leisten verbleibt der entstandene Mehrwert in Form von Arbeitsplaetzen in Q.N. (zunaechst ca. 20-30 Familien). Ein Administrador del Medio Ambiente arbeitet seit ueber einem Jahr mit der Bevoelkerung und hat diese zur Teilnahme an diesem Projekt motiviert. Er soll den Prozess im ersten Jahr vor Ort begleiten.

Zur Unterstuetzung der Massnahme sind Anschaffungen, kleinere Investitionen sowie die personelle Begleitung in einem Gesamtumfang von ca. 30 TDM notwendig. M.T.

Die von Michael angesprochene deutsche Wiederaufbauhilfe nach dem Erdbeben von 1999 hatte ich mir längst angeschaut und auch mit Bewohnern dieser neuen Häuser gesprochen. Sie hatten vorher in einem Steinhaus gewohnt. Waren jetzt allerdings sehr für die Guadua-Konstruktion eingenommen – und nahmen mich deswegen dafür ein.....



*einige vom Erdbeben zerstörte Häuser
warten noch auf den Wiederaufbau als Guadua-Konstruktion*

Ich würde den Plan von Michael umsetzen können. 30.000 hatte ich dafür im Budget. Zuvor sah ich mir noch einmal den Guadua-Pavillon von Star-Architekt Simón Vélez bei Manizales an, der ja Vorbild für die Hannover-Messe gewesen war:



*Guadua-Pavillon des Architekten Simón Vélez in Manizales.
Wie kann man einen solchen Bau wieder abreißen – um ??*

Um die Dinge auch in der Praxis noch besser zu verstehen, gewissermaßen um mit einem haptischen Projekt zu operieren, haben wir einen Tag später in kleinem Kreis eine Landpartie organisiert. Sie sollte helfen, etwas mehr über die Realität und die Ausbaumöglichkeiten der Guadua-Produktion zu erfahren. Die Fahrt im einzigen VW-Bus der Region führte durch das Erdbebengebiet von 1999, in dem die GTZ damals in Windeseile die Dörfer mit Hilfe von Guadua wieder aufzubauen half. Ein paar Stunden später holpert der VW-Bus über die Feldwege einer Hacienda mit - wie ich dann erfuhr - 800 ha Land drum herum, davon alleine 80 ha Guadua. Ein außerordentlich sympathischer, sonnenverbrannter Mann von Anfang 50 begrüßt uns, lädt uns ein in sein großes, gleichzeitig schlichtes Anwesen. Der ortsübliche starke süße Kaffee dampft schon und wir sind sofort mitten im Thema Guadua. Kaum ist die Kaffeetasse leer haben die Arbeiter der Hazienda ein paar Pferde gesattelt und wir sind unterwegs zu den nächstgelegenen Waldstücken.



*unterwegs zum
Guadua-Wald*

Es geht mit Eduardo Londoño, dem Besitzer, quer über Weideflächen und durch Bäche, Hügel rauf, Hügel runter. Die Wälder rücken näher. Wir erkennen die ersten Waldarbeiter. Sie schwingen ihre Macheten und fällen mit gezielten Hieben von zwei Seiten die 30 Meter hohen Bambus-

rohre. Ihre Hiebe sind schnell und gezielt. Schlecht getroffen kann solch ein Stamm zur tödlichen Feder für den Arbeiter werden. Mit gewaltiger Elastizität schnell ein solcher Bambus zurück und der aufgeschlitzte Stamm reißt dem Arbeiter das Bein auf oder den Kopf ab. Aber die hier sind erfahrene *guaderos*. Keiner war bislang ernsthaft verletzt. Der älteste von ihnen hat 58 Jahre auf dem Buckel und ist munter wie ein Schuljunge. Wir sehen jetzt, dass die einzelnen Kammern dieser Bambusstämme mit kristallklarem Wasser gefüllt sind. Es lässt sich hervorragend trinken. *Guadua* müsste jetzt nur noch in der Wüste wachsen, dann wäre es die ideale Pflanze überhaupt.

Wir lernen bei diesem Ausritt nicht nur sehr viel über einen ganz besonderen Bambus, sondern auch über einen Großgrundbesitzer mit viel entwicklungspolitischem Interesse. Auf dem Rückweg sind sogar die Pferde schon etwas müde. Aber sie würden auch im Halbschlaf den Weg zur Hacienda zurück finden.

intensive Diskussion mit Eduardo, dem Hacendero und Yvonne, unserer Architektin im Guadua-Projekt



Wir reden noch lange in die Nacht hinein, ob sich die Bereitschaft zur nachhaltigen Bewirtschaftung

ihrer *Guadua*-Wälder auch bei anderen *Hacenderos* fördern lässt, reden über die Organisation von Kleinbauern und über arbeitsteilige Bewirtschaftung und Produktentwicklungen, um *Guadua* zu einem noch attraktiveren Rohstoff für Produkte, wie Betten, Möbel, Parkett *und vieles mehr* zu machen.



moderne Guadua-Produkte: Sitzmöbel und Parkett

Das alles könnte in dieser Region zu weniger Abhängigkeit vom Kaffeepreis auf dem Weltmarkt beitragen (der ja durch solche neuen Kaffeeanbieter wie Vietnam (!) ziemlich in den Keller gerutscht ist), den Menschen neue Einkommensquellen erschließen und etwas von der Stabilität zurückgewinnen, die die Kaffezone so lange ausgezeichnet hatte. Sehr spät in dieser Nacht raffen

wir uns dann doch noch auf zurück in unser Hazienda-Hotel der Luxusklasse, das Hotel für ÄsthetInnen. Es sieht so aus, als könnten wir Michaels Plan schon in Kürze umsetzen. Aber es bleibt noch eine Frage.

Die Frage bleibt : Kommt der Frieden - nur weil der Kaffee geht ?

In der heiligen Woche, in der Osterwoche, brennt es in unendlich vielen Kirchen dieses katholischen Landes rund um den Christus am Kreuz. Zum Glück bringt das nur das Innere von hunderten von Kirchen in Kolumbien zum Leuchten. Das Land selber brannte in dieser Woche nicht. Wahrscheinlich brannte aber Zehntausenden von Flaggelanten fürchterlich die Haut, weil sie sich am Karfreitag stundenlang selber geißelten und diesem Land damit einen Aspekt von religiösem Mittelalter gaben, der besser in einen Goldwyn-Myer Filmschinken passt als in ein Land 20 Jahrhunderte nach Christus. Kolumbien, einst Zentrum der Theologie der Befreiung und heute in der Spitzengruppe des lateinamerikanischen Neoliberalismus. Ich war in der Semana Santa, der Woche, die mit dem Ostersonntag endet, wieder einmal in der Kaffeezone unterwegs, in dem Gebiet, das Miriam ja auch ein bisschen kennt. Es ist jedes Mal neu und anders, eine wunderschöne Region mit endlosen grünen Hügeln, mit Strassen, die mal nahe an die Bergspitzen und in die Regenwolken führen und dann wieder in langen Kurven unten in den warmen Tälern zwischen Bananenplantagen verschwinden. Irgendwo dazwischen, so auf 1.400 bis 1.600 Metern liegen die endlosen Kaffeeplantagen; die älteren mit grossen Schattenbäumen, die jüngeren in Reih und Glied direkt unter der Sonne.



traditionelle Kaffeeplantage mit viel sonstigem Bewuchs und Schattenbäumen..., Quindio

Und am Nordrand der Region, eine Handvoll Kilometer von Armenia nach Westen – gar nicht weit von der Finca, wo wir damals mit Miriam zu Pferd unterwegs waren -

ist vor einigen Jahren (1995) der „Parque del Café“ angelegt worden, eine tolle Freiluftlandschaft mit allem, was in der Kaffeezone zu Hause ist und voller Orchideen. Da sind natürlich zuerst die Kaffeesträucher selber und ihre diversen Sorten. Dann auch die 30 Meter hohen Bambuswälder, Guadua, von denen ich die ganze Zeit schwärme, mit deutlich dickeren Stämmen als der gemeine asiatische Bambus. Im Kaffee-Park findet sich alles, was die Region an Früchten und tropischen Nutz- und Zierpflanzen anzubieten hat – bis hin zu einem der wenigen Museen zur indigenen Ursprungskultur dieser Region, von der sogar Alexander von Humboldt schon spricht - die Quimbaya. Für die spanischen

Eroberer waren sie die besten Goldschmiede, die sie auf ihren kirchlich verbränten Raubzügen antrafen, weshalb sie auch jede Grabstätte gründlich nach goldenen Beigaben durchsuchten. Dabei waren solche Grabstellen bis zu 30 m tief!

Quimbaya-Keramik

Natürlich gehört auch ein bisschen Rummel zum Kaffee-Park: eine Eisenbahn, die durch die flachen Teile des Parks rattert, ein Sessellift für die Fussmüden und – selbstverständlich – kleine schmucke Cafés und Verkaufsstände mit den vielen Nebenprodukten des Kaffees, des Zuckerrohrs und der anderen Nutzpflanzen der Region.



Ich war mit dem deutschen Ingenieur Jörg Stamm, gebürtig in Olpe im Bergischen Land, von Pereira aus in den Park gefahren. Ich mußte zwar in erster Linie nach Pereira zu unserem Projektpartner Universität, aber diese Gelegenheit zu nutzen, war ebenfalls im dienstlichen Interesse. Denn Jörg ist seit einigen Jahren hier ansässig und arbeitet gelegentlich ebenfalls mit der Uni zusammen. Er ist allerdings in erster Linie Zimmermann und Architekt, spezialisiert auf den Bau von Brücken und Häusern und Hallen aus Guadua. Ihn treibt seine Mission, aus einem überall verfügbaren und nachwachsenden Rohstoff einen attraktiven und kostengünstigen Haus- oder Brücken-Typ über die vielen Schluchten dieser Region anzubieten, der im Prinzip auch von den einheimischen Bewohnern nachgebaut oder repariert werden kann. Da war es für ihn leicht, mich zu dieser Spritztour zu überreden und zu einigem fachlichen Geplauder unterwegs. Natürlich muss auch Jörg von irgendetwas leben. Und seine Fahrt hinunter zum Kaffee-Park hatte mit einem neuen Auftrag zu tun, den er von einem der Großgrundbesitzer für eine solche Guadua-Brücke über einen der Flüsse innerhalb der Hacienda erhalten wollte. Jörg hatte mit ungefähr drei Stunden gerechnet, die er für die Verhandlungen benötigen würde. Das waren die drei Stunden, die ich hatte, um durch den Kaffeepark zu wandern. Sie reichten mir nicht. Aber von Bogotá komme ich immer mal wieder hierher – alleine oder mit meinem ganzen Team.

So schön die Kaffezone, der Park, die Guaduwälder sind – die wegen des Vietnam-Kaffees drastisch gefallen Kaffeepreise bedeuten eine schwere Krise für die ganze Region und verstärken ganz erheblich die sonstigen wirtschaftlichen Schwächen des Landes. Da genau setzt dann unsere gegenwärtige Arbeit an: sinnvolle Ergänzung für den Kaffeeanbau zu ermöglichen. Und zu den langfristig interessantesten Alternativen gehört eben Guadua. Daraus lassen sich nicht nur die Stämme zum Brückenbau verwenden, sondern auch die vielen anderen Produkte, über die wir uns inzwischen schon Knoten in die Zunge reden.

Neben Guadua hat die Kaffezone durchaus auch einige andere interessante Ressourcen aufzuweisen: heiße Quellen, die von den umgebenden Vulkanen warm gehalten werden. Einige nette Thermalbäder bestehen schon, besonders in Sta. Rosa, nicht weit von Pereira, „unserer“ Universitätsstadt. Dort fällt nicht nur das 50 Grad heiße Wasser über hohe Felsen in ausgemauerte Schwimmbecken, sondern direkt daneben stürzt auch noch ein eiskalter Wasserfall von den Bergen herunter und macht ganz exquisite Wasser-

mischungen möglich. So ähnlich wie in Chile oben am Tatio!! Zwangsläufig werden wir auch auf das Thema Ökotourismus noch zu sprechen kommenEinstweilen teste ich mit dem ganzen Team schon mal solche Möglichkeiten.....

*SomosSINA
erwandert die
Kaffeezone durch
Guadua-Wald in Quindio*

Die Thermalbäder, die Vulkane, die Guadua-wälder, der ewige Frühling der Kaffeezone – das alles eingebunden in mehrtägige Exkursionen mit dem Jeep, zu Pferd, sogar mit dem Rad ist fraglos ein hoch interessantes Potenzial, um die Wirtschaft und die sozialen Verhältnisse



hier draußen neu zu stabilisieren. Wenn wir dazu beitragen können, tragen wir sicher auch ein bisschen zur Friedenssicherung in dieser Region, diesem Land bei. Ich denke, irgendwie hat das vielleicht mehr mit Ostern zu tun als die Selbstgeisselungen am Karfreitag.

Goldminen gegen Drogen - mitten im Regenwald des Putumayo

Es ist erst 2 Tage her, da konnte ich bei der feierlichen Übergabe eines Ausbildungszentrums teilnehmen, an dem unser Geologe Dr. Ibrahim Abu Abed entscheidend mitgewirkt hat. Abu wird weiterhin aus meinem Projekt "SomosSINA" finanziert und ich bin genauso froh darüber wie er selbst. Denn ich war sicher, dass sein äußerst schwieriges und gefährliches Projekt von den kolumbianischen Behörden sonst nicht zu Ende geführt worden wäre. Das Ausbildungszentrum, das er aufgebaut hat, liegt in dem gottverlassenen Kaff Puerto Limón und das liegt mitten im Einflußbereich der FARC, weil mitten im Produktionsgebiet der Cocablätter und der Kokain-Küchen – und eben einer Goldader.....

Abu war trotz seiner äußerst stillen Art der Motor des Programms zur Minimierung der Umweltschäden bei der Goldgewinnung im Südwesten Kolumbiens. Wir konnten jetzt die wichtige grundlegende Phase des Ausbildungszentrums für Gold-Bergleute in Puerto Limón (*Zitronenhafen*) an die kolumbianischen Projektträger übergeben. Ich hatte unseren deutschen Botschafter überreden können, dieses Ereignis durch seine Anwesenheit zu beehren. In Begleitung des Umweltministers waren wir in einer zweimotorigen Beechcraft (das ist eine kleine Röhre, die mit viel Getöse durch die Luft fliegt und in die ein Normaleuropäer fast nur auf den Knien rein- und rausrutschen kann) in den Putumayo geflogen, den kolumbianischen Süden. Nach 2 Stunden Flug entlang der Andenkette mit einzelnen schneebedeckten Vulkangipfeln, die sich über die Wolkendecke schoben, landeten wir in einem winzigen Nest, Villa Garzón auf 400 m Höhe am Eingang nach Ama-

zonien. Wir landeten auf einem militärisch extrem gesicherten Flugfeld inmitten der sogenannten „roten Zone“. Wenn es nicht wegen des Ministers und des Botschafters gewesen wäre, hätten uns die Militärs gar nicht in das winzige Flughafengebäude hinein gelassen. Denn da drinnen war alles zu Mannschaftsquartieren umgebaut worden. Wir standen dann irgendwie unsere 20 Minuten in der prallen Sonne, der Botschafter mit demselben Hütchen, das auch ich mir irgendwann in Leticia, in der Grenzstadt am Amazonas gekauft hatte und litt mit seiner weißen Bürohaut noch ein bisschen mehr unter der Hitze als ich. Dann kam ein kleiner Hubschrauber für 4 Gäste und nahm die ersten 4 von unserer Sechsergruppe mit. Der Hubschrauber stieg senkrecht auf, flog gerade mal 5 Minuten über den Regenwald hinüber zu dem noch kleineren Örtchen Puerto Limón und kam dort wieder senkrecht nieder – „um so besser dem möglichen feindlichen Beschuss auszuweichen...“. Beide Ortschaften sind durch eine normale Staubstraße verbunden; 10 Minuten Autodistanz. Abu hatte den Aufbau eines ansprechenden kleinen Ausbildungszentrums für Goldbergleute vorangebracht. In dem Holzbau befanden sich jetzt 2 Laborräume zur chemischen Analyse der schwermetallbelasteten Abwässer der Minen; dazu waren sehr einfache, aber praktische Geräte für die verschiedenen Arbeitsgänge der Bergleute entwickelt worden. Und für alle entsprechenden Fragen können ab jetzt in Puerto Limón Aus- und Fortbildung für die Bergleute stattfinden. Alle Schulkinder des Ortes waren da, die Frauengruppen und Vertreter der Bauern und natürlich die Bergleute selber. Ein buntes Gemisch aus indianischen und negriden Gesichtern. Einige außerordentlich attraktive Menschen darunter, wie das bei diesen Mischungen nicht selten vorkommt. Man hatte eine Plattform errichtet, da wurden dann der Minister, der Botschafter, meine Wenigkeit, der Gouverneur, der Bürgermeister, ein paar Offiziere, eine Musik-band hochgeschoben, auf Stühle gesetzt und dann kamen jede Menge Dankesreden, die Autoritäten hefteten sich gegenseitig Orden an und an jeder Ecke blinkten die Gewehre der Soldaten, die das alles gegen die immer gegenwärtige „Bedrohung der öffentlichen Ordnung“ (Guerrilla, Paramilitärs) von außen sichern mußten.



ganz Puerto Limon erwartet gespannt den Festakt

Ich habe mich wirklich für Abu gefreut. Er war hier sehr erfolgreich gewesen und ist bei den Mineros gut angekommen. Abu hätte vor allen anderen die Ehrungen noch ostentativer erfahren müssen.

Für mich selber konnte ich anschliessend noch die Gelegenheit nutzen, um weitere Schritte unserer Arbeit mit Umweltminister und Gouverneur für Amazonien anzusprechen.

Denn der neue Gouverneur war über den sich hier im Süden täglich stärker artikulierenden Widerstand gegen den „Plan Colombia“ und die Sprühaktionen gegen die Coca-Felder sehr beunruhigt und machte Vorschläge, wie wir uns dabei einbringen könnten.



*Abus Ehrung
für seine Goldwasch-
anlage:*

Abu = 1. von links

Sigi = 3. von links

Botschafter = 3. von rechts

Zum Glück setzten die heftigen Regenschauer erst ein nachdem die Feierlichkeiten vorbei waren. Der Hubschrauber brauchte etwas länger,

um in der Regenwand den Acker zu finden, auf dem er landen und uns einladen konnte. Wir waren schnell nass bis auf die Knochen. Aber es war wenigstens warm hier an der Eingangstür nach Amazonien.

Zurück in Bogotá ging, wie immer, die Morgensonne über meiner Terrasse auf. Wie immer um diese Jahreszeit ist es auch an diesem Morgen ziemlich frisch in Bogota. Ich sammelte, wie immer, die trockenen Eukalyptusblätter ein, um damit abends den Kamin anzuzünden. Mit der aufziehenden Sonne werden – wie immer – meine Pflanzen auf der Terrasse von den Kolibris besucht werden.

Aber im Putumayo und in Puerto Limón sollte der Friedensvertrag von 2016 für die Auflösung der Guerrilla sorgen. Spätestens seit 2019 wissen wir, dass FARC und ELN ihren Kampf gegen die Regierung und für mehr professionelle Cocain-Produktion wieder aufgenommen haben (DER SPIEGEL, No.37, 7.9.2019). Nur auf meiner Terrasse herrschte noch einige Zeit Frieden.....

HOFFNUNGSTRÄGER EINER ANDEREN POLITISCHEN KULTUR

Indigenes Überleben am Amazonas

Bisher hatte ich dienstlich mit Regenwald nur in Peru zu tun gehabt. Wir hatten damals in Iquitos ein DED-Projekt mit einem Entwicklungshelfer und bei unserem Familienausflug von Lima nach Pucallpa waren wir schon bis zu einem der Quellflüsse des Amazonas, dem Ucayali, vorgestoßen. Jetzt, in Kolumbien, hatte mein Team – in Absprache mit dem Umweltministerium und unterstützt von Indianer-Vertretern, die in Bogotá eine Kontaktstelle zur Regierung unterhalten und zusammen mit einer von Holland geförderten NRO - ein großes Treffen in Leticia organisiert, das erste sog. **Amazonas-Forum**.

Der Flug von Bogotá über die Anden war wie das Hineingleiten in ein endloses Wattermeer. Watte oben, unten, rechts, links. Denn es hatte in den letzten Wochen sehr viel geregnet und die Luft war noch immer gefüllt mit diesem tropischen Watte-Dampf. Erst nach einer Stunde Brummen ließ sich der Flieger so tief fallen, dass wir unter die Wolken gelangten und unten die großen Zubringerströme des Amazonas erkennbar wurden: Rio Guatequía, Rio Caquetá, Rio Putumayo. Jeder einzelne von ihnen ist hier schon ein großer

träger Fluss. Gut erkennbar auch die zahllosen Nebenflüsse. Alle zusammen beeilten sich, mit tropischer Gelassenheit, den noch größeren, breiteren, trägen Amazonas zu füttern. In der nächsten Stunde änderte sich da unten nicht viel. Gerade durch die Langeweile verfallen die einen in Flug-Dösen; die anderen schauen genauer hin, um im grünen Meer vielleicht doch etwas zu entdecken.

Und dann ist da tatsächlich plötzlich eine kleine Häuseransammlung in einer Flussbiegung. Zu erkennen sind nur ein paar weiße Punkte. Deutlich zu erkennen ist aber das hellere Grün verglichen mit dem dunklen Urwald-Grün. Weiße Punkte und helles Grün – das sieht ziemlich eindeutig nach Coca-Plantagen und Arbeiterhütten oder sogar Cocain-Küchen aus. Die Lage am Fluß paßt perfekt dazu. Denn in diesen Cocain-Küchen wird meist nur das Vorprodukt, die sog. Pasta Básica hergestellt und in kleinen Booten zum Amazonas transportiert, wo die Ladungen zusammengestellt werden und z.B. auf Flößen unter illegal geschlagenem Tropenholz versteckt werden, um vom Dreiländereck Leticia (Kolumbien-Brasilien-Peru) in den globalen Norden weiterzureisen.

*am Río Caquetá wechseln die
Grün-Töne dort, wo weißes Pulver
produziert wird*

Vom Flugzeug aus nicht erkennbar, aber immer unterwegs, sind jetzt, wie seit Jahrzehnten die Guerrilleros, die diesen Drogenhandel da unten im Regenwald des Putumayo kontrollieren⁵³ Aber ich wollte jetzt nur nach Leticia.



Kommandant Alviuz mit Kämpfern: Zermürbt vom Frieden

Von Leticia war als erstes eine intakte Flugpiste zu sehen. Dann gewinnt Kolumbiens größte Stadt am Amazonas mit ihren 30.000 Einwohnern deutlichere Konturen. Unter den Urwaldriesen kann ich es nicht ausmachen, ich weiß nur, dass dort unten das wohl teuerste Casino Kolumbiens

betrieben wird. Und von meinem Nachbarn kommt die Anmerkung mit einem Achselzucken: „das da kontrolliert kein Finanzbeamter und kein Polizist...“. Wie eh und je fließt dort mitten im Urwald der heiße Strom an Drogendollars ebenso gewaltig, wie

⁵³ Bild-Quelle: Der Spiegel No. 37 (7.9.2019): Zurück in die Hölle

die natürlichen Wasser zum Amazonas strömen.

Leticia stand deutlich sichtbar bis zur Hüfte im Wasser als sich die Maschine zur Landung in die Kurve legte. Als ich das letzte Mal vor ein paar Monaten hierher musste, lag der Wasserspiegel um ein paar Meter tiefer. Aber damit kann ja jeder hier unten leben. Mir fielen die stündlichen Pegelmeldungen ein, wenn in Köln das Hochwasser die 9 Meter überschreitet und die ersten Liter über die Rheindeiche in die Altstadt schwappen. In Leticia steht in Flussnähe alles auf Stelzen. Keine Deiche. Der Fluss wird respektiert und - trotz allem - nicht verbaut.

Jetzt hieß es, eine Woche in dieser schwülen Feuchte auszuhalten, weil wir von unserem zentralen Projekt SomosSINA aus den Versuch unterstützen, die wichtigsten Akteure im kolumbianische Amazonien an einen Tisch zu bringen, um allmääähhhhhlich mehr miteinander statt gegeneinander zu arbeiten. Also die diversen Indianervölker und ihre Organisationen, die Siedler (colonos), die aus vielerlei Gründen immer tiefer in den Regenwald eindringen, die Holzfäller, die Viehzüchter, die nationale Regierung, die regionalen Behörden, die Mitarbeiter der Naturparks, die NROs - und trotzdem fehlen in dieser Liste noch ein paar: die Drogenhändler, die Guerrilla, die Holzschmuggler, der bunte Haufen der korrupten Beamten.



*Leticia,
Uferpromenade
mit den Füßen im
Amazonas*

Tropische Ironie:

Ohne sie, ohne „die Bösen“, können „die Guten“ sich nicht wirklich in Szene setzen, können sich nicht

wirklich für den Respekt des Regenwaldes einsetzen, um ihn dann nachhaltig zu nutzen. Der Bürgermeister der Stadt, der Gouverneur des Departaments und die Vielen, die wiederum von ihnen abhängen, hängen zu ganz großen Teilen an der Nadel der Drogendollars. Leticia ist ein ganz wichtiger Exporthafen für kolumbianische Drogen. Dass der Schmuggel bei Nacht passiert, hat dabei fast einen Hauch von Romantik, denn niemand behindert diese illegale Fracht. Wenn sehr große Holzflöße aus einem der Nebenflüsse unweit von Leticia in den Amazonas gelenkt werden, dann muss jeder Zöllner und Polizist blind und taub zugleich sein, um diese Transporte nicht wahrzunehmen. Aber die Flösse stehen unter dem bewaffneten Schutz der Paramilitärs, denn die handfeste Menge an Cocain-Paketen hat garantiert einen weit höheren Marktwert als die tropischen Baumstämme der Flösse. Hier also waren wir gelandet. Unsere Konferenz stand unter dem Motto, die Chancen für ein **ständiges Amazonas-Forum** zu prüfen, zu prüfen, ob unter den extrem schwierigen Bedingungen nicht doch Bündnisse zwischen den einzelnen Gruppierungen und Organisationen, zwischen Staat und Zivilgesellschaft eine Chance haben, die unheilige Allianz aus Drogenhandel, Holzraub, Korruption aufzuweichen und allmählich andere Entwicklungswege in dieser für die Erde insgesamt so wichtigen Region einzuleiten. Die Veranstaltung mit gut 100 Teilnehmern fand im mit Abstand besten Hotel des Ortes statt

(als Gast akzeptiert wurde allerdings nur, wer sich mit den großen Hauspapagaien und Tukanen gut stellte).

Papagai prüft Teilnahmeberechtigung bei unserer Konferenz in Leticia

Mir ist nie so deutlich geworden wie in dieser Woche, dass die Indianerorganisationen mindestens genauso korrupt sind, so politisch unsauber operieren wie die „weiße“ Gegenwelt und dabei optimal die Opfer-Rolle ausspielen, wo immer es passt. Die Indianer-Dachorganisation für die Amazonasregion - OPIAC - verkauft sich als der naturgegebene Waldschützer, die einzig legitimierte Bewohner des Waldes, die einzigen wirklichen Kenner der Artenvielfalt des Regenwaldes und damit als die einzigen, die ohne weitere Hinterfragung alle Formen von finanzieller Hilfe erhalten müs-



sen, die auch möglichst unkontrolliert fließen soll, weil es die historische Schuld der Weißen gegenüber den Indianern gibt. An allen diesen Punkten ist ja viel dran. Nur kann man aus dieser Position heraus keinen Dialog aufbauen. Die Spannungen zwischen den indigenen Funktionären und den anderen Gruppen blieben daher groß und werden sich auch durch eine beliebig hohe Anzahl ähnlicher Foren möglicherweise nur schwer abbauen lassen. Unsere Kenntnis der Indianer-Organisationen und unser Verhalten gegenüber indigenen Organisationen muss erheblich tiefer gehen, wir müssen lernen, die Zwischentöne und Gesten und Körpersprachen richtig zu lesen. Und wir müssen viel besser die Interessenwelten und Interessenkonflikte zwischen den vielen Indianervölkern in Amazonien verstehen lernen, um ein qualifizierter Dialogpartner auf Augenhöhe zu sein. Andererseits bin ich nicht sicher, dass die „weisen Männer“ und Schamane der Indigenen immer das komplexe Spiel der Drogenmafia, die den Wald als Schutzraum benötigen oder der Pharmakonzerne, die die Kenntnisse um die Biodiversität des Waldes benötigen oder der Neusiedler, die aus anderen Landesteilen hierher flüchten oder der Ministerialen, die ihre Entscheidungen mit Blick auf Bogotá treffen, ob sie das alles durchschauen. Wir müssen also ein Partnerverhältnis zu ihnen aufbauen und nicht aus Schuldgefühlen heraus agieren, wenn wir hier unten ernsthaft eine nachhaltige Entwicklung voranbringen wollen....

Schon während der Konferenz saß ich immer wieder mit meinen eigenen Mitarbeitern zusammen, aber auch mit dem Vertreter der niederländischen Botschaft, mit einigen NRO-Vertretern und jungen Repräsentanten von Amazonas-Völkern, die als Studenten in Bogota in einem gemeinsamen Haus lebten, um besser zu verstehen, was hier eigentlich im Vordergrund und was im Hintergrund abging. Eindrucksvoll für mich waren vor allem die Verhaltensweisen, das politische Taktieren der einzelnen Interessenvertreter, die Manipulationsversuche, auch die Einschüchterungsversuche etwa der Neusiedler gegenüber den indigenen Uraltbewohnern. Und wie die Indianerorganisationen und einige ihrer Funktionäre auf hohem Niveau dieses Spiel mitzuspielen verstanden. Am Ende hielten wir ein sehr schlichtes Ergebnis in Händen – wobei die Teilnehmer aus Leticia mir versicherten, dass sich hier zum ersten Mal so grundverschiedene soziale Gruppierungen der Region

an denselben Tisch setzten und miteinander sprachen und stritten. So gesehen, wenigstens ein wichtiger erster Schritt hin zu einem vorstellbaren Erfolg ... Während unserer Konferenz ging das normale Leben in Leticia natürlich weiter.

*Leticia,
normaler Alltag*

Und dieses normale Leben kann den starken Einfluß von Brasilien nicht verhehlen,



einschließlich Karneval

und

kleinem Grenzverkehr über den Amazonas

Leticia wird nicht nur beim Karneval von seinem grossen Nachbarn beeinflusst. Das ganz normale Alltagsleben kennt keine und respektiert keine Landesgrenze zwischen Leticia (Kol.) und Tabatinga (Bras.).

Und dann war da noch der zweitägige Ausflug in den Nationalpark *Amacayacu*. Mit einer kleinen Gruppe der Teilnehmer hatten wir uns zu dieser Bootsfahrt



den Amazonas aufwärts verabredet. Zum einen, um manchen unangenehmen Beobachter unserer Konferenz ab-zuschütteln und offen miteinander sprechen zu können. Zum

anderen, um noch etwas unmittelbarer als im Hotel an das Thema selbst heranzukommen: Amazonien.

Wir sind mit drei kleinen Booten stromaufwärts gefahren bis zu einem enormen See mitten im Amazonas (klingt ein bisschen merkwürdig, hängt aber mit dem Hoch- und Niedrigwasser im Amazonas zusammen), wo ich bisher vergeblich versucht hatte, ein paar gute Delphin-Fotos zustande zu kriegen. Die grauen und die rosaroten Süßwasser-Delphine tauchten auf und drehten um die neugierigen Besucher ihre Pirouetten und schnauften gewaltig.

Aber statt zu fotografieren, liessen wir uns mit ein paar Leuten lieber ins Wasser fallen. Denn hier bedrohten uns weder Piranhas noch Kaimane; vielmehr half das Wegtauchen erstmal wieder ein bisschen gegen die ungemein aggressiven Mosquitos und einmal im Amazonas zu schwimmen war auch schon immer einer meiner Träume gewesen.



Bananenfrühstück mitten im Amazonas, ohne Piranhas

Als man mich wieder ins Boot gehievt hatte und ich ein paar Augenblicke zum Trocknen auf dem Bootsrand saß erinnerte mich alles auf einmal an eine ähnliche Szenerie im Yaracocha-See drüben in Peru, wo mein DED-Kollege Burckhard und ich ein Stückchen in den See hinausgeschwommen waren und plötzlich große Rücken-

flossen vor uns aus dem Wasser auftauchten. Wir hatten beide instinktiv an Haie gedacht und waren so schnell wie nie wieder zurück ans Ufer gestrampelt. Erst vom sicheren Strand erkannten wir die rosa-farbigen großen Delphine, die uns nur belustigt nachschauten.

Jetzt waren wir allerdings alle sehr schnell zurück in der Wirklichkeit, denn die Mosquitos hatten schon wieder auf Angriff geschaltet und dagegen half jetzt nur der Fahrtwind unserer Motorboote. Im Nationalpark Amacayacu hatten sie einige einfache Holzhütten, eine Küche und einen großen Gemeinschaftsschlafrum auf Pfähle gestellt, durch Holzstege miteinander verbunden und mit einer großen Veranda davor, auf der wir noch gemütlicher gesessen hätten, wenn wir nicht den größten Teil unserer Restenergien für den Windmühlenkampf gegen die Mosquitos gebraucht hätten. Aus alter Erfahrung hatte ich schon in Leticia nach wirksamem Mückenschutz gefragt. Einer der indigenen Teilnehmer unserer Konferenz hatte mir dabei von der schwarzen Seife erzählt, die die Waldbewohner hier aus verschiedenen Pflanzen gemischt mit irgendwelcher Asche und Sonstigem herstellen, um sich selber gegen die Plagegeister zu schützen. Eine Schachtel mit dieser Seife hatte ich jetzt auch dabei, aber es war offenbar nur Seife-*lite*, denn die Stiche gingen weiterhin durch Jeanshosen, dicke Socken, langärmelige Hemden wie durch Butter in der Sonne. Wirklich schlimm ist es dann in der Nacht, wenn das Mosquitonet nicht hundertprozentig dicht an der Hängematte anliegt oder irgendeine Masche gerissen ist. Die Antimückenspiralen, die wir in der Nacht im Schlafsaal abbrannten, halfen nur ein bisschen gegen diverse andere Waldbewohner, nicht gegen die Blutsauger. Mit dem Gedanken daran, dass Amacayacu auf Quechua „Hängemattenfluss“ heisst und der Frage,

wieso hierher ein Quechua-Wort den Weg gefunden hatte, schlief ich dann irgendwann ein.

*Hotel
Amacayacu am
Amazonas*

Es war erst mein zweiter Besuch im Nationalpark Amacayacu. Diesmal führte der Amazonas, wie gesagt, Hochwasser. Wir konnten daher nicht – wie beim ersten Mal –



durch den Wald zu irgendwelchen Indianersiedlungen marschieren. Fortbewegung funktionierte nur mit Kanu.

In der Nacht hatte es, wie immer, heftig geregnet. Das Wasser zwischen den Bäumen war am nächsten Morgen aber nicht weiter gestiegen. Ganz überrascht hatten wir jeder ein Spiegelei zum Frühstück erhalten und hievt uns dann in die schmalen Kanus zur Paddeltour durch den überschwemmten Regenwald. Ich selber hatte einen kleinen Wunsch geäußert, nämlich zu den Riesenbäumen zu paddeln, die ich in der Trockenzeit einmal erklettert hatte, um einmal im Leben über das Urwalddach zu spazieren.

Damals hatte mich meine Kollegin Iris aus Deutschland begleitet. Wir waren mit einem Indio-Führer einige Stunden durch den trockenen Regenwald marschiert, an kleinen, versteckten Siedlungen der Tikuna-Indianer vorbei, immer weiter bis zu zwei 60 Meter hohen Bäumen (Ceibas). Dort hatten Forscher auf etwa 30 Meter Höhe eine einfache Hängebrücke mit 60 m Spannweite geknüpft, um besser das Leben oben in der canopy, der Dachtage des Regenwaldes, beobachten zu können.

Ich hatte damals heftig geatmet, um über die Strickleiter zur Hängebrücke hoch zu klettern, danach diesen faszinierenden Blick über das grüne Blätterdach des Amazonas in mich aufgenommen, hatte begeistert aus der nächsten Nähe Affen und Kolibris und Papageien und Epiphyten fotografiert; aber dann nur noch die Luft angehalten, um mich am anderen Ende der Brücke völlig ungeübt abzuseilen. Alles hatte irgendwie funktioniert. Nur die Kamera hatte beim Abstieg einen Schlag abbekommen und alle Fotos waren verloren.

Wir paddelten jetzt also zu dieser Hängebrücke, zum *puente del dosel*.

Inzwischen machte sie allerdings einen etwas brüchigen Eindruck. Es gab auch keine Strickleiter mehr. Keine Chance, noch einmal da hinauf zu klettern. Der Wasserweg war dennoch nicht umsonst gewesen. Wir glitten in unserem Kanu 3 oder vier Meter über dem damaligen Pfad durchs Wasser und sahen unter uns jede Menge Fische, die von den süßen Samen der Bäume lebten und diese – ähnlich wie sonst die Vögel – weit im Regenwald verteilten und so zur natürlichen Regeneration des Waldes ihr Teil beitragen. Wir sahen aber auch die faszinierende Flexibilität der Ameisen. Ihre großen Bauten, an denen man in der Trockenzeit oft vorbei kommt, hatten sie jetzt in die sichere Höhe von fünf oder sechs Meter über dem Erdboden auf große Bäume umgebettet. Ihre Fressstrassen waren dieselben, hoch zur Canopy, nur der Weg zum Bau war jetzt etwas kürzer und ihrer Nahrungspalette fehlten die süßen Früchte am Boden.

*ähnlich wie diese canopy-Brücke
(in Costa Rica)
war zuvor die von Amacayacu
konstruiert gewesen*



Amacayacu war eine äußerst hilfreiche Ergänzung zu unserer hochpolitischen Konferenz in Leticia. Dabei war diese Exkursion keineswegs völlig frei von unseren Themen in Leticia. Denn am nächsten Tag sahen wir eines der großen Holzflöße, das wahrscheinlich drüben in

Peru gestartet war und jetzt kurz über kolumbianisches Territorium glitt, an einem der beiden Ufer mit Cocain angereichert worden war und sich nun hinüber nach Brasilien treiben ließ, um dort abzuliefern. Ich sprach den Umweltminister, der noch in Leticia war, auf beides an, auf das illegal geschlagene Tropenholz und auf den damit kaschierten Drogentransport. Juan Mayr setzte sich umgehend mit dem Gouverneur und dem Polizeichef zusammen. Sie orderten einen Hubschrauber, überflogen das Länderdreieck. Aber es blieb bei dieser Geste. Gouverneur und Polizeichef wollten in Leticia noch eine Weile überleben....

*Ende einer
Dienstreise:*

*improvisierte
Auswertung der
Konferenz
zur Überbrückung
von 6 Stunden
Wartezeit im
Flughafen Leticia*



Zurück in Bogotá wurde mit den Indio-Vertretern,

die in Bogota ein Gemeinschaftshaus führen und Vertretern des Umweltministeriums eine ausführliche Evaluierung der ganzen Veranstaltung vorgenommen und über Alternativen solcher Veranstaltungen nachgedacht. Ich konnte mich selber dem Vorschlag der Indio-Vertreter anschließen, die Zusammenarbeit mit den einzelnen Akteursgruppen stärker auf einzelne Regionen herunterzubrechen als von Amazonien insgesamt auszugehen. Dieses riesige Gebiet ist einfach zu vielfältig gestrickt mit seinen vielen regionalen Unterschieden – angefangen von Naturreservaten doppelt so groß wie Holland, wo durch Zufall

herauskommt, dass darin ein unbekannter Nomadenstamm lebt, über die illegal tätigen Holzfällerfirmen bis hin zu den ständig erweiterten Coca-Anbaugebieten in den höher gelegenen Regionen des Regenwaldes.⁵⁴

Indigener Widerstand gegen staatliche Repression

(Brief-Auszug, Juni 2003:)

Ihr kennt ja mein Arbeitsmotto: immer auch nach den guten Nachrichten suchen. Und da gibt es eine:

*Trotz aller gewaltsamen und rechtlichen Einschränkungen hat Zivilgesellschaft auch in Kolumbien überlebt – auch dank starker internationaler Solidarität aus Europa wie aus den USA und Kanada. Es gibt sie sehr stark im Menschenrechtsbereich, es gibt sie im kommunalpolitischen Bereich; es gibt sie zum Glück auch im umweltpolitischen Bereich. Zu den wichtigsten Säulen der kolumbianischen Zivilgesellschaft gehören heute Organisationen der **indigenen Bevölkerungsgruppen**. Kolumbiens Statistik spricht von mehr als 80 verschiedenen Ethnien, davon einige mit wenigen hundert Köpfen, andere mit einigen tausend. Für sie alle sitzen 3 indigene Senatoren - von der Verfassung abgesichert - im 100-köpfigen Senat der Republik. Dennoch bleiben die auch international sichtbarsten Vertretungen der indigenen Bevölkerung ihre NROs. ONIC ist wiederum der Dachverband der diversen indigenen NROs in Kolumbien.⁵⁵ ONIC hat die Regierung Uribe schon Ende 2002 öffentlich aufgefordert, die Militäroffensive gegen die Guerrilla in den Gebieten der indigenen Gemeinschaft, für die sie verfassungsgemäß Teilautonomie besitzen, unverzüglich einzustellen. Das galt auch etwa im Chocó, im Gebiet der Emberá Katío, wo die FARC-Guerrilla kürzlich wieder einen indigenen Anführer erschossen und 800 Ureinwohner vertrieben hat. Und wo wir uns seinerzeit gegen die Unterstützung der Umweltbehörde entschieden hatten – wegen ausufernder Korruption. Das Volk der Emberá Katío bewohnt einen für den Drogen- und Waffenhandel strategisch wichtigen Landkorridor im kolumbianischen Regenwald des Chocó, nahe der panamaischen Grenze. Die Dorfvorsteher der indigenen Gemeinschaften bitten hier die Behörden seit mehr als einem Jahr, ihnen ausschließlich humanitäre Hilfe zukommen zu lassen und keinen militärischen Schutz zu leisten. Die Emberá Katío - wie andere indigene Gemeinschaften auch - sind gegen Militäraktionen, weil diese gegen die Rechte der Zivilbevölkerung verstoßen, die Risiken von Repressalien durch Guerrilla und Paras erhöhen und zum Teil für die Zwangsvertreibungen verantwortlich sind.*

Im Chocó liefern sich die illegalen bewaffneten Gruppierungen untereinander einen Krieg auf Leben und Tod, in den die Ureinwohner gegen ihren erklärten Willen hineingezogen werden. Infolge dessen werden permanent Mitglieder dieser Ethnie erschossen, weil sie angeblich mit der einen oder anderen Gruppierung von Guerrilla oder von Paramilitärs sympathisierten. In den letzten zwei Jahren hat die Ethnie 16 Mitglieder auf diese Weise verloren, darunter vier Anführer. Und es sind keine „versehentlichen“ Morde. Denn die

⁵⁴ Daß bislang unbekannte Ethnien immer wieder in den Amazonas-Regionen entdeckt werden, u.a. weil die illegalen Holzfäller, die Drogenschmuggler, aber auch Spürtrupps von Pharmakonzernen und schließlich Anthropologen in ihre bislang geschlossenen Lebensräume vordringen, zeigte zuletzt der SPIEGEL-online Bericht vom 02.02.2012: „Isolierte Indianer in Peru. Tod am Dschungelfluss“. Darin wird eine ähnliche Situation aus dem Manú-Nationalpark in Peru geschildert, wie sie letztlich auch für Kolumbiens Amazonien denkbar ist

⁵⁵ Organización Nacional Indígena de Colombia, ONIC; gegründet 1982 anlässlich eines Kongreß der indigenen Völker Kolumbiens, wobei es schon vor dem Ersten Weltkrieg indigene Vorgängerorganisationen gab

Emberá Katío machen nur zwei Prozent der 42 Millionen Kolumbianer aus, aber ihre Territorien erstrecken sich über 27 Prozent der nationalen Landesfläche, darunter nicht nur die „Drogenkorridore“, sondern auch strategisch wichtige Entwicklungsregionen mit den international fragten Ressourcen Wald, Wasser, Biodiversität.

Ich bin sicher, Nachrichten wie die grausamen Indianer-Morde der jüngsten Zeit gerade im Chocó, gelangen nicht bis zu euch im nur von Wahlkämpfen geschüttelten Deutschland. Die Brutalitäten von Guerrilla und Paras gegen Indigene haben seit Mai 2002 einen „Markennamen“: **Bojayá**. Eigentlich ein kleiner unbedeutender Ort am Río Atrato. Aber eben doch nicht ganz unbedeutend, weil er in einer der wichtigen Durchgangskorridore für Cocain raus und Waffen rein liegt. Nebenbei gesagt, ist es genau der Río Atrato, der zu den schnellst fließenden Flüssen der Erde gehört und ursprünglich angedacht war, die Rolle des Panama-Kanals zu übernehmen. Immerhin ist er bis Quibdó, wo wir damals unsere Projektprüfung durchgeführt hatten, bei der Miriam dabei war, schiffbar. Also genau hier am mittleren Atrato war es im Mai zu einem tagelangen Gefecht zwischen Guerrilla und Paras gekommen. Die offiziellen Truppen, die hier hätten eingreifen müssen, liessen sich wegen schlechten Wetters entschuldigen und warteten lieber in Medellin das Ende der Kämpfe ab. Derweil starben rd. 120 Personen - Männer, Frauen, Kinder - in der Dorfkirche von Bojayá. Sie hatten dort Schutz gesucht, woraufhin die kämpfenden Einheiten die Kirche ganz bewusst unter schweren Beschuss genommen hatten. Motiv ?? Die Überlebenden des Massakers und ihre Nachbarn leben seither in kollektivem Schock. Proteste hatte es in vielen anderen Teilen Kolumbiens und international gegen die damalige Regierung Pastrana gegeben. Die Antwort der aktuellen Regierung Uribe war u.a. die Verhängung des Ausnahmezustands und das Zugeständnis kriegsrechtlicher Kompetenzen für die Militärkommandeure.

Die indigenen Vertreter protestieren zunächst schriftlich bei der Regierung gegen diese Situation und gegen das Verschleppen ihrer Jugendlichen durch Guerrilla und Paramilitärs. Aber sie organisieren auch sehr sichtbar ihren Widerstand durch tagelange Märsche zu den Provinzhauptstädten etc.. Sie informieren darüber auch die Medien und beziehen damit die Öffentlichkeit mit ein. Die indigenen Völker haben allerdings auch begonnen, über den Tellerrand der reinen Menschenrechtsverletzungen zu schauen. Sie sehen, dass es in den ihnen zugesprochenen großen Landstrichen (resguardos) fast immer auch um das Thema Ressourcenzugang, Ressourcenverfügung, Ressourcenmanagement geht. Die indigenen Organisationen haben daher angefangen, ihren Widerstand gegen die Gewaltakte auch von den Fragen der geistigen Eigentumsrechte her, von den UN-Konventionen über Biodiversität und Artenschutz her zu organisieren und sich dabei auf die Vereinbarungen der WTO und die internationale Vereinbarungen über kommerzialisierbares geistiges Eigentum (TRIPs) zu stützen. Denn die indigenen Völker sitzen meist auf einer der wichtigsten Schatztruhen der Menschheit, den Regionen mit hoher Artenvielfalt. Und diese Biodiversität ist nichts weniger als unser aller Überlebenssicherung, also letztendlich deutlich wertvoller als die Zivilisationsressource Erdöl oder der aktuelle Drogenhandel. Zu den Widerstandsformen der indigenen Völker gehören folgerichtig auch schon übernationale Dachorganisationen, wie etwa COICA, der Zusammenschluss indigener Organisationen des Amazonas-Tieflandes von Kolumbien, Ecuador, Peru, Bolivien, Brasilien, Venezuela... Es entwickeln sich also Widerstandstrategien von Qualität und Umfang, die in wenigen Jahren jeder Regierung in Kolumbien und den Nachbarrepubliken politisch zu schaffen machen können.

Und da das Thema Ressourcensicherung und Ressourcenschutz in dem Maße auch an politischer Bedeutung gewinnt, in dem die Weltbevölkerung wächst, könnte entsprechend das politische Gewicht der indigenen Völker im globalen Maßstab wachsen (Konjunktiv!). Ich bin nach wie vor froh, daß wir nach unserer damaligen Projektprüfung im Chocó ein

Engagement der GTZ dort abgelehnt hatten. Aber diese brutalen Aktionen gegen die indigene Bevölkerung machen andererseits deutlich, dass wir an der Idee des Foro Amazonico festhalten müssen. Es ist die für uns gangbare Ebene der Unterstützung indigener Identitäten und hält die Tür zu „einer anderen Welt“ einen Spalt breit offen. Ich hatte über unsere damaligen Eindrücken ein paar Zeilen aus Quibdó im Chocó geschrieben. Vielleicht sind sie sogar in Oberhausen angekommen. (s.o., S. 205; „Abstecher in den Chocó“)

Uribe bleibt bei seiner Gleichung : Indigene + NROs = Terroristen

Meine Projekte zur Umweltpolitik wurden in den deutsch-kolumbianischen Regierungsverhandlungen leider von vornherein auf das hiesige Umweltministerium zugeschnitten. Unter der Regierung Pastrana besaß dieses Ministerium durchaus noch politische Autonomie. Unter Uribe wurde der politische Stellenwert dieses Ministeriums erheblich eingeschränkt und Umweltpolitik musste sich anderen Zielen im Regierungsprogramm beugen. Jetzt besteht ein Grossteil meiner direkten und indirekten Arbeit darin, diesen Alleinvertretungsanspruch des Umweltministeriums für unser Projekt SomosSINA auf andere gesellschaftliche Akteure stärker auszuweiten, damit wenigstens ein Teil unserer Aktivitäten seinen geplanten Zweck erfüllt: nämlich die Bedingungen für nachhaltige Entwicklung in Kolumbien zu verbessern und gesellschaftlich zu verankern. Normalerweise sind die Nichtregierungsorganisationen ein ganz wichtiger Teil der dafür benötigten Akteure. Im Fall von Kolumbien ist auch das ein bisschen anders. Hier bezeichnen die Regierungen und besonders Uribes Regierung die NROs als Terrorismus-freunde. Dagegen sind jetzt ganz aktuell die Entwicklungsorganisation der Vereinten Nationen (UNDP) und die schwedische Entwicklungshilfe (SIDA) auf die Bühne getreten, um die NROs gegen allzu unqualifizierte Anwürfe von Regierungsmitgliedern zu schützen. UNDP hat in dem Zusammenhang Vorschläge zur Beilegung der Kriegshandlungen im Lande vorgelegt und den NROs dabei eine konstruktive Rolle zugeschrieben.⁵⁶

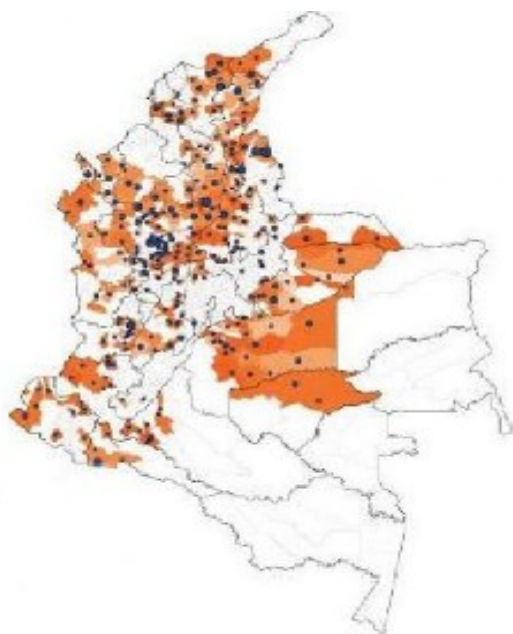
Das Papier, das die NRO-Bemühungen um eine "Entbrutalisierung" der seit über 40 Jahren anhaltenden Kämpfe ausdrücklich würdigt, fordert die Regierung Uribe auf, den militärischen Weg zu beenden, dem vor allem Zivilisten zum Opfer fallen. Im Jahr 2002 wurden um die 30.000 ermordete Menschen gezählt. Wie viele davon jeweils auf die Auseinandersetzungen zwischen Regierung, linken Rebellen, rechten Paramilitärs, Drogen-Mafia und marodierenden kriminellen Banden zurückgehen, lässt sich nicht genau feststellen. Eine staatliche Institution (Fundación Social) gibt den Anteil dieser „politischen Morde“ mit gut 20% an. Das sind 6.000 pro Jahr oder doppelt so viele wie in Chile während der gesamten 16 ½ Jahre Diktatur an „Verschwundenen“ gezählt wurden!!⁵⁷

Das Autorenteam des UNDP-Papiers unter Führung des in Kolumbien sehr bekannten Journalisten Hernando Gómez Buendía sieht in den feudalen Strukturen des ländlichen Kolumbiens eine der wichtigsten Ursachen für die jahrzehntelangen Konflikte in diesem Land. Aus den Recherchen geht hervor, dass 1996 11.570 Großgrundbesitzer, von denen sich nicht nur einzelne als Drogenhändler betätigen, im Besitz von insgesamt 22,6 Millionen Hektar Land waren, während sich 2,2 Millionen Kleinbauern 2,2 Millionen Hektar teilen

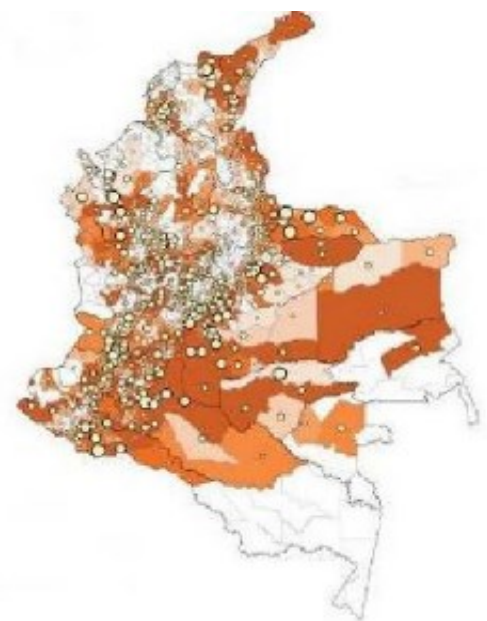
⁵⁶ Hernando Gómez Buendía u.a.: *El conflicto, callejón con salida. Informe Nacional de Desarrollo Humano para Colombia – 2003* (im Auftrag von UNDP)

⁵⁷ Mitte 2012 werden insgesamt schon rd. 5 Millionen Gewaltopfer durch diesen inszwischen rd. ein halbes Jahrhundert andauernden Machtkampf in Kolumbien beklagt (die Tageszeitung EL Tiempo, Bogotá, 8.4.2012: „Ley de víctimas fijó el 9 de abril como día de la memoria.“)

mussten. Vor diesem Hintergrund verweist der Bericht u.a. darauf, dass die Guerrilla für einen Umsturz nicht den nötigen Rückhalt in der Bevölkerung besitzt. Darüber sei sich die Regierung im Klaren und habe deshalb keine Eile, Reformen durchzuführen, die eine Beendigung des Krieges begünstigten. Die Empfehlung, die wir in unseren Projekten schon die ganze Zeit über verfolgten, lautete in der Studie: die Nichtregierungsorganisationen stärken, um die Chancen auf eine Beendigung des Krieges zu wahren oder zu erhöhen. Genau das stieß bei Uribe auf taube Ohren. Nach der Veröffentlichung dieses Berichts, der Kritik an seiner Regierung übt, ist der Staatschef zum Angriff auf die lokalen Menschenrechtsgruppen übergegangen. Er bezeichnete sie Anfang der Woche erneut als "Freunde des Terrorismus". Wahrscheinlich meint er damit gerade auch solche exponierten Stimmen, wie die der todesmutigen Bürgermeisterin Gloria Cuartas im Städtchen Apartadó nahe der Grenze zu Panama, deren Büchlein "*Respeto a la vida*" auch ins Deutsche übersetzt und einigen Menschen jenseits von Kolumbien die Augen über die verqueren Beziehungen zwischen staatlichen und terroristischen Gewalttätern geöffnet hat.⁵⁸



Gewaltakte, die von der FARC (links) und den Paras (rechts) zwischen 1995 und 2005 initiiert wurden



(Quelle: H. Gómez Buendía)

Eine andere Welt ist möglich – mit NROs in Porto Alegre (Jan 2003)

Wir mußten etwas tun. Die politische Führung Kolumbiens hatte sich eindeutig hinter den „Plan Colombia“ der USA gestellt und gleichzeitig die eigene Zivilgesellschaft als Terroristen beschimpft. Ich wollte zeigen, dass wir genau diese Zivilgesellschaft als Voraussetzung ansahen, um überhaupt noch in Kolumbien sinnvoll weiterzuarbeiten. Finanziert aus dem Projekt SomosSINA lud ich einige Vertreter kolumbianischer NROs zum **3. Weltsozialforum in Porto Alegre** (WSF) ein und bin auch gleich selber mitgefahren. 1992 hatte ich eine ähnliche Reise mit NROs aus Chile zum damaligen UN-Gipfel für Umwelt und Entwicklung in Rio organisiert und wir hatten für die interne chilenische Umweltdebatte nach Pinochets Abgang durchaus eine gewisse Wirkung erzielt.

Jetzt (Januar 2003) ging es also wieder nach Brasilien, ein Stückchen weiter südlich von Rio (1.500 Km), nach Porto Alegre mit seinen 1,5 Mio Bewohnern, seiner seit 12 Jahren

⁵⁸ Gloria Cuartas ist ehemalige Bürgermeisterin der Provinzstadt Apartadó im konfliktreichen Grenzland mit Panama. Für ihren erheblichen Mut gegenüber Paramilitärs und FARC wurde sie von der Unesco als „Bürgermeisterin für den Frieden“ ausgezeichnet. Vielleicht hätte ein Gespräch mit ihr damals im Chocó zu einer anderen Projektentscheidung geführt. Vielleicht

im Amt befindlichen Regierung der Arbeiterpartei (Lulas PT). Dieses Porto Alegre ist die Hauptstadt des südlichsten Staates in Brasilien (Rio Grande do Sul), der unmittelbar an Uruguay und Argentinien grenzt. Dabei ist dieser Süd-Staat alleine schon größer als ganz Uruguay Die Stadt liegt ungefähr auf der Höhe von La Serena in Chiles Norden und das heißt, jetzt im Sommer ist es dort mollig warm. Die vielleicht 150.000 Teilnehmer des 3. WSF und vor allem die Jugendlichen aus aller Welt (30.000) würden in ihren Zelten sicher nicht frieren. Viele Probleme hatten dagegen die Organisatoren. Es war wohl in erster Linie die hohe Zahl der Teilnehmer, die alle Erwartungen übertroffen hatte und zu einer ganzen Reihe logistischer Engpässe führte. Dabei waren die Unterkünfte – glaube ich – ausreichend, denn die Stadtverwaltung wie auch viele Bürger sind äußerst solidarisch gegenüber dem WSF und stellen – teilweise zu rein symbolischen Preisen – Zimmer und Häuser zur Verfügung. Problematischer war vor allem die Übersicht über das Programm, über die vielleicht 1.300 verschiedenen Veranstaltungen – von so zentralen politischen Vorträgen wie dem von Noam Chomsky (Massachusetts Institute) und der indischen Autorin Arundhati Roy („König der kleinen Dinge“) oder dem Besuch des venezolanischen Präsidenten Chavez und vor allem der open-air Veranstaltung mit Präsident Lula (150.000 Teilnehmer) bis zu kleinen workshops mit NROs oder Indianergruppen oder Darstellungen der FES und der GTZ.

Das offizielle Motto dieses Forum lautete **„Eine andere Welt ist möglich“**. Es war genau das Motto, unter dem auch unsere Zusammenarbeit mit den Bauern in Nariño stand. Die Philosophie des WSF lautete noch deutlicher: die andere Dimension von Weltentwicklung sichtbar machen, die beim Weltwirtschaftsforum in Davos weitgehend fehlt, die soziale und die ökologische. Auf diese vordringlichen Fragen aufmerksam zu machen, ist nicht zuletzt mit Hilfe der 4.000 Journalisten gelungen, die in Pto Alegre dabei waren. Und natürlich stand diesmal ganz besonders stark die Friedensfrage im Rampenlicht – schließlich führte Präsident Bush intensiv Krieg im Irak. Und da die US-Bevölkerung zum Glück auch nicht nur aus Bush-Anhängern besteht, waren auch einige hundert US-Organisationen vertreten, die sich mit Chomsky in der Verurteilung der Kriegspolitik der Bush-Regierung einig sind. Es war also auch in starkem Masse ein Anti-Bush-Forum. Nicht zu übersehen war, dass von den vielen Teilnehmern aus dem globalen Süden der Anti-Bush per se in Brasiliens Staatspräsident **Luiz Inácio Lula da Silva** gesehen wurde.

Ich kenne ja Lula auch persönlich von seinen Besuchen bei der FES in Bonn etc. (erinnerte mich immer an einen sächsischen Bierkutscher). Bei aller persönlichen Sympathie sehe ich ein bißchen die Gefahr, dass er in zahlreichen Drittwelt-Ländern als ein neuer Messias der Linken gesehen wird. Diesen Anspruch wird er nur bedingt erfüllen, weil er eine ganze Reihe pragmatischer Konzessionen an das nationale und das internationale Kapital machen musste, um wenigstens einen Teil seiner Sozialreformen durchsetzen zu können. In Brasilien ist die Euphorie zur Zeit allerdings noch sehr groß. Ich war daher wirklich gespannt, ob nach Ablauf des ersten Regierungsjahres die aufkommende Kritik von Teilen seiner eigenen Partei eventuell größer sein wird als die Anti-Lula-Interviews der Wall-Street-Kapitäne...

Erst als Lula bei seiner erneuten Kandidatur 2018 bei den Umfragen in Führung lag und gleichzeitig der US-Präsident D. Trump hieß, schaffte es der ultrakonservative, mit den brasilianischen Militärs eng verbundene Bolsonaro und seine Förderer, Lula einige Monate vor der Präsidentschaftswahl ins Gefängnis zu bringen. Bolsonaro gewann dadurch die Wahl, bekannte sich zum größten Fan von D. Trump, setzte demonstrativ auf die Militärs und beförderte den „Lula-Richter“ sofort zu seinem Justizminister. Die politische Vergewaltigung Brasiliens durch Bolsonaro verliert auch dadurch nicht ihre Absurdität, dass ex-Präsident Lula nach zwei (statt der verhängten neun) Jahren am 9.

November 2019 „vorübergehend“ aus der Haft entlassen wurde.⁵⁹



Porto Alegre 2003, die Jugend der Welt lauscht Präsident Lula – unmittelbar bevor dieser nach Davos reist zum Gipfel der Welt-Wirtschaft, um dort auch die Philosophie des WSF zu vertreten

Wenn WSF also die enorme weltweite Unterstützung für die Friedens- und die Sozialfragen dieser

Welt sehr deutlich sichtbar machen konnte, dann bleibt auf der konkreten Handlungsebene trotzdem noch sehr viel zu tun, um das Motto von Porto Alegre - "*eine andere Welt ist möglich*" - praktisch umzusetzen. Denn wie erläutere ich einem matrifokalen chilenischen Mapuche-Indianer die komplexen Arbeitsbedingungen einer Frauen-NRO in der indischen Kastengesellschaft...?

Weltbekannte Systemkritiker, wie Noam Chomsky, haben solche Fragen in riesigen Massenveranstaltungen beim WSF auch theoretisch behandelt: wie lässt sich die Macht des Eigentums oder derjenigen Akteure brechen, die Elitepositionen monopolisieren; wie lässt sich die Abkopplung vom Globalisierungsprozeß organisieren?

Pto Alegre 2003, Massenandrang zum Podium mit Arundhati Roy („Gott der kleinen Dinge“) und Noam Chomsky (Anti-Globalisierer)



In den vielen kleinen Gruppen, die sich nach solchen Highlights des Programms in allen möglichen Ecken des WSF-Geländes oder in der Stadt Porto Alegre zusammen hockten, um weiter zu diskutieren – in diesen vielen Gruppen wurden ebenso viele unter-

⁵⁹ Bericht der Süddeutschen Zeitung vom 11.6.2019: „Neue Zweifel an Urteil gegen Lula“. Im März 2021 wurde das Urteil vom Obersten Gerichtshof in allen Punkten aufgehoben – allerdings mit dem Hinweis, dass Lula seinerzeit vom nicht zuständigen Gericht (Curitiba) schuldig gesprochen worden war. Viele Brasilianer hoffen, dass Lula 2022 zur Präsidentschaftswahl antritt.....

schiedliche Standpunkte und strategische Überlegungen vorgetragen – und nur in Ausnahmefällen wurde dabei etwas zusammengebunden. Verschiedene Taktiken, je nach Kulturkreis, nach jugendlicher oder alternder Gesellschaft, nach informationeller Vernetzung etc. müssen ausgelotet werden, um vor allem dem grenzenlosen Wachstumsfetischismus unserer Zeit und der alles beherrschenden **Geldgier** und der daraus abgeleiteten **Korruption** Grenzen zu setzen.

*Wir, die Jugend der Welt, so das einigende Band in Pto Alegre, wir suchen & finden uns in Porto Alegre und wir, die Jugend der Welt, sind da ganz sicher:
eine andere Welt ist möglich*



Über meine wichtige Mitarbeiterin Olga-Sofia hatte ich direkten Kontakt zur Familie ihres Bruders Felix, der in Pto Alegre lebt und schon am ersten Abend mit der Einladung zu seiner Familie gewedelt hatte. Wir haben endlos über unseren praktischen Ansatz von „eine andere Welt ist möglich“ diskutiert und er als Bogotaner kannte nicht das uralte indigene Prinzip der „Minga“, der Lebens- und Arbeitsgemeinschaft der andinen Dörfer, das wir in Nariño mit unseren 2 Projekten stärken. Dabei ist genau dieser Ansatz schon ein Beitrag zur Abwehr des Konsumterrors, den der globale Norden überall durchsetzt. Dafür erinnerte mich Felix seinerseits daran, dass in Porto Alegre schon ein ganz anderer wichtiger Baustein für eine andere Welt funktioniert, nämlich bürgerliche Mitbestimmung in der Kommunalpolitik. Das Stichwort dazu heißt im Portugiesischen **Orçamento Participativo** (mitbestimmter Bürgerhaushalt). Besonders Porto Alegre wurde seit 1988 Paradebeispiel für solche Bürgerbeteiligung bei der Budget-Planung. Auf Initiative der Bürgermeister der Arbeiterpartei PT wurde das Stadtgebiet in 16 Bezirke eingeteilt und in jedem Bezirk haben die insgesamt vielleicht 1.000 NROs (Bürgerorganisationen) das Recht, ihr Vertretergremium einzurichten, um den Dialog mit der Stadtverwaltung zu führen. Die Stadtverwaltung legt - wie andernorts auch - ihren nächsten Haushaltsplan vor und ist dann allerdings gehalten, sich mit Alternativvorschlägen der Bürgervertretungen auseinanderzusetzen, um eine tragfähige Form der Maßnahmenplanung und der Finanzierung der beschlossenen Projekte zu finden. Die Bürgerinteressen in den einzelnen Stadtbezirken sollen dabei weitgehend berücksichtigt werden – auch wenn die letzte

Entscheidung im Stadtrat gefällt wird. Beispiel: der Stadtrat plant eine Stadtautobahn. In den davon betroffenen Stadtteilen möchten die Bürger aber lieber zwei neue Schulen, 3 Kindergärten bauen oder die Grünanlagen erweitern und melden genau das über ihre NROs zurück. Damit setzt die Diskussion über Alternativen für die nächste Runde der Haushaltsplanung ein und endet irgendwann mit irgendeinem Kompromiss. Die kolumbianischen NROs an meiner Seite dachten an ihre eigenen Gemeinden und hielten einen ähnlichen Bürgerhaushalt bei sich zu Hause für machbar. Zumindest sollte es einen Versuch wert sein. Ich wußte genau, wovon Felix sprach. Denn als FES-Referent hatte ich 1998 den Bürgermeister von Pto Alegre nach Bonn und Berlin eingeladen, um **Orçamento Participativo** vorzustellen. Ein Ansatz, der sehr gut zu Brandts Demokratieverständnis passte, wonach die lokale Ebene die Stabilität des Systems bestimmt. Besonders Bürgermeisterin Dieckmann (SPD) in Bonn hatte sich sehr interessiert gezeigt und wir hatten sehr angeregte Gespräche führen können. Jetzt half mir Olgas Bruder, einen Termin bei der Stadtverwaltung zu vereinbaren. Das war - trotz der Weltkonferenz - weniger schwer als erwartet. Ich war nur neugierig, ob die Bürgerbeteiligung in Pto Alegre weiterhin so hoch gehalten wird. Es machte den Anschein, dass ja. Aber es blieb ein Höflichkeitsbesuch.

Aber bevor Pto Alegre offiziell zu Ende ging, setzte ich mich noch einmal mit der für unsere Projektarbeit besonders wichtigen kolumbianischen NRO Ecofondo zu einer ersten Auswertung zusammen. Wir fragten uns: was haben wir durch die vielen Kontakte für unsere gemeinsame Arbeit in Kolumbien gelernt? Wir fanden natürlich schnell eine ganze Reihe von Punkten und hatten auch erste Ideen, wie wir was finanzieren würden. Die Einzelheiten sollte Rafael Colmenares, der Direktor der NRO Ecofondo, während des Rückflugs mit den KollegInnen ausdiskutieren.



erstes Auswertungsgespräch mit Rafael Colmenares in Pto Alegre (kolumbianische NRO Ecofondo)

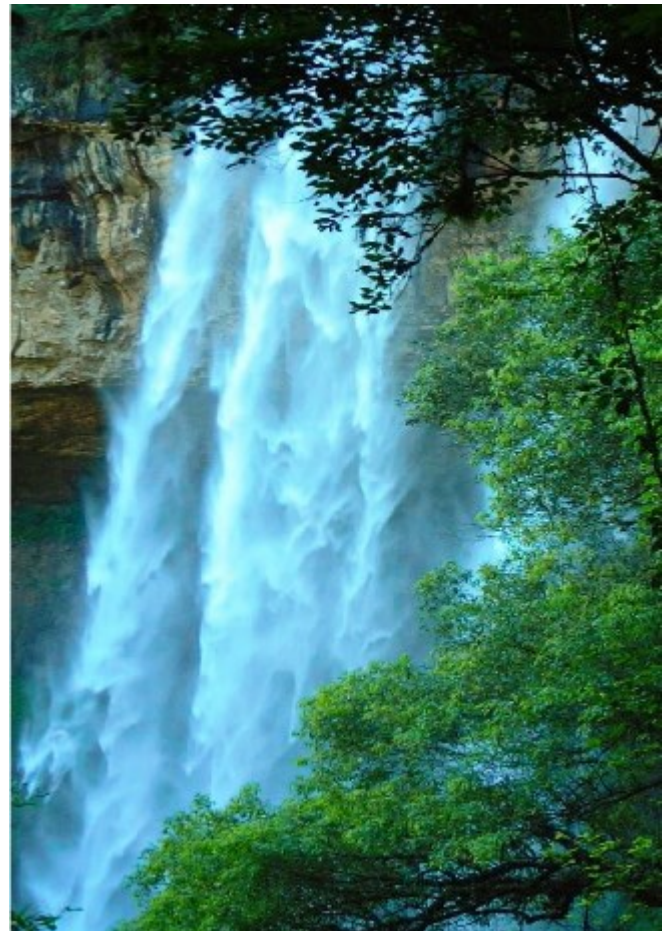
Und dann passierte nur noch der offizielle Ausklang einer intensiven Arbeitswoche

*Auf gut Brasilianisch hieß er natürlich : **Samba***



Meine Gastgeber boten als persönlichen Abspann gerne noch einen Blick über die wirklich schöne Millionenstadt hinaus auf das Umland von Porto Alegre an. Hätte ich da „nein“ sagen können? Sie hatten 2 Punkte auf ihrem Zettel: die gewaltige Seenlandschaft ringsum; und der nicht zu übersehenden Einfluss deutscher Zivilisation und Kultur an jeder zweiten Ecke. Ganz besonders schwärmten Felix und seine Frau Griselda von dem nur 100 Km entfernten "deutschen Schwarzwald-Städtchen", *Gramado*, mit seinen bayerischen Straßenzeilen und dem brasilianischen Wasserfall.

*Kaskaden im Parque do Caracol,
Gramado (Bras.)*



Wir fahren über Land. Niemand musste Angst haben vor der Guerrilla oder den Paras.... Ich stellte mir vor, wie begeistert die ersten Deutschen wohl waren als sie auf dieses landschaftliche Kleinod trafen. Dabei ging meine Erinnerung zurück zu ähnlichen historischen und armutsbedingten deutschen Einflüssen bei den Auswanderern aus Tirol, aus dem Hunrück oder dem Westerwald, wie wir sie damals in Peru, in Pozuzo und Oxapampa angetroffen hatten.

Zivilgesellschaft versucht es mit unterschiedlichen Ansätzen

Ich hatte besonders eine erfahrene Mitarbeiterin, die mich des Öfteren begleitete. Sie war Psychologin und sehr geeignet, um sich vorzustellen, wie würde dieses Land in 10 oder 15 Jahren aussehen. Würden unsere Initiativen dann irgendwelche Veränderungen bewirkt haben. Und wenn ja, welche und wo und bei wem?.... Diese unsere Gespräche füllen ein eigenes Buch und sind jedenfalls nicht mit einem eindeutigen „ja“ zu beantworten. Die Verhältnisse sind nicht danach.....

Denn:

Als ich 10 Jahre später vorsichtig auf Kolumbien zurückschaute, hatte sich die Realität nicht besonders weit in die Richtung unserer Initiativen von SomosSINA verschoben. Kolumbien ist nach wie vor durch massive gesellschaftliche Widersprüche gekennzeichnet. Aber die Jugend und die Indigenen bewegten sich . Und das läßt – trotz allem - hoffen

Indigene Demonstranten entfernen Soldaten vom Militärstützpunkt Las Torres innerhalb ihres Indianerschutzgebietes im Nord-Cauca (2016)



indigene Völker protestieren

für den Erhalt ihrer Lebensformen (Minga) im Putumayo (2019)

Tatsächlich kommt es in Kolumbien immer wieder gerade in den indigenen Landesteilen zu Protestmärschen und der Forderung, den indigenen Völkern nicht ihre Lebensgrundlagen zu entziehen, darunter die sozial-ökonomische Form der Minga, die wir mit unserem Projekt Chimayoy in Pasto ziemlich erfolgreich unterstützt hatten.

nicht weniger deutlich zeigen sich Studentinnen, die sich für gerechtere Bildungspolitik in Kolumbien einsetzen (Bogota, 2011)



Bei solchen Szenen habe ich selber immer auch die widersprüchlichen Erfahrungen aus Chile vor Augen. Dort hatte es zahlreiche Demo-

kratisierungsinitiativen gegeben und nominell eindeutige Regimewechsel. Dennoch war die Gewalt nicht automatisch verschwunden. Es hatte aber nach einigen schleppend demokratischen Jahren eine engagierte und provokante Jugend gegeben, die den Weg nach vorn sucht.

Und es muß auch gar nicht immer nur um Umwelt und Klima gehen (*Fridays for Future*). Wie in Chile, kann eine Allianz aus Studenten und Indigenen einer konservativen Regierung ausreichend viel Druck machen, um über Bildung und Soziale Sicherheit hinaus dann auch in der Umwelt- und Energiepolitik Reaktionen einzufordern (s.o, S. 92, Massenproteste gegen Präsident Piñera, Chile).

Frieden / Kultur / Umwelt - die Revolution des Antanas Mockus

Was Präsident Uribe nicht auf seinem Zettel hat, ist die Stärkung der Zivilgesellschaft. Dafür steht vielmehr der Bürgermeister von Bogotá, Antanas Mockus. Ich hatte zuerst seine Mutter bei einer Kunstausstellung in der Galerie „La Cometa“ in Bogotá kennengelernt, ohne zu wissen, daß sie die Mutter ist. Sie war dort mit einer ganzen Reihe ihrer exklusiven Holzarbeiten vertreten. Auf ihrer Karte stand der Name Nijolé Šivickas. Wir sprachen ein bisschen über ihre Arbeiten. Sie war einfach eine liebenswürdige ältere, nicht präventöse Dame, der man auf den ersten Blick gar nicht ihre avantgardistischen Arbeiten zuschreiben würde (zumindest ich nicht). Das war irgendwann im Jahre 2000. Erst drei Jahre später suchte ich gezielt ihren Sohn auf, der zu der Zeit Bürgermeister von Bogotá war und mich durch eine ganze Reihe seiner völlig unbürgerlichen und nicht-kolumbianischen Aktionen richtiggehend begeisterte. In den Medien heißt er immer nur Antanas Mockus. Jetzt sah ich zum ersten Mal seinen zweiten Namen, Šivickas. Erst jetzt erkannte ich die Mutter-Sohn-Beziehung zwischen der Künstlerin und dem zweitwichtigsten Politiker des Landes und erkannte seine litauischen Wurzeln.

Warum ich Mockus um dieses Gespräch gebeten hatte? Mehreres.

Unvergessen war seine Absetzung als Universitätsrektor, weil er vor einer ihn kritisierenden Studentenschaft an der Uni Manizales seine Hosen heruntergelassen hatte, um in der drastischen pantomimischen Sprache zu sagen „leck mich ...“ . Das hatte aber nicht seine erfolgreiche Kandidatur als Bürgermeister von Bogotá behindert. Es hatte gezeigt, dass der Mann sich nicht leicht von seinem Weg abbringen läßt.

Seit 2001 war er Stadtoberhaupt – und behält jetzt die Hosen an.

Vor allem hat er eine ganze Reihe von kulturevolutionären Maßnahmen in seiner Stadt durchgesetzt: um die Bürger zum Wassersparen zu bringen, gab es im Fernsehen einen Video-Clip mit Mockus unter der Dusche, wie er den Wasserhahn abdreht solange er sich schamponiert. Das führte erkennbar zur Reduzierung des Wasserverbrauchs in der Stadt! (sagt das Presseamt). Er ließ durch Pantomimen an den Straßenkreuzungen den wilden Autofahrern die Verkehrsregeln erläutern. Das wirkte ein bisschen. Mich selber hat aber am stärksten beeindruckt, dass er sonntags die vier- und sechsspürigen Stadt- und Autobahnen sperren ließ und sie für die Radfahrer frei gab. Ich hatte mein Rad aus Deutschland mitgebracht und kann es jetzt sonntags endlich auch nutzen.

In der Woche ist das unmöglich. Ein Radfahrer ist Freiwild für die Autofahrer, nicht anders als die Fußgänger. Denn bisher gab es nirgendwo Fahrradwege, und wenn, dann hätte der Bogotaner Massenverkehr auch die - ohne mit dem Blinker zu zucken - für die Autos genutzt. Dank Mockus wurden jetzt jeden Sonntag die Wolken aus Radfahrern umfangreicher. Ganze Familien mit kleinen Kindern und Hund rollen über den Asphalt, der sonst nur Autoreifen kennt. Es sind Zehntausende von „ciclistas“ jeden Sonntag. Das hilft der Stadt und ihrer Luftqualität. Aber noch wichtiger ist die mentale Veränderung, die

allmählich greift. Denn an den Wochentagen galt bisher nur das Recht des Stärkeren: der große Bus hat Vorfahrt vor dem großen Jeep (egal, was die Ampel sagt); der große Jeep hat Vorfahrt vor dem Pkw; der vor einem todesmutigen Radfahrer und alle hatten immer Vorfahrt vor dem Fußgänger.

Jetzt setzte sich auch der Besitzer eines teuren Jeep sonntags auf sein fast ebenso teures Sportrad, der ex-Autofahrer radelt fröhlich über alle Kreuzungen und wehe, ein frevelnder Autofahrer wagt es, den Radfahrerfrieden an irgendeiner Ecke zu stören! Am nächsten Tag, dem Montag, sitzen die meisten wieder in ihren Autos. Aber jetzt nehmen sie plötzlich einen Radfahrer an der Kreuzung wahr oder einen Fußgänger und fangen an, dessen Rechte zu respektieren. In meinen Augen findet unter Mockus eine **Kulturrevolution** in Bogotá statt. Jede Woche wird das Netz der Radwege vergrößert, entstehen neue Fahrradläden, bauen sich fliegende Reparaturwerkstätten auf, die ruckzuck jeden kaputten Reifen für ein paar Centavos flicken, aber auch eine neue Klingel oder Fähnchen und anderen Fahrradschmuck verkaufen.

*Bogotá kennt
jetzt sogar die
Nacht des
Fahrrads:*



Selber könnte ich die 25 Km von meiner Wohnung zum Großmarkt *Corabastos* heute mit dem Fahrrad auf einem Radweg fahren, um immer das frischeste Obst und Gemüse zu besorgen. Dabei ist *Corabastos* die Anstrengung auf jeden Fall wert, und wenn es nur wegen der gewaltigen Dimensionen des Marktes wäre.

*Corabastos und seine
Heizelmännchen...*

Denn, unbeeindruckt von der Krisenlage Kolumbiens rollen auf den brummenden Großmarkt jeden Morgen ab 3 oder 4 Uhr 6- bis 7.000 Händler, um 2,5 Mio Tonnen an Nahrungsmitteln pro Jahr für Millionen von Menschen in und um Bogotá zu bewegen. Und auch als einzelner kann man sich hier einmischen und wenn es nur um ein Kilo Mangos geht.

*Corabastoas. Großmarkt:
Bogotá versorgt sich hier
und auch ER findet sich
gelegentlich ein*

Bogotá ist inzwischen auch eine außerordentlich grüne Hauptstadt mit enormen Stadtparks in alle Himmelsrichtungen geworden. Die eigentlichen Friedenszonen dieser Stadt. In den Parks hat zumindest niemand Angst vor einer Autobombe.



Wenn man die Entwicklung

dieser 8 oder 9-Millionen-Stadt Bogotá über die letzten 10-12 Jahre aufsummiert, muss man fairerweise zwei Namen nennen, die maßgeblich dazu beigetragen haben, dass sich die Hauptstadt in einen Teil der Zukunftsvisionen für dieses Land verwandeln konnte. Unter der Ägide der beiden alternierenden Bürgermeister **Enrique Peñalosa** und **Antanas Mockus** hat sich hier eine bürgerfreundliche Großstadt entwickelt. Bogotá hat in der Abfolge der beiden Bürgermeister Mockus-Peñalosa-Mockus einen radikalen Bruch der tradierten **politischen Kultur** erlebt.

Auch wenn beide nicht identisch in ihren Zielen und Methoden sind, so haben ihre Politiken doch klar aufeinander aufgebaut und sie haben sich gegenseitig so dynamisiert, dass sich von einer kontinuierlichen Kommunalpolitik über diesen längeren Zeitraum sprechen lässt. Beide sind nicht Repräsentanten der traditionellen Machtklügel des Landes. Beide sind sogenannte Unabhängige, ohne Parteiapparat und ohne die manipulative Macht landesweiter Fernsehketten oder nationaler Zeitungen im Rücken. Diese Bürgermeister haben ihre Wahlversprechen umgesetzt, haben Bürgerbeteiligung angeboten und eingefordert, machen Politik für und mit den Bürgern, nicht (nur) für ihr eigenes Bankkonto.

Zu der landesweit überzeugenden politischen wie finanziellen Großinvestition, bei der sie sich gegenseitig bestärkt haben, gehört die Stadtbuslinie „**Transmilenium**“ mit fester (privilegierter) Fahrspur für den Bus. Peñalosa hatte konzipiert und Mockus hatte umgesetzt. Das erlaubt heute täglich Zigtausenden von Bürgern ein schnelles und kostengünstiges Durchqueren der Riesenstadt (der größte Durchmesser beträgt etwa 75 Km). Mal kurz und knapp eine gute Nachricht, oder?

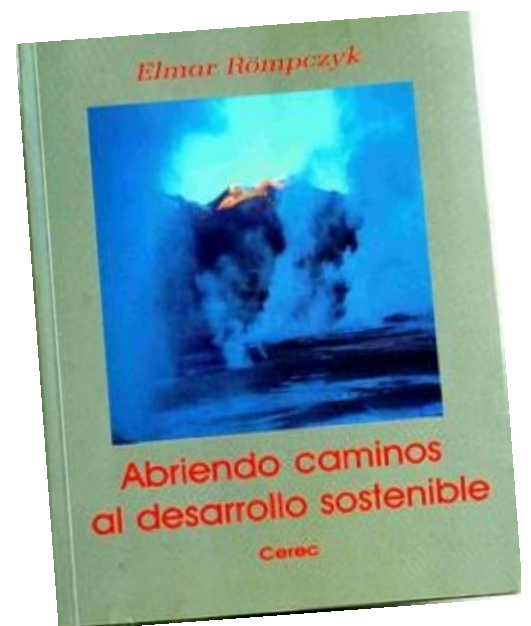
Wegen dieser ganzen kreativen Innovationen hatte ich Mockus Mitte 2003 aufgesucht, vor allem weil ich da schon wusste, dass mein nächster Einsatz in den baltischen Ländern stattfinden sollte und weil Litauen, das Land seiner Mutter zum Baltikum gehört. Wir hatten ein gutes Gespräch. Am Ende verabredeten wir, dass er sich von mir nach Litauen einladen lassen würde, sobald ich dort angetreten war, um seine „Kulturrevolution“ vielleicht auch ins Baltikum zu tragen. Leider kam es dann nicht dazu, weil Mockus seine Wiederwahl in Bogotá nicht schaffte und vor allem, weil er gesundheitliche Probleme

bekam.⁶⁰ Ich nutzte später besonders in Litauen, aber auch in Lettland viele Gelegenheiten, um von Antanas Mockus Šivickas zu erzählen und von seinem starken Willen, Dinge zu ändern zugunsten der Menschen.

ERFAHRUNGEN SAMMELN UND WEITERGEBEN

Ich hatte schon in Bonn einen Teil meiner Freizeit genutzt, um an der Uni Bonn im Laufe der Jahre zweimal einen Lehrauftrag zu übernehmen (Politik, Soziologie). In Kolumbien kam eines Tages von der National-Universität in Bogotá auch die Anfrage, ob ich einen Lehrauftrag in dem Feld übernehmen könne, in dem ich tätig war: Entwicklungspolitik / Umweltpolitik. Ich sagte zu, allerdings mit der Einschränkung, dass ich keine Prüfungen abnehmen oder Klausuren schreiben lassen würde. Ich hatte einfach nicht genügend Zeit. Zeit nahm ich mir allerdings, um ein Buch zu diesen Themenbereichen zu schreiben, das ich als Arbeitsgrundlage für unsere Veranstaltungen nutzte. Es wurde in einem renommierten Verlag veröffentlicht (Cerec) und irgendwann stellte ich fest, dass auch meine Mitarbeiterinnen von SomosSINA sich dieses Buch angeschafft hatten (wahrscheinlich um ihren Chef endlich mal zu verstehen...). Wieder war Olga Sofia äußerst wichtig gewesen: sie hatte die Übersetzung in gutes Spanisch übernommen.

„Wege öffnen für nachhaltige Entwicklung“ –
hatte ich die Grundlage meines Lehrauftrags
an der National-Uni in Bogotá genannt



Eine ganze Reihe weiterer Publikationen war im Laufe der Jahre aus den einzelnen Projekten heraus entstanden und meist für ein bestimmtes Publikum gedacht. Wichtig war mir dann noch ein kleines Büchlein auf Deutsch. Ein Büchlein in der Absicht geschrieben, dass Miriam sich später an diese Zeit in Kolumbien erinnert, die wir mit einigem Auf und Ab im Land zusammen verbrachten hatten.

ER-Kolumbienbriefwechsel mit Miriam...



⁶⁰ diese gesundheitlichen Probleme verschärften sich ziemlich rasch und endeten wenige Jahre später leider sogar in Demenz

INHALT REISEBAND I

TEIL 1: Von Gössnitz bis Borneo

über exotische Nebenstrecken: Rovaniemi –
Isfahan – Bangkok – Bali / Borneo

TEIL 2: Venezuela als Arbeits- und Studienaufenthalt

mit Nachbereitungen in :
Mexico – Guatemala – Ecuador – Kolumbien

TEIL 3: Peru I - UNESCO

TEIL 4: das Deutschland – Paket

Nelkenrevolution, Promotion, Kinder, Kirche

TEIL 5: Peru II - DED

TEIL 6: Über BONN und BRÜSSEL nach HAITI

Millionenauftrag und schwelgen in Korruption

EINGESTREUTE ABSTECHER

CUBA, ein spontaner Revolutions-Besuch

BOLIVIEN-ARGENTINIEN-CHILE, eine Familien-Rundreise

PARAGUAY, zwischen Strössner und Mennoniten

INHALT REISEBAND III

**TEIL 12 : BALTISCHE STAATEN - Was fehlt eigentlich an guter
EU-Mitgliedschaft ?**

TEIL 13 : Annäherung an Skandinavien durch die OSTSEE-ANRAINER

**TEIL 14 : SKANDINAVIEN im Gespräch
und die Chancen für eine zukunftsfähige EU
Bedingung : China auf Abstand halten**

TEIL 15 : ZYPERN & PORTUGAL als Evaluierungsauftrag der FES



Reisegefährtin Fräulein Quisco
Chile